

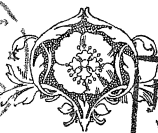
Des Herrn Friedrich Ost
Erlebnisse
in der Welf-Bellamy's.

Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002.

Herausgegeben

von

Conrad Wilbrandt.



Historisches Seminar
Völkerrechtliche Abteilung
Universität Breslau

W i s m a r.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.

1891.

Uebersetzungsrecht vorbehalten!



3345



PAD

1180109532

Vorwort des Herausgebers.

Von den Auberwandten des Herrn Friedrich Ost wurde ich ersucht, die hinterlassenen Papiere desselben einer Durchsicht zu unterziehen und davon dem Druck zu übergeben, was ich dazu für geeignet halten mochte. Mir erschienen seine Aufzeichnungen aus den Jahren 2001 und 2002 ganz beachtenswerth, und ich glaubte sie der Deffentlichkeit nicht vorenthalten zu sollen.

Wie Bellamy's Julian West hat auch Friedrich Ost das Schicksal gehabt, in eine ferne Zukunft verschlagen zu sein. Wie Jener im Jahre 2000, so ist dieser in den Jahren darauf der Zeuge einer neuen Ordnung in Gesellschaft und Staat gewesen und hat der Feder vertraut, was er erlebte, horte und sah. Daß seine Beobachtungen ihn zu entgegengesetzten Ergebnissen führten wie Julian West, kann seine Aufzeichnungen in meinen Augen nicht werthloser machen.

Im Gegentheil, diese Verschiedenheit der Beobachtung und des Urtheils ließ mich die Veröffentlichung als eine Pflicht erkennen. Bellamy's Buch ist in vielen Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt, hat also vermuthlich Millionen von Lesern gefunden. Haben nicht diese Millionen, die von der neuen Ordnung der Welt mit Interesse gelesen, die vielleicht alle entzückt worden sind durch die Einblicke, die Julian West in das Leben unserer Nachkommen ihnen gab, — haben diese Millionen nicht das Recht, zu verlangen, daß ihnen auch andere Schilderungen nicht vorenthalten werden, die ihnen das Leben jener Welt von der Rehrseite zeigen? Ich wenigstens glaubte es ihnen schuldig zu sein und gebe der Hoffnung Raum, daß sie auch dieses kleine Werk mit gleichem Eifer verschlingen werden.

Damit soll selbstredend nicht gesagt sein, daß mir nicht auch andere geneigte Leser von Herzen willkommen wären.

Im Februar 1891.

D. S.

nach den ihm gemachten Mittheilungen des Dr. Veete — ließ Bellamy seinen Selben selbst berichten.

In Gesellschaft und Staat aber war eine Ordnung der Dinge eingetreten, die mir fremd und ungewohnt war.

Auf dem Wege friedlicher Entwicklung war in allen Kulturländern der Welt der Staat der Träger der Production geworden. In seine Hand war der sämmtliche Kapitalbesitz übergegangen, und die Menschen hatten nur ihr eigen zu nennen, was sie zur Ausstattung ihrer Wohnräume, zur Nahrung, Kleidung oder sonstigem Gebrauch vom Staate erworben hatten.

Gleich wie die Arbeitsmittel stand auch die sämmtliche Arbeitskraft zur alleinigen Verfügung des Staates. Ein Austausch von Dienstleistungen unter Menschen fand nicht mehr statt; wer einen Gegenstand erwerben oder eine persönliche Dienstleistung in Anspruch nehmen wollte, vermochte nur in den Verkaufshallen oder Bureaus des Staates Befriedigung zu erlangen.

Alle Menschen waren dem Staate zur Arbeit verpflichtet, participirten aber zu gleichen Theilen an dem Gewinn derselben. Die Unterschiede in der Bezahlung der Arbeit hatten aufgehört; als oberster Grundsatz galt, daß ein Jeder der Gesamtheit nach besten Vermögen dient, und daß an die Güter der Erde alle Menschen die gleichen Anrechte haben.

In der Wahl des Berufs war jedem Menschen die volle Freiheit gegeben. Der Staat nahm die gesammte Erziehung in seine Hand; er ließ Allen die gleiche Ausbildung des Geistes und des Körpers geben, bot Allen die gleiche Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen und praktischer Geschicklichkeit. Die Zeit des Zwangsunterrichts dauerte bis zum 21. Jahre. In diesem Alter trat die Jugend ins werththätige Leben ein, hatte aber zunächst eine Rekrutenzeit durchzumachen, während welcher sie von ihren Vorgesetzten zu jeder Arbeit herangezogen werden konnte, und nach Ablauf dieser Periode galt ein Jeder für befähigt, sich mit Verständniß den Beschäftigungszweig auszusuchen, der seinen Anlagen und Neigungen entsprach. Wer sich für rein geistige Thätigkeit entschied, fand noch bis zum 30. Lebensjahre zu unentgeltlichen Studien auf einer höheren Lehranstalt Gelegenheit. Mit dem 45. Lebensjahre ward jeder Bürger von der Arbeit befreit, behielt aber bis zu seinem Ende seinen Antheil an dem Gewinn der gesammten Arbeitsleistung. — Ergab sich bei der freien Wahl des Berufs, daß für einzelne Beschäftigungen, weil sie niederdrückender und schwieriger waren,

genügende Theilnehmer sich nicht fanden, so wurde der Ausgleich geschaffen, indem für diese Beschäftigungszweige die Arbeitszeit herabgesetzt ward.

Weil es für die Menschen unter sich nichts zu Handeln gab, war das Geld aus der Gesellschaft verschwunden. Der Staat setzte den Werth aller Erzeugnisse in einer Geldsumme fest und händigte mit dem Beginn jeden Jahres allen Einzelnen eine auf ihren Namen lautende Creditkarte aus, welche die Summe angab, die einem Jeden als Gewinnantheil an dem gesammten Arbeitsproduct zufiel. Ein Jeder war berechtigt, zu kaufen, was er wollte; er zeigte seine Creditkarte vor, und ein Einschnitt mit einer Couponschere brachte die Summe zum Ausdruck, die als Zahlung entrichtet worden war. Im internationalen Verkehr, den nur die Staaten unter sich mit einander betrieben, fand nur ein Waarenaustausch statt. Ein von allen Staaten eingefetztes Syndicat setzte die Preise der ausgetauschten Güter fest und beschaffte durch Umschreibung der Werthe den Zahlungsausgleich.

Dies sind in der Kürze die Grundzüge der Neuordnung in Gesellschaft und Staat. Es war die Verwirklichung der socialdemokratischen Idee, aber die Verwirklichung war nach allen Richtungen hin zum Heile der Menschheit ausgefallen. Das Leben in der Gesellschaft war in jeder Hinsicht ein ruhiges und friedliches geworden. Politische und sociale Kämpfe kamen nicht mehr vor, weil aller Zwiespalt der Interessen aufgehört hatte. Verbrechen wurden zur Seltenheit, weil für ihre hauptsächlichsten Motive, Geldgier und Selbstsucht, kein Raum mehr war. Auch Streitigkeiten aus geschäftlichen Meinungsdivergenzen hatten ihre Endschafft erreicht, weil die Menschen Geschäfte unter einander nicht mehr machten. Unglückliche Ehen vergifteten das Leben nicht mehr, weil Geldheirathen zur Unmöglichkeit geworden waren, und kein junges Mädchen mehr den Antrieb empfand, der Noth gehorchend einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen. Auch Unglücksfälle, wie der frühere Verkehr sie mit sich brachte, der Mangel an Arbeitsverdienst in Folge einer Geschäftskrise und der Verlust der Existenz in Folge von Zahlungs-Unfähigkeit, waren ein unbekannter Begriff. Da die Verwaltung des Staates die einfachste war, Armeen bei dem Wegfall von Beweggründen zu kriegerischen Heibereien der Völker nicht mehr gehalten wurden, der gesammte Handelsstand verschwunden war, und kein Mensch mehr vergeblich nach Arbeit suchte, war für die gewerbliche Production eine große Anzahl von Kräften

gewonnen, und der Staat befand sich in der glücklichen Lage, trotz Verkürzung der Arbeitszeit auf wenige Stunden der ganzen Bevölkerung eine so bedeutende Menge von Genüssen zu bieten, daß kaum noch ein Mensch ein Bedürfniß empfand, dem die Befriedigung versagt bleiben mußte. Julian West hat zwar die Werthsumme der Creditkarten nicht angegeben, aber die Einblicke in die Häuslichkeit des Dr. Veete, die er dem Leser gewährt, lassen einen Lebenshalt der Gesellschaft erkennen, wie er im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts bei einem Einkommen von zwölf bis fünfzehntausend Mark geführt sein mag.

Solches war der Inhalt des merkwürdigen Buches. Ich lag auf meinem Sopha und war in unruhiges, brütendes Grübeln versunken. Das Eine war mir ja klar: waren in der Hinwegräumung des Privateigenthums, in der Leitung der Production durch den Staat und in der Gleichmäßigkeit der Vertheilung die Mittel gegeben, die arbeitende Bevölkerung zu reichem Wohlstand zu bringen und Mangel und Entbehrung den Menschen ferne zu halten, so war jedes Widerstreben eine Vermessenheit, jede Verzögerung ein Verbrechen. Wenn für alle die Millionen so Großes gewonnen wird, darf die bevorzugte Lage der oberen Zehntausend kein Hinderniß bieten. Aber lag denn dies Alles im Bereiche der Möglichkeit? Hat unsere mangelhafte Erde für so viel ungetrübte Glückseligkeit Raum?

Bedenken aller Art stiegen in mir auf, und eine Fluth von Zweifeln ging mir wirbelnd durch den Kopf.

Werden in diesem socialistischen Staate die Organe der Staatsverwaltung die nöthige Befähigung haben, um alle wirthschaftlichen Functionen des Volks mit derselben Energie zu leiten, wie es bisher im Widerstreit der Interessen bei der Sorge um die Existenz und der Jagd nach Gewinn durch die Millionen von Einzelexistenzen geschah?

Werden alle diese Millionen die gleiche Liebe zur Arbeit empfinden, wenn materielle Interessen nicht mehr im Kampfe liegen, und die Sorge um das tagliche Brod wie der Reiz nach Gewinn ihnen fremd geworden sind? Und werden diese Millionen die Empfindung von Glück und Befriedigung haben, wenn sie nichts mehr ihr eigen nennen und ein Dasein ohne Kampf und Sorge führen?

Werden zugleich mit dem Eigenthum auch Hader und Zwietracht unter den Menschen verschwunden sein? Wird die Gleichheit des Einkommens den Haß verdrängen und dem Neid und der Mißgunst keinen Spielraum mehr lassen?

Wird in Politik und Verwaltung die Verschiedenheit der Meinungen ein Ende haben, wenn der Staat der alleinige Producent und alleinige Vertheiler der Güter ist?

Wird mit dem Erlöschen der materiellen Interessen auch der Spuk von Klassenhaß, Rassenhaß und Glaubenshaß aufgehört haben? Werden im socialdemokratischen Staate die Stöcker und Böckel verduftet sein?

Das alles waren Fragen und Zweifel, die mir im Kopfe bunt durcheinander wogten. Ramen die Zweifel nach oben, so stiegen wieder alle die Bilder vom Jammer und Elend der Welt in mir auf, und gewannen diese trostlosen Bilder Raum, so ward mir wieder unklar, ob überhaupt noch ein Zweifel gerechtfertigt sei.

Diese sociale Weltordnung, in der der Eigennuß regiert und unaufhaltsam Reiche und Arme schafft, ist ein verpestetes Gewächs, das vertilgt werden muß, so sagte die eine Stimme. Diese sociale Weltordnung, so sprach die andere, ist ein Werk der Natur, und die Menschheit wird vergehen, wenn sie die Bahnen verläßt, die Allmutter ihr vorgeschrieben hat. Der Reichthum muß verschwinden, so tönte es von der einen Seite, denn er zieht die Armuth wie einen Trabanten unaufhörlich seinen Kreisen nach. Der Reichthum ist ein Segen, rief es auf der andern, denn er wird die Armuth verdrängen, wie das Licht die Finsterniß scheucht. Welches sind die guten und welches die bösen Stimmen? Auf welcher Seite ist das Recht, auf welcher das Unrecht zu finden? Ich bemühte mich, die Menge widerstreitender Gedanken in Schlachtordnung einander gegenüber zu stellen, und gedachte durch den Anblick zweier wohlgeordneter Armeen zur Klarheit zu gelangen, auf welcher Seite die wirkungsvolleren Waffen wären. Aber mein Kopf war bis zum Siedepunkt erhitzt; alles Blut war in Wallung, und eine bleierne Schwere legte sich mir auf die Augenlider. Ich suchte zu schlafen und hoffte dadurch die Ruhe zu finden, aber der Schlaf wollte nicht kommen, und die Jagd der Gedanken rastete führerlos in meinem Gehirn.

Ich weiß nicht, ob auch die Schwüle des Zimmers und meine alte Nervenerrüttung das ihrige thaten, aber mein Zustand steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, und ich sprang von meinem Sopha auf, um in der herbstlichen Luft Erfrischung und Kühlung zu suchen. Mit achtlosen Schritten ging ich der Friedrichstraße nach und bog nach längerem Marsch unbewußt in die Leipziger Straße ein. Die blendende Helle des elektrischen Lichts und

das Gewirre und Gewoge von Wagen und Menschen thaten mir wohl. Ich fühlte zwar unvermindert den peinigenden Druck auf dem Gehirn und die Centnerschwere auf den Augen, aber es lenkte mich doch von meinen Gedanken ab, daß die Pracht der Läden und das Getriebe der Menschen die Blicke auf sich zogen.

So war ich ein Ende der Straße dahingeschlendert, als ich plötzlich einen sanften Schlag auf meine Schulter fühlte. Ueberrascht wandte ich mich um und blickte in das heiter lächelnde Antlitz meines Freundes Ferdinand Scherr, der Procurist in einem internationalen Bankgeschäft war, und in dessen Gesellschaft ich seit Jahren die Abende zu verbringen pflegte.

„Aber, lieber Freund,“ sagte er halb ernst, halb scherzend, „Du von Deiner Reise zurück und machst mir nicht einmal Mittheilung davon? Wo bleibt denn da die Verabredung?“

Die Frage setzte mich in Verwirrung. Seit drei Tagen war ich bereits von einem längeren Ausflug zurück und hatte nicht einmal daran gedacht, ihm eine Postkarte zu schicken. Ich bemühte mich eine Entschuldigung zu stammeln, aber Scherr ward meine Verlegenheit gewahr und legte mir die Hand auf den Mund.

„Laß nur,“ sagte er, „ich kenne ja Deine Zerstretheit, und sie soll Dir nicht weiter angerechnet werden. Aber es freut mich, daß ich Dir heute einen interessanten Abend bereiten kann.“

„Einen interessanten Abend?“ entgegnete ich, nur zu sehr besorgt, daß mein schwerer Kopf und die Gedankenjagd in ihm mir auch die interessantesten Dinge nicht würden interessant erscheinen lassen.

„In der That, einen interessanten Abend! Es besuchte mich heute Morgen ein eingeborener Ostindier in meinem Comptoir, um sich einige Auskunft über den internationalen Bankverkehr zu erbitten. Da ich die gewünschte Aufklärung in der Kürze nicht zu geben vermochte, meine Zeit auch gerade sehr in Anspruch genommen war, habe ich ein Stelldichlein in einem Wiener Café mit ihm verabredet und bin nun eben im Begriff, ihn dort aufzusuchen.“

Bevor er dies gesprochen, hatte er mich schon unter den Arm gefaßt und fuhrte mich vorwärts.

Wenige Schritte, und wir betraten ein geschmackvolles, nicht allzu geräumiges, darum aber um so gemüthlicheres Café! Das Publicum war nicht zahlreich, so daß es nicht schwer war, eine ungestörte Ecke zu finden. Auf einem behaglichen Divan in einer Nische saß ein langer, schlanker Mann, dessen weißer

Bart und scharf geschnittene Züge den angehenden Siebziger, und dessen bronzene Gesichtsfarbe trotz seiner europäischen Kleidung den angefündigten Ostindier erkennen ließen. Kaum war er meinen Freund Scherr gewahr geworden, so erhob er sich und trat ihm mit höflicher Verbeugung entgegen.

„Ich habe Ihnen sehr zu danken,“ sagte er artig, „daß Sie sich so vieler Mühe für mich unterziehen, und ich will nur wünschen, daß Sie dadurch an Ihrer kostbaren Zeit keinen allzugroßen Raub begehen.“

Er sprach in einem eigenthümlich accentuirten, grammatisch nicht ganz richtigen, aber doch fließenden Deutsch.

„Mit nichts, Herr Bernusi,“ war die Antwort, „ich stehe jetzt völlig zu Ihren Diensten und will nur offen bekennen, daß ich nicht ohne Egoismus diese Abendstunde ausgewählt habe. Sie soll mir, wie ich hoffe, Gelegenheit geben zu näherer Bekanntschaft und zu einer gemüthlichen Plauderei. Zunächst aber gestatten Sie mir, Ihnen einen alten Freund vorzustellen, der das Vorrecht hat, meine Abende mit Beschlag zu belegen. Herr Bernusi aus Ostindien, Herr Friedrich Ost, braver Mecklenburger, wohnhaft in Berlin.“

Damit nöthigte Scherr uns zum Sitzen, bestellte Kaffee und ging sogleich zu dem Gegenstande über, um dessen Willen Bernusi am Vormittage bei ihm gewesen.

Die Angelegenheit war in einer kleinen halben Stunde erledigt. Bernusi machte einige Notizen in sein Taschenbuch und schien über die erlangte Auskunft höchlich erfreut.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Liebenswürdigkeit,“ sagte er. „Wenn ich demnächst mit werthvollen Vereicherungen für meine Handelsgesellschaft nach Ostindien zurückkehre, so habe ich das wesentlich Ihren Kenntnissen und Ihrer Güte zu verdanken.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden,“ entgegnete Scherr, „und habe nur den Wunsch, daß meine Mittheilungen zu weiteren Beziehungen Veranlassung geben mögen. Sollte Ihr Geschäftshaus die angeknüpften Verbindungen mit Deutschland fortzusetzen geneigt sein, so wird unsere Bank mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, Ihnen hülfreich zur Seite zu stehen.“

„Dessen halte ich mich versichert,“ erwiderte der Ostindier, „und wenn ich auch bei meinen vorgedrükten Jahren und der weiten Entfernung auf eine wiederholte persönliche Begegnung nicht zu rechnen wagen darf, so hoffe ich doch, daß mir die Freude eines schriftlichen Austausch es noch oft zu Theil werden möge.“

Ferdinand Scherr lächelte. „Unser Zeitalter der Electricität und Dampfkraft ist leider immer noch nicht ganz Herr der Entfernung geworden. Um so mehr sollte man die glückliche Stunde festhalten, die uns den Genuß des persönlichen Verkehrs verschafft. Ich thue keine Fehlbütte, wenn ich Sie ersuche, heute Abend mein Gast zu sein?“

Bernuzzi verneigte sich verbindlich und entgegnete, daß es ihm nur angenehm sei, in so gemüthlicher Gesellschaft den Abend zu verbringen.

Scherr schellte einen Kellner herbei und bestellte Heidsieckmonopol. Es entspann sich nun eine lebhafte Unterhaltung, wie es wohl immer geschieht, wenn Deutsche mit einem Sproßling des alten Wunderlandes sich zusammensinden. Ich war anfänglich stiller und zurückhaltender, wie es bei solchen Gelegenheiten meine Gewohnheit ist, denn der bleierne Druck auf dem Gehirn und das prickelnde Gefühl in den Augen machten mich theilnahmslos und schweigsam, aber der fesselnde Gegenstand der Unterhaltung und auch wohl die anregende Wirkung des Weines verfehlten ihres belebenden Einflusses nicht. Vor allem Bernuzzi's gedankenreiche Beredsamkeit führten mich in eine mehr sympathische und theilnehmende Stimmung zurück. Er sprach gut und zeigte eine außerordentliche Unterrichtetheit in allen Angelegenheiten seines Heimathlandes. Die Lebensweise aller Völkerschaften in ihren oberen und niederen Schichten, ihre Sitten und ihre Beschäftigung, die Lage der industriellen Bevölkerung und die verschiedenen Betriebsweisen des Landbaues, die Geschmackrichtungen in Baulichkeiten und Trachten, die Wunder des Klimas wie der Thier- und Pflanzenwelt, die Eigenthümlichkeiten in den Verschiedenheiten der Religion, auch der Zusammenhang zwischen Klima, socialem Leben und Dogma — genug, was nur irgend für uns von Interesse sein konnte, das alles wußte er uns in anschaulicher Weise zum Verständniß zu bringen. Er selbst war Brahmane und zeigte sich uns in seinem Glauben als ein Mann, in welchem Verstand und religiöses Gefühl sich die Waage halten.

Die Lebhaftigkeit der Unterhaltung brachte uns auch persönlich näher, und es machte sich wie von selbst, daß wir mit Fragen nach seinen Lebensschicksalen in ihn drangen. Damit betraten wir ein neues, interessantes Gebiet, denn Bernuzzi's Leben war ein bewegtes und wechselvolles gewesen. Von Schicksalschlägen aller Art verfolgt, hatte er sich fast in allen Berufsweisen versucht, in allen Staaten seines weiten Vater-

landes sich umhergetrieben. Unwillkürlich warf ich die Frage auf, wo er seine Jugend verbracht, und wie er die Anfänge seiner Bildung gelegt.

„In meiner Jugend,“ sagte er, „arbeitete ich auf der Baumwollpflanzung meines Vaters in Lahore, und hier fügte es sich, daß der Fakir Haridas auf mich aufmerksam wurde und meinen Vater bat, mich in seine Dienste zu geben. Mein Vater wollte anfänglich nicht, gab aber schließlich meinem Drängen nach. In dem Dienste dieses Haridas habe ich dann eine Reihe von Jahren verbracht, und seiner philosophischen Art, in die geheimsten Dinge einzudringen, habe ich es wohl hauptsächlich zu danken, daß ich allen Erscheinungen gegenüber ein offenes Auge zu haben mich gewohnte.“

„Haridas, sagen Sie?“ fiel ich ein; „ist das nicht der berühmte Fakir, dessen wiederholte Begräbnisse bei lebendigem Leibe den europäischen Gelehrten heute noch ein Räthsel sind?“

„Gewiß, eben dieser Haridas; und ich glaube, es wird auch wohl noch eine Weile dauern, bis die exacte Forschung eine Erklärung dafür findet, wie man Wochen und Monate im Grabe liegen kann, ohne lebendig oder todt zu sein, und wie man, an Luft und Licht gebracht, durch künstliche Luftzuführung wieder zu athmen und zu leben beginnt.“

„Und sind Sie selbst einmal Zeuge eines solchen Begräbnisses gewesen?“

„Ich war dabei, als der General Ventura seinen viel besprochenen Versuch mit ihm machte. Ja, Haridas hatte bei diesem Versuche zur Bedingung gemacht, daß die Oeffnung des Grabes in meinem Beisein geschehen, und ich allein die Mittel anwenden sollte, ihn wieder ins Leben zu rufen.“

Bernusi erzählte nun eingehend alle Einzelheiten dieses merkwürdigen Falles. Wie Haridas das Zungenband zerschnitt, und die Zunge sich nun zurückgebogen und die Rachenhöhle verschlossen habe; wie er, Bernusi, ihm sorgfältig die Nasenlöcher und Ohren verstopft, und wie diese eigenthümliche Art von Scheintod schnell eingetreten sei. Wie man dann den Körper in eine Kiste gelegt, die Kiste vergraben und das Grab mit Gerste bepflanzt, und wie man nach 40 Tagen das sorgfältig bewachte Grab im Beisein von Zeugen wieder geöffnet habe. Der Körper sei starr und kalt gewesen, aber durch Einblasen von Luft und Anwendung von Wärme habe man den Leblosen binnen Kurzem wieder zum Leben gebracht.

Ferdinand Scherr schaute mich während dieser Erzählung

wiederholt unter Hinblicken auf Vernusi mit einem Lächeln an, als wollte er sagen, dem müsse der Champagner zu Kopfe gestiegen sein. Aber ich ließ mich nicht irritiren, sondern fuhr fort, die Eigenthümlichkeit dieses Scheintodes mit Vernusi durchzusprechen.

„Aber Du scheinst mir ein merkwürdiger Kauz geworden zu sein, mein lieber Ost,“ platzte Scherr endlich heraus, „sonst habe ich Dich nur als einen Skeptiker gekannt, der nichts glaubt, wofür man ihm nicht den Beweis vor die Nase führt, und nun scheinst Du für Geschichten gläubig zu sein, zu denen die weisesten Frauen die Köpfe schütteln.“

Vernusi blickte erstaunt empor, war aber höflich genug, kein Wort zu erwidern. In mir aber gährte der Aerger auf, und ich konnte mich nicht enthalten, den Unterbrecher derbe zurechtzuweisen.

„Ich glaube, was ich glauben muß,“ rief ich, „und woran kein Zweifel mehr zulässig ist. So lange ich für die Sache keine Zeugen hatte, habe ich daran gezweifelt wie Du. Seit ich aber von dem zuverlässigsten Manne davon höre, der selbst dabei gewesen ist, und der die Sache in allen ihren Einzelheiten kennt, würde ich ein Unrecht begehen, wenn ich den leisesten Zweifel hegte. Im Uebrigen braucht man nicht erst nach Ostindien zu gehen, um zu wissen, daß ein Körper, dem nichts weiter fehlt, als daß er die Fähigkeit zum Athmen verloren, vor Verwesung geschützt bleibt, wenn man der Luft unmöglich macht, in ihn einzudringen. Bleibt aber ein Körper unverfehrt, so braucht man nur die Lungen in Thätigkeit zu setzen, und das Herz beginnt zu schlagen, das Blut kommt in Umlauf, und alle Organe treten wieder in Function.“

„Da seid Ihr wohl gar in Eurem Mecklenburg schon dabei gewesen, die Todten lebendig zu machen und Begrabene aufzuerstehen zu lassen. Du scheinst mir heute ja merkwürdig illuminirt zu sein.“

„Von Todten ist keine Rede, und Begrabene lassen wir ruhen. Ich habe nur gesagt, daß man durch Abschließen der Luft vom Körper die Verwesung ferne hält. Du scheinst zu glauben, daß es in der Welt nichts giebt, als was die Naturforschung schon aufgespürt hat, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es noch einen unbekanntem dritten Zustand giebt, der weder Leben noch Todsein ist. Wenn man aber verhindert, daß in einen Körper, der sich in diesem dritten Zustande befindet, die Luft eindringt, wenn man unmöglich macht, daß der Sauer-

stoff der Luft sich mit dem Kohlenstoff der Nahrung verbindet und dadurch Wärme und Fäulniß erzeugt, so wüßte ich kein Hinderniß, warum man die Organe eines solchen Körpers nicht wieder in Thätigkeit setzen sollte."

Scherr war von seinem Sessel aufgesprungen und ging in dem inzwischen völlig leer gewordenen Zimmer in langen Schritten auf und ab.

"Bevor Du solchen Unsinn schwagest," sagte er, "hättest Du lieber einmal einem alten Hund das Lebenslicht ausblasen und ihn wieder lebendig machen sollen."

"Ach, was Hund, was Lebenslicht ausblasen! Ich spreche nicht von einem Menschen, dem man das Lebenslicht ausgeblasen hat, sondern von einem, der gerade so wenig todt als lebendig ist. Der nichts ist, als eine Maschine, die einmal ein paar Wochen außer Thätigkeit gewesen. Setze an einer solchen einmal das Triebrad in Bewegung, so wird sich die Welle drehen und die kleinen Räder und die Kniee und Klauen, und die Maschine ist in Leben und Thätigkeit."

"Und dennoch sage ich Dir, daß Du trotz aller Deiner Beredsamkeit selber nicht daran glaubst."

"Ich nicht daran glauben? Dein Gesichtskreis scheint sich heute ja merkwürdig eingeengt zu haben. Du hast mir selbst einmal erzählt, daß Weizenkörner, die vier Jahrtausende in der Hand einer ägyptischen Mumie gelegen, ihre Keimkraft wieder bethätigt haben, sobald man sie in fruchtbare Erde gelegt. Und da willst Du nun einem ebenso intacten Menschen das Recht absprechen, wieder ein wenig zu leben, wenn man seine Lungen zu athmen zwingt?"

"Und dennoch wiederhole ich Dir, Du glaubst selber nicht daran; und wenn Du es verlangst, so will ich Dir auch den Beweis dafür geben."

"Du mir den Beweis dafür geben?"

"Ich Dir den Beweis dafür geben." Damit hielt Scherr in seinen Schritten inne, pflanzte sich kerzengrade vor mir auf und schaute recht von oben auf mich herab. "Ich beweise es Dir damit, weil Du selbst nicht den Muth hast, Dich todt machen und einsargen zu lassen."

Das war ein schweres Wort zu unreechter Zeit. Wir waren bereits bei der siebenten Flasche angelangt, und der Sect hatte bei mir seine Schuldigkeit gethan. Das stark überspannte Gehirn hatte die Widerstandskraft gegen den Alkohol verloren, und das

prickelnde Gefühl in den Augen hatte der Wein nur gesteigert. Ich war daher reizbar geworden und ließ es zu vernünftigem Erwägen nicht kommen.

„Ich wüßte nicht,“ entgegnete ich, „welcher Muth dazu gehören sollte, die einfachste Sache auszuführen. Oder hältst Du es etwa für ein Unglück, einmal ein paar Wochen nicht lebend zu sein und die Nerven für ein neues Dasein zu stärken?“

„Und ich bleibe dabei, daß Du den Muth dazu nicht hast; daß Du Dich bestens bedanken wirst, Dich einzulassen zu lassen.“

„Und ich erkläre Dir, daß es eine Feigheit wäre, davor zurück zu schrecken, und daß solche Feigheit mir ferne liegt.“

Hier warf sich Vernunft ins Mittel. Ihm mochte auch vielleicht der Sect zu Kopfe gestiegen sein, aber er beharrte in seiner höflichen, verbindlichen Form und erklärte in ruhigster Weise, daß ich ganz Recht hätte, die Sache als etwas so Wunderbares nicht anzusehen, und wenn Scherr ihm nur helfen wolle, so sei er gerne bereit, mich einmal in diese Art von Scheintod zu bringen.

Ich hätte zwar nicht die Uebung, meinte er, den Athem lange anzuhalten, wodurch sich Haridas immer die Sache so leicht gemacht, aber wenn ich nur die Vorsicht beobachten wolle, mich zwei Tage hindurch recht ruhig zu verhalten, meine Nahrung auf einige Tassen Milch zu beschränken und beher fleißig Rhabarber zu nehmen, so übernehme er jede Garantie für einen glücklichen Ausgang.

Scherr aber war bereits für Vernunftgründe unzugänglich geworden. Er war von Natur der entgegenkommendste Mensch, aber beim Wein ward er leicht oppositionell, und hatte er einmal einen Widerspruch laut werden lassen, rannte er sich auch sogleich darin fest. Er beharrte also dabei, daß es ein Unsinn wäre, und daß ich den Muth zu solchem Wagniß nicht haben würde. Und wenn ich heute noch so viel versichere, daß mir der Muth nicht fehle, so wolle er sein Leben zum Pfande setzen, daß ich in dem Moment, wo die Procedur vor sich gehen solle, ganz jämmerlich die Courage verlieren würde.

Und so kam es, wie es bei solchen Gelegenheiten immer kommt. Nach langem Streit wurde ein Vertrag zu Stande gebracht und mit den feierlichsten Eiden beschworen. Scherr behauptete, eine Stunde von Berlin eine Stelle zu wissen, die zu solcher Eingrabung wie geschaffen wäre; eine seit Langem nicht mehr gebrauchte Kiesgrube in einem kleinen Wald, wo es sich ohne Aufsehen bewerkstelligen lasse, und wo man auch alle

Spuren mit Leichtigkeit verwischen könne. Er verpflichtete sich, das Grab graben zu lassen, und nahm es auch auf sich, eine Zinkkiste, die ihm praktischer erschien als eine holzerne, zur Stelle zu schaffen. Bernuft machte sich anheischig, für eine passende Scheere zum Durchschneiden des Zungenbandes zu sorgen, und gab namentlich das feste Versprechen, von einer nothwendigen Reise nach England spätestens am 31. December wieder zurück zu sein, um meine Wiedererweckung dann vornehmen zu können. Es war nämlich mein Wunsch, mit der ersten Stunde des neuen Jahres ein neues Dasein zu beginnen.

Ich meinerseits machte mich verbindlich, in den nächsten beiden Tagen das Zimmer zu hüten und strenge nach der Vorschrift Bernuft's nur Milch und Rhabarber zu mir zu nehmen. Am 27. November, Nachmittags 5 Uhr, sollte ich mich zur Abholung durch Scherr und Bernuft in Bereitschaft halten.

Ganz besonders aber verlangte Scherr von Bernuft einen feierlichen Eid, daß er nicht den geringsten Versuch machen wolle, mich von dem Vorhaben wieder abzubringen. Er wolle eben den Beweis liefern, daß ich in der letzten Minute erbarmlich zurückzupfen würde. Ich dagegen verlangte von Scherr einen Eid, daß er mich einjagen und eingraben wolle, wenn ihm das Vergnügen versagt bleiben sollte, mich zurückzupfen zu sehen.

Wir griffen alle drei nach den Ueberziehern, denn wir waren vom Morgen nicht mehr weit ab.

„Gute Nacht denn, mein Junge,“ sagte Scherr, indem er mir die Hand mit bedeutender Miene auf die Schulter legte, „Du wirst Dich übermorgen großartig blamiren; aber sei versichert, daß Du für den Spott nicht zu sorgen brauchst, so lange Du lebst.“

Bernuft drückte mir zum Abschiede die Hand, und so gingen wir aus einander, ein jeder in der Richtung seines Nachtquartiers.

Ich legte mich sogleich zur Ruhe, und es wollte mir anfänglich scheinen, als würde ich schnell zum Schlafen gelangen. Die einschläfernde Eigenschaft des Weines erschien mir mächtiger als mein revolutionäres Nervensystem. Aber der Alkohol verdunstete zu bald, und es entspann sich eine wilde Gedankenjagd in meinem Gehirn, die mich trotz aller Müdigkeit die Ruhe nicht finden ließ. Die Ereignisse des Abends, auch die interessanten Mittheilungen Bernuft's waren zwar bald verdrängt, aber Bellamy's blendende Schilderungen, meine quälenden Zweifel daran, die sociale Frage und der Gedanke an die Bestrebungen

und Wünsche des Arbeiterstandes kreisten mir unaufhörlich im Kopfe herum. Auch die folgende Nacht floh mich der Schlaf, und so empfand ich am Nachmittage des 27. ein Gefühl von nervöser Erregtheit und körperlicher Erschlaffung, das jeder Beschreibung spottet und mich unfähig machte, mir zum Bewußtsein zu bringen, was mit dem wunderbaren Vorhaben auf dem Spiel stand, und von welchen Zufälligkeiten meine Auferweckung abhängig war. Ich hatte nur ein Verlangen: zu schlafen, zu ruhen, zu vergessen, und es gab nur einen Gedanken, der mir angenehm war, das war der Gedanke an das Nichts.

Es kam daher wie ein Gefühl der Erlösung über mich, als Scherr und Bernusi in das Zimmer traten, um mich abzuholen. Nach einigen Minuten saßen wir drei in dem Wagen und rollten durch die Straßen dahin. Die Unterhaltung drehte sich um Dinge, die mir bei meinem Zustande kein Interesse abgewannen. Das neblige Wetter der letzten Tage, der während der Fahrt durchbrechende Mond, die neuen Gesetzesvorlagen an das Abgeordnetenhaus und anderes. Scherr warf mitunter einen lauernden Blick auf mich, aber er wird meinem Antlitz schwerlich abgelesen haben, ob er triumphiren werde oder nicht.

Nach einer guten Stunde machte der Wagen am Saume eines kleinen Waldes Halt. Der Mond und eine helle Laterne führten uns leicht durch die Bäume hindurch, und so befanden wir uns nach wenigen Schritten in der Rießgrube, die Scherr für das Vorhaben ausersehen hatte. Ein Grab war gegraben; eine geräumige Zinkkiste stand daneben. Niemand von uns dreien sprach ein Wort; Scherr heftete fortwährend fragende Blicke auf mich.

Als ich die Grube sah, und die Kiste, die mich aufnehmen sollte, ging mir ein Frösteln über den Leib. Aber es dauerte nicht lange; der Druck auf dem Gehirn und der prickelnde Schmerz in den Augen ließen nichts in mir aufkommen, als das Verlangen nach Ruhe und Schlaf. Bernusi öffnete mir die Zähne mit einer kleinen Zange und fuhrte mir die Scheere in den Mund.

„Aber seid ihr denn die reinen Kinder,“ rief Scherr mit entrüsteter Stimme, „wollt ihr wohl — —“

Es war bereits zu spät. Bernusi's Scheere hatte ihre Schuldigkeit gethan. Ich fühlte, wie meine Zunge sich aufrollte und meine Rachenhöhle schloß.

Ich wollte einen Schrei ausstoßen, aber es ging nicht mehr. Die Luft stand still in meinem Körper, und in dem Zeitraum einer Secunde hatte ich zu fühlen und zu denken aufgehört.

In Wirklichkeit, es war aus mit mir. Ob sie mich eingefargt und eingegraben haben? ob ich bis zum 31. December in meinem Grabe gelegen, und ob ich dann wieder zum Leben aufgeweckt bin? Daß ich das Leben wieder gewonnen, kann ich durch diese meine Erzählung beweisen, denn ich habe sie eigenhändig geschrieben, und zwar erst nach meiner Auferstehung. Daß ich in einem Zinksarge und in einem Grabe gelegen, ist mir versichert und auch gerichtlich beglaubigt worden. Aber daß ich schon am 1. Januar 1891 wieder unter Lebenden geweilt, würde ich ohne Widerspruch mit der Wahrheit nicht behaupten können. Mein alter Freund Scherr, und ich glaube auch Vernusfi, waren Männer von ehrenhaftem Sinn und treuem Herzen. Sie werden über die Verabredung hinaus einen Freund nicht im Grabe gelassen haben, wenn sie nicht mit zwingender Gewalt von seiner Auferweckung zurückgehalten wären. Vielleicht, daß der Eine auf der Seereise verunglückt, der Andere durch einen Schlagfluß getödtet ist. Ich habe das niemals in Erfahrung bringen können, und es wird mir auch wohl ewig ein Räthsel bleiben. Ein Factum aber ist es, daß der 1. Januar 1891 und noch viele, viele Neujahrstage über den Erball und über mich in meiner Riesgrube dahin gegangen sind. Endlich aber ist doch der Tag gekommen, an welchem man mich herausgeholt hat, und seitdem lebe ich wieder wie früher unter guten und bösen Menschen und erfreue mich dieser seligen Empfindung des Daseins wie sie.

Zweites Kapitel.

Die ersten Anfänge des neuen Lebens.

Es war ein seltsames Gefühl, als ich zum ersten Male mit Bewußtsein die Augen aufschlug. Mich überkam die dunkle Erinnerung, als hätte ich vorher schon einige Male um mich geblickt und Menschen mit mir beschäftigt gesehen, aber es schwebte mir das nur so vor, und auf nähere Umstände wußte ich mich nicht zu besinnen. Diesmal aber war ich mir klar, daß ich aus dem Schlafe erwacht war und mich an einem mir unbekanntem Orte befand. Es war ein ziemlich geräumiges Zimmer. Ich lag in einem behaglichen Bett, und außer diesem Bett befanden sich noch Mobilien aller Art in dem Raum.

Ich strengte mich an, mich auf mich selbst zu besinnen und

mir Klarheit über meine Lage zu verschaffen, und es war wohl natürlich, daß meine Gedanken allmählich wieder einsetzten, wo sie aufgehört hatten. Da erinnerte ich mich denn, daß ich mich von dem Ostindier Bernusi in einen Scheintod hatte bringen lassen. Der viele Sect, den wir getrunken, die phantasiereichen Erzählungen von den ostindischen Fakiren, der nervöse Zustand, in welchen mich die Lectüre Bellamy's versetzt, — das Alles ging meinem Gedächtnisse wieder auf.

Da fiel wie von ungefähr mein Blick auf einen Abreißkalender, der in der Nähe meines Bettes an der Wand hing. Ich sah in großen Lettern die Zahl 29, über dieser das Wort „October“, und hierüber die Worte, „Kalender für das Jahr 2001“. Es fuhr mir wie ein Schreck durch die Glieder, und ich mußte mich wieder besinnen, ob ich wachte oder träumte.

Mein Geist war noch sehr schwach, und ich wäre schwerlich im Stande gewesen, für eine schwierige Frage die Lösung zu finden. Aber was es hier zu enträthseln gab, das war nicht so schwer als eine mathematische Aufgabe oder ein philosophisches Problem. Der Fall, so folgerte ich, daß Leute einmal jahrelang einen Kalender, der längst abgedient hat, in einer Stube hängen lassen, kann zu den Unmöglichkeiten nicht gezählt werden. Wer kein Bedürfniß fühlt, mit dem Beginn des neuen Jahres einen neuen Kalender anzuhängen, mag leicht vergessen, den alten von seiner Stelle zu nehmen. Ebenso mag es vorkommen und kommt auch häufig vor, daß man sich des täglichen Abreißens entwöhnt, und daß darum ein Wandkalender ein Datum anzeigt, welches längst verstrichen ist. Unmöglich aber ist der Fall, daß man die Wand mit dem Kalender eines Jahres schmückt, welches noch in ferner Zukunft liegt, denn solche Kalender der Zukunft giebt es nicht, und es hat auch keinen Zweck, um die Kalendertage der Zukunft sich den Kopf zu zerbrechen. Man wird im Jahre 1890 keine Kalender an den Wänden finden, die die Zahl 1895 oder 1900 an der Spitze tragen. Und wenn ein Kalender auf das Jahr 2001 lautet? So ist das ein sicherer Beweis, daß man entweder im Jahr 2001 sich befindet, oder daß dieses Jahr bereits verstrichen ist. Ob das Eine oder das Andere richtig war, das war mir völlig einerlei; ich war zufrieden, bestimmt zu wissen, daß ich mich nicht in einer Zeit befand, die vor 2001 lag.

Ich war also in dem goldenen Zeitalter, welches Bellamy beschreibt! Ich hatte das gleiche Geschick gehabt wie Julian West; ich sollte, wie er, mit eigenen Augen schauen, was außer uns

Beiden allen Zeitgenossen versagt geblieben war. Und — alle diese quälenden Zweifel sollten ihr Ende haben; ich sollte selber sehen und prüfen, ich sollte selbst ein Zeuge sein, wie in diesem erträumten und erstrebten Zukunftsreiche die Menschheit lebt, gedeiht und wächst.

Es war ein wonnevolles, freudiges Gefühl, das mich durchdrang, aber ein Gefühl, das zu mächtig war für einen Mann, der mit kaum beginnender Lebenskraft aus einem hundertundelfjährigen Todeschlaf erwacht war. Die Empfindung der Ohnmacht und Schwäche überkam mich, und ich versank bald wieder in einen tiefen Schlaf.

Wie lange ich in diesem Schlummer gelegen, vermag ich natürlich nicht anzugeben, aber ich erwachte wieder bei einem leisen Geräusch und wahrte, wie eine Dame mit großer Vorsicht in die Stube trat und sich behutsam meinem Bette näherte. Sie trug ein Kleid von der Farbe und dem Schnitt, wie ich es früher bei Diaconissinnen und Krankenpflegerinnen beobachtet hatte. Offenbar war sie überrascht, meine offenen Augen zu schauen, und geräuschlos setzte sie sich auf einen Stuhl an meiner Seite.

„Sind Sie wirklich erwacht, Herr Ost?“ fragte sie mit einem Ton und einer Miene, die mir sehr wohlthuend waren. Es war eine jener angenehmen Erscheinungen, die niemals verfehlen, Sympathie und Vertrauen zu erwecken.

„Ich bin erwacht,“ entgegnete ich. Ich erschrak aber über den Ton meiner Stimme; es war kaum mehr als ein Flüstern, aber ein Flüstern, in das sich seltsame Töne mischten. Und ich fügte hinzu, daß ich schon zu ahnen begonnen, in welcher Zeit ich lebte, aber noch nicht entrathseln könne, wo ich sei.

Die Dame sah mich ein wenig betroffen an.

„Das Alles ist ja ganz nebensächlich, Herr Ost,“ sagte sie; „das Erfrenliche ist, daß Sie erwacht sind, denn das giebt uns die Gewißheit, Sie bald wieder zu neuen Kräften zu bringen. Verhalten Sie sich nur recht ruhig und wohlgemuth, und Sie werden noch viele schöne und glückliche Tage erleben.“

Sie fühlte meinen Puls und meine Stirne und schien ganz beruhigt zu sein.

„Sie werden wohl noch einige Zeit in meiner Obhut verbleiben, aber Sie sollen es gut bei mir haben; unter bösen Menschen sind Sie hier nicht.“

Es klang das so lieb und so herzlich, daß ich mich wunderbar zu ihr hingezogen fühlte. Ich empfand das Bedürfniß, ihr

in gleich herzlicher Weise zu antworten, aber ich merkte, daß ich es nicht heraus zu bringen vermöchte und begnügte mich, einige verbindliche Worte zu stammeln.

Sie ließ mich aber nicht ausreden.

„Vermeiden Sie nur alle Anstrengungen, Herr Ost. Nach der Anordnung des Arztes sollen Sie sich ganz stille verhalten, und kräftige, wenn auch nicht reichliche Nahrung zu sich nehmen. Sie würden aber schnell wieder zu Kräften kommen, meinte er, wenn Sie mit Sorgfalt vor Ueberanstrengung und Ueberladung bewahrt bleiben. Ganz leicht wird Ihr Magen sich an seine Functionen wohl nicht gewöhnen.“

Davon mußte ich mich allerdings sehr bald überzeugen. Meine Pflegerin gab mir zu wiederholten Malen einen Löffel voll Tokayer-Wein und eine Tasse einer Bouillon, welcher manche nahrhafte, aber leicht verdauliche Stoffe zugesetzt zu sein schienen, aber so groß mein Hunger auch war, einige Beschwerde verursachte mir Alles, was ich genoß. Ueberhaupt ward ich bald meiner ganzen Schwäche inne. Alle meine Glieder waren machtlos und unlenksam, und mein Knochengeriiste kam mir vor wie eine Maschine, die lange eingeroftet war, und deren Theile bei dem Mangel an Schmiere noch nicht wieder in Bewegung kommen wollten.

Aber den vereinten Bemühungen des Arztes, der täglich mehrere Male zu mir kam, und meiner Pflegerin, die mit uner-müdblicher Sorgsamkeit Alles that, was zu meiner Kräftigung und Bequemlichkeit diente, gelang es binnen wenigen Tagen, mich von diesem Gefühl der völligen Hülflosigkeit zu befreien. Ich konnte bald einige Stunden des Tages in einem Rollstuhl im Garten verbringen, und die schöne Herbstluft, im Verein mit der mit größtem Raffinement für mich hergestellten Nahrung, ließ mich nach und nach wieder Macht über meine Glieder gewinnen.

Jemehr ich an Kräften zunahm, desto mehr gab meine Pflegerin ihre Zurückhaltung auf. Sie wurde gesprächiger und mittheilsamer und trug bald kein Bedenken mehr, mir über meine Lage reinen Wein einzuschenken. Ich befand mich also im Kaiser und Kaiserin Friedrich-Stift in Berlin, und der Tag, an welchem ich zuerst erwachte, war richtig der 29. October 2001 gewesen. Zwei Tage vorher war ich von Arbeitern, die mit Bohrversuchen in jener Kiesgrube beschäftigt waren, aufgefunden. Sie hatten anfänglich geglaubt, das Opfer irgend einer Mordthat zu entdecken, aber die Wahrnehmung, daß an meinem Leibe keine Spur von Verwesung zu finden war, während meine Kleider bei

der leisesten Berührung wie Zunder zerfielen, hatte es ihnen rathamer erscheinen lassen, zunächst einen Arzt und dann erst die Polizei zu rufen. Es war eine glückliche Fügung gewesen, daß sie gerade einen Arzt gefunden, der vielleicht der einzige war, der mir zu helfen vermochte. Es war ein angehender Docent der Medicin, der sich aus Liebhaberei mit dem Zustande des Scheintodes beschäftigte, und dem für seine Doctordiffertation die Aufgabe gestellt war, auf Grundlage der Ergebnisse exacter Wissenschaft klar zu stellen, ob die wiederholt aus Ostindien gekommenen Mittheilungen über die Eingrabung und Wiedererweckung von Fakiren als wahr anzunehmen seien, und wie eventuell dieser Vorgang erklärt zu werden vermöchte. Der junge Mann war durch die in meine Nasen- und Ohrenlöcher gestopften Wachsstöpsel auf die richtige Fährte gebracht, hatte mir die Zähne gewaltsam auseinander gebogen, und die zurückgerollte Lage meiner Zunge hatte ihn zu der Vermuthung geführt, daß es kein Gestorbener, sondern nur ein Scheintodter war, der in der Kiste lag. Durch seine Studien bekannt mit dem Falle, war es ihm nicht allzu schwer geworden, mich in den Anfang eines Lebens zurückzurufen.

Auch über meine Personalien war man nicht ganz ohne Auskunft geblieben. Man hatte in meinem Rock eine Briefftasche mit einem Metalldeckel gefunden, auf dessen Innenseite die Worte eingravirt waren: „Dem lieben Friedrich Ost zu seinem 57. Geburtstag, 8. August 1890. Die drei Scatgenossen.“ Man wußte also meinen Namen und konnte aus diesem Datum und einigen sonstigen lesbar gebliebenen Notizen die annähernde Dauer meines Scheintodes ermessen.

Ich fühlte die Verpflichtung, der Schwester Martha — so nannte meine Pflegerin sich, weil, wie sie sagte, dieser Name von dem Unterrichts- in der biblischen Geschichte her ihr so lieb geblieben sei, — zu erklären, auf welche Weise ich zu meinem Scheintode gebracht worden sei. Ich that es nicht ohne einigen Humor, denn die ganze Geschichte kam mir hinterher recht komisch vor.

Schwester Martha indessen meinte, es sei eigentlich recht freventlich von mir gewesen, mit dem Leben, das der liebe Gott mir gegeben, so leichtsinnig umzugehen, und ich könne meinem Schöpfer nicht genug danken, daß er mich überhaupt wieder habe auferstehen lassen. Die Erörterung meines Falles führte aber zu manchen Anknüpfungspunkten unter uns und ward dadurch Veranlassung, daß die Tage der Reconvalescenz mir recht unterhaltend und angenehm wurden. Schwester Martha war eine

gebildete und mittheilsame Natur, und so heiteren Temperaments sie in ihrem äußeren Wesen war, so tief und ernst war ihr Inneres. Trotz der großen Verschiedenheit des Alters — sie mochte kaum über die Mitte der Zwanziger sein, — hatte sie für alle meine Interessen das volle Verständniß, und es war ein wirklicher Genuß für mich, alle die Dinge mit ihr durchzusprechen, die mir so besonders am Herzen lagen. Sie hörte mir nicht allein mit Theilnahme zu, sondern ging auch zuvorkommend auf Alles ein, was ich sprach. Von ihren eigenen Angelegenheiten wußte ich noch nichts, und so gerne ich auch von ihr erfahren hätte, was sie bei ihrer so unverkennbaren Lebenslust und ihrem naturfrischen, heiteren Sinn veranlaßt haben konnte, in so jungen Jahren einen Lebensberuf zu erwählen, der wie kein anderer die vollste Entsagung verlangt, so mochte ich doch nicht mit Fragen in sie dringen, weil sie stets mit Absichtlichkeit auszuweichen schien, wenn ich das Gespräch auf ihre Vergangenheit brachte. Von mir aber ließ sie sich gerne erzählen, und da ich ihr nichts zu verbergen hatte, lag mein früheres Leben bald unverschleiert vor ihr.

Eines Tages, als ich nach dem günstigen Erfolg meines ersten schwachen Gehversuchs im Zimmer mich recht zuversichtlich von der Zunahme meiner Kräfte überzeugt, fühlte ich mich zu eingehender Unterhaltung besonders aufgelegt und brachte das Gespräch nicht ohne Absicht auf den Gegenstand, der mein ganzes Sinnen und Denken gefangen hielt. Ich schilderte, wie schon von Jugend auf mein Interesse mehr den Bedrückten und Benachtheiligten, als den Reichen und Mächtigen der Erde sich zugewandt, und wie es mir stets ein kummervoller Gedanke gewesen, daß die Zahl der Wohlthuirten so gering, der Millionen aber, die bei schwerer Arbeit unter Entbehrungen und Sorgen ihr Leben fristen müßten, so viele seien.

Ich verbreitete mich eingehend über die Schattenseiten der socialen Weltordnung, über das viele Elend, das oft in unmittelbarer Nähe von Glanz und Reichthum herrscht, und über die unbestreitbare Ungerechtigkeit, daß der reiche Unternehmer bei geringfügiger Arbeit oft ungemessene Procente eingestrichen, der Arbeiter dagegen, aus dessen Schweiß und Mühe des Andern Gewinn hervorgegangen, für sich und die Seinen nur ein kärgliches Brod erworben habe. Dabei unterließ ich nicht, auf die besonders traurige Thatsache hinzuweisen, daß wegen mangelnder Arbeitsgelegenheit es so vielen Menschen nicht einmal möglich geworden, in redlicher Arbeit ihren Erwerb zu finden, auf diese

wahrhaft trostlose Thatsache, deren Vorhandensein in erschütternder Weise in dem Umfande sich gezeigt, daß die Zahl der Verbrechen und Vergehen stets eine Abnahme erfahren, sobald einmal eine aufstrebende Conjunctur eine regere Nachfrage nach Arbeitskräften hervorgerufen habe. Ich ging dann zu meinen eigenen Studien über die sociale Frage über. Wie diese schon seit langen Jahren der vornehmste Gegenstand meines Denkens und Forschens gewesen; wie ich ernstlich bemüht gewesen sei, nicht allein durch sorgfältiges Eingehen in alle wissenschaftlichen Untersuchungen der Frage, gleichviel von welcher Lebensstellung aus sie angestellt seien, sondern mehr noch durch reifliche Prüfung aller thatsächlichen Erscheinungen im wirthschaftlichen Leben mir Klarheit zu verschaffen. Daß ich dabei aber mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß zwar der Staat in einzelnen Beziehungen durch gesetzliches Eingreifen der Noth zu steuern vermöge, daß aber ein allgemeines Heilmittel zur Besserung der socialen Schäden nicht gefunden werden könne; daß auch die sociale Welt wie die ganze umgebende Natur nach unwandelbaren Gesetzen geleitet werde, und daß nur neue Schädigungen hervorgerufen würden, wenn man in diese große natürliche Ordnung mit menschlichem Flickenwerk hineinzugreifen suche. Die Menschheit sei noch nicht reich genug gewesen, so schloß ich, um allen ihren Theilen einen reichgedeckten Tisch zu halten, und ihr könne meiner Ansicht nach nur geholfen werden, wenn durch stets vermehrte Arbeit immer neue Mengen Kapitals geschaffen würden, eben dieses Kapitals, das auf beiden extremen Seiten, von den Hochthories wie von der Socialdemokratie, mit so heftigem Grimme angefeindet würde.

Schwester Martha hatte mir mit angespannter Aufmerksamkeit zugehört und schien mitunter recht bewegt, wenn ich mit größerer Wärme von der Noth der arbeitenden Klasse sprach. Nun, da ich schloß, saß sie in sinnendem Schweigen da.

„Sie werden nun begreifen, Fräulein Martha,“ fuhr ich nach einer Weile fort, „daß ich in eine wunderbare Stimmung kommen mußte, als ich Bellamy's glänzende Schilderungen las. In nicht allzu ferner Zukunft fand ich die Menschheit von aller Noth erlöst. Ich sah eine Zeit herbeigekommen, in der die Menschen aufgehört hatten, in selbstsüchtigem Ringen gegen einander anzukämpfen, und in der in reichem Maße und in gleicher Weise für Jedermann alle die Schätze der Welt geöffnet waren. Sie werden aber auch erkennen, daß ich nicht ganz frei von Zweifeln war, und daß diese Zweifel mich in einen unerträg-

lichen Zustand versetzten, je weniger ich die Möglichkeit sah, sie auszustößen. Unsere Nerven sind oft Herren über uns, und wenn sie unsere Glieder prickeln und im Gehirn ihre wilde Jagd beginnen, vermögen wir so wenig sie als unsere Vernunft zu meistern. So war es auch an jenem Abend über mich gekommen, als ich dieses unselige Wagniß bestand. Hätte ich noch so sehr das Thörichte des Beginnens ermessen können, mit eigener Kraft hätte ich mich nicht davon abzubringen vermocht.“

„Nun, Herr Ost,“ entgegnete Schwester Martha lächelnd, „die Sache ist ja noch zu glücklichem Ende gelangt, und es wird Ihnen hoffentlich nicht leid sein, auch mit uns Menschen der Zukunft zu leben. Und Ihre Nerven werden wohl nach dieser langen Ruhe nicht mehr so rebellisch sein. Ob Sie aber hier bei uns finden werden, was Sie, wie ich mir denke, zu finden wünschen, das wird wohl erst die Zeit zu entscheiden haben.“

„Wenn ich ganz offen gestehen soll,“ fiel ich ein, „so bin ich über mein Geschick nicht ungehalten und möchte auch das Geschehene nicht mehr rückgängig machen. Ich werde selber ein Zeuge sein, wie im Anfange des Einundzwanzigsten Jahrhunderts die Menschheit sich ausnimmt, und wie im socialistischen Staate die Dinge gehen. Aber was führt Sie denn eigentlich dahin, mir gleich an den Anfang der neuen Bahn so ein verstecktes Fragezeichen zu setzen?“

„Was mich dahin führt, Herr Ost? Nun, ich mache mir eben so meine Gedanken. Ich bin ja nur ein Frauenzimmer und werde mich hüten, über die sociale Weltordnung und die Naturgesetze, wie Sie es nennen, mit Männern zu streiten, aber ich beobachte auch ein wenig und forsche, so gut ich kann, den Dingen nach. Da muß ich mir nun sagen, was soll es der Menschheit frommen, wenn man sie alles Sorgens und Kämpfens und Ringens entwöhnt? Das Sorgen und Kämpfen gehört einmal zum Menschen. Es stählt seine Kraft und erweckt den schaffenden Trieb in ihm, und nimmt man es ihm fort, so lebt er bald wie ein Thier, das nur vorwärts trachtet, so lange es hinter sich die Peitsche weiß. In früheren Zeiten hatte ein Jeder ein Gefühl der Verantwortlichkeit; er wußte, daß es von seinen Leistungen abhing, ob er Arbeit und Nahrung fand. Jetzt haben sie alle ein Recht vom Staate zu verlangen, daß er ihnen giebt, was er hat, und mögen sie auch dem Staate zu Arbeit verpflichtet sein, der innere Sporn ist nicht da, der sie zu ernstem Fleiße stachelt.“

„Aber da verwechseln Sie ja die heutigen Verhältnisse mit

den früheren," fiel ich ein; „das war ja gerade die Plage in alten Zeiten, daß der Tagelöhner ohne Energie und Interesse bei der Arbeit war. Nichts gehörte ihm von Allem, was er schuf. Er arbeitete seine Stunden hin und war sich stets bewußt, daß der ausbedungene Lohn ihm werden müsse, gleichviel ob seine Leistung eine große oder kleine war. Darin ist ja, wie ich bei Bellamy lese, der erfreuliche Wandel geschaffen: Der Arbeiter müht sich nicht mehr um Andere, sondern um sich selbst. Er weiß, daß ihm von dem, was er leistet, nichts verloren gehen kann, denn er participirt an den Erträgen der Arbeit mit allen Andern zugleich, und es kann daher nur sein eigener Vortheil sein, wenn er mit der Anstrengung seiner Kräfte recht viel- und recht Brauchbares schafft.“

„Das möchte richtig sein," sagte Martha, „wenn die Menschen eben nicht Menschen wären. Aber ich kenne sie auch ein wenig. Wie nützlich es ist, wenn Alle von dem richtigen Gemeinfinn getragen werden, das weiß ein Jeder, und sie können alle die schönsten Reden darüber halten. Sie sehen es auch stets genau, wenn der Andere es am Gemeinfinn fehlen läßt. Aber wenn es sich um ihre eigenen Dinge handelt? wenn sie selbst zu dem Gemeinwohl beisteuern sollen? Dann sehen sie die Sache mit andern Augen an; dann geht es nach dem Grundsatz: erst komme ich, und dann komme ich noch einmal, und ein Jeder weiß sehr fein herauszufühlen, daß ein persönlicher Vortheil ihm ganz und ungetheilt zufällt, während von dem Vortheil der Gesamtheit nur ein Theil ihm zukommt und auch oft erst in späterer Zeit. Man braucht nicht einmal in die niederen Klassen hinabzusteigen, um das wahrzunehmen; in den gebildeten Kreisen macht man es auch nicht anders. Ich lebte eine Zeitlang auf dem Lande in der Nähe einer Zuckerfabrik. Die Landwirthe der Gegend waren zu einer Gesellschaft zusammengetreten und hatten die Fabrik zur Verarbeitung ihrer Rüben erbaut. Da waren denn strenge Vorschriften erlassen, wie man düngen und ackern und die Rüben liefern solle, um die Fabrik zu gutem Gedeihen zu bringen. In der Ausführung aber hat es oft recht bedenklich gehapert. Oft hatte die arme Fabrik sich ihrer Haut gegen ihre eignen Interessenten zu wehren, und mitunter vergaß sie, daß sie um ihrer Theilhaber willen geschaffen war. So aber geht es überall in der Welt. So machen es auch die Kaufleute, die Gewerbetreibenden, die Arbeiter. So sehr sie im Grunde wissen, wie sehr ihr eigener Nutzen mit dem Gedeihen des Ganzen verknüpft ist, ihre kleinen Sonderinteressen liegen ihnen immer zunächst

vor Augen, und an das Andere denken sie darüber in der Regel nicht. Wenn es aber gar einmal ein Opfer an Kraft und Mühe und Arbeit gilt, dann zieht die Mehrheit sich still in den Hintergrund. Aus der lieben Bequemlichkeit mag die Menschheit nicht gerne heraus, und ein Jeder läßt es lieber die Anderen thun.“

Das Alles war ja unbestreitbar richtig, und es war mir ein wenig verdrießlich, daß ich aus so schlichtem Munde mir sagen lassen mußte, was ich im Großen wie im Kleinen so oft beobachtet hatte. Um so weniger hatte ich Neigung, sie so leichten Kaufes davon kommen zu lassen, und ich war auch durch ihre Worte noch nicht überzeugt, daß nicht in einem Lande, in welchem kein Zwiespalt der Interessen mehr stattfindet, und in welchem die gesammte Arbeit des Volkes in so echt militärischer Weise organisirt ist, wie Bellamy es schildert, der Gemeingeist in einem genügend hohen Grade entwickelt sein könne, um die angeborene Trägheit und Gleichgültigkeit der Einzelnen in der allgemeinen Strömung mit fortzureißen.

„Sie mögen im Allgemeinen ja recht haben,“ sagte ich, „aber Sie übersehen, daß, wie ich bei Bellamy gelesen, die militärische Zucht den allgemeinen Wetteifer hervorruft, und daß Niemand einen andern Zweck in der Arbeit zu erblicken vermag, als die Förderung seines eignen Wohls. Im Uebrigen sind Sie mir die Erklärung schuldig geblieben, warum der Arbeiter der früheren Zeit einen höheren Antrieb empfunden haben sollte, als der heutige. Er war doch eben nur Tagewerker und hatte kein anderes Interesse, als über die Stunden des Tages hinwegzukommen.“

„Vor dieser großen Umwälzung,“ war die Antwort, „war der Arbeiter in gewissem Sinne ein verantwortlicher Mensch, und heute hat er Gott in der Welt nichts zu verantworten. Das ist der verhängnißvolle Unterschied. In alten Zeiten hatte er sich, seine Frau, seine Kinder zu ernähren, oder wenn er jung war, hatte er doch für die Mittel zu sorgen, um sich einst seinen Heerd zu gründen. Diese Sorge um Weib und Kind und Zukunft hat ja mancher auf die leichte Achsel genommen, ist darum dem Elend verfallen oder zu Grunde gegangen, aber die ungeheure Mehrheit ist ihr gerecht geworden, so gut oder schlecht es ging, und mochte der Arbeiter nun auch in seiner Eigenschaft als Tagewerker keinen besonderen Trieb zu Fleiß und Tüchtigkeit empfinden, so zwang ihn doch eben diese Sorge, so viel zu schaffen, daß seine Arbeitsleistung des Lohnes für werth erachtet wurde. Hätte er weniger schaffen wollen, so hätte er die Arbeit

und damit die Quelle der Existenz verloren. Wie ist dagegen der heutige Arbeiter gestellt? Seine Kinder machen ihm überhaupt keine Sorge; so lange sie jung sind, ernährt und erhält sie der Staat, und sind sie herangewachsen, so erhalten sie von den Gütern der Welt den gleichen Antheil wie er. Sein Weib kann ihn nicht in Unkosten stürzen; in ihrem Hause findet sie keine Stätte der Thätigkeit, denn ihre Kinder sind ihrer Obhut genommen, und in Küche und Keller giebt es keine Arbeit, weil die öffentlichen Speisehäuser für die Nahrung des Volkes sorgen. Ist die Frau aber nicht gerade eines Wochenbettes wegen, oder weil sie ein Kind zu nähren hat, in einer Anstalt des Staates, so arbeitet sie und erhält denselben Gewinnantheil an der Gesamtleistung wie jeder andere Mensch. Wie soll da der Mann in der Arbeit etwas Anderes erblicken, als was ihm Mühsal bereitet und widerwärtig ist? Er mag sich sagen, daß er an die Arbeit gehen muß, um seinen Antheil zu erlangen, aber seine Muskeln und Sehnen in besonderem Maße anzustrengen, muß ihm als eine große Thorheit erscheinen. Man kann ihn, wenn er seinen Vorgesetzten nicht Genüge thut, von einer Arbeit an die andere versetzen, aber man kann ihm das Bewußtsein nicht nehmen, daß er stets und überall denselben Verdienst hat, wie die Begabtesten, Geschicktesten, Tüchtigsten und Fleißigsten. Nein, Herr Ost, die gelehrten Herrn mögen mir sagen, was sie wollen, ich bleibe dabei, daß der Mensch kräftiger, innerer Triebe bedarf, wenn er ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein soll. Rottet man den Familien Sinn in ihm aus, nimmt man ihm jedes Gefühl von Verantwortung und Sorge, so raubt man ihm gerade das, was die Arbeit trotz aller ihrer Mühsal ihm lieb und angenehm macht. Der Gemein Sinn allein vermag ihm eine dauernde Freude am Schaffen nicht zu verleihen, und am wenigsten am Schaffen für ein Gemeinwesen, welches ihm alles nahm, wonach sein Herz mit seinen schönsten Trieben verlangt“

Gegen diese Worte vermochte ich Erhebliches nicht einzuwenden. Daß die Arbeiter des socialistischen Staates den genügenden Antrieb nicht zu finden vermöchten, war einer der Zweifel gewesen, die bei der Lectüre Bellamy's mir aufgestoßen waren, und ohne aus eigenem Anschauen das Gegentheil beweisen zu können, wäre jeder Streit über diesen Punkt eine Albernheit gewesen. Aber eins war mir in Schwester Martha's Ausführungen neu; daß die Ernährung der Kinder Sache des Staates sei, das hatte ich bei Bellamy in solcher Bestimmtheit nicht ausgesprochen gefunden. Ich erinnerte mich freilich, in Babels Schriften

den Vorschlag gelesen zu haben, daß die Frau während der Zeit des Wochenbettes und auch solange sie ihr Kind zu nähren hätte, in einer öffentlichen Anstalt unterzubringen sei, und daß alle Bildungs- und Lehrmittel, Kleidung und Unterhalt vom Staate gestellt werden, aber in den Mittheilungen des Dr. Leete war dieses Punktes nicht ausdrücklich erwähnt. Es bedurfte aber keines besonderen Nachdenkens, um mich zu überzeugen, daß diese Fürsorge des Staates für die Jugend eine Grundbedingung der socialistischen Gesellschaftsordnung sein müsse. Wollte man die Sorge um die Kinder den Eltern überlassen, so hatte das Princip der Gleichheit von vorne herein ein ungeheures Loch, denn ein Paar, welches drei oder vier Kinder hatte, war drei oder vierfach schlechter gestellt, als kinderlose Paare oder als das Junggesellenthum. Auf meine Frage bestätigte mir auch Schwester Martha, daß die Kinder den Eltern abgenommen blieben, und das sei in ihren Augen der wundeste Punkt der heutigen Welt. Die Familie sei das feste Band, welches die Gesellschaft knüpfe; seitdem dieses Band zerrissen, sei Eltern wie Kindern das werthvollste Gut und der sittliche Halt genommen.

„In diesem Punkte“ — meinte sie — „kann ich schon ein wenig aus Erfahrung sprechen, und wenn Sie nicht noch zu sehr der Schonung bedürften, ich würde Ihnen Erlebtes erzählen können, was Sie tief erschüttern würde. Hier in diesem Hause wie früher im Kinderasyl bin ich oftmals Zeugin gewesen, wie grausam es ist, den Eltern zu rauben, was ihnen der Quell der höchsten Seligkeit ist. Ob es aber für die Menschheit ein Vortheil ist, ob es die Sitten hebt und die Ordnung festigt, wenn die Menschen im eigenen Hause eine Leere finden, wenn das eigne Haus sie austreibt, um in den Zerstreuungen der Welt Ersatz zu suchen für das, was dem Herzen verloren gegangen ist, das mögen Sie sich selber sagen, und das werden Sie ja noch zu sehen Gelegenheit finden.“

Ich fühlte mich nicht wenig bedrückt durch dies Alles. Es war, wie gesagt, ein Punkt, auf den ich nicht verfallen war, dessen Bedeutung für das sociale Leben im neuen Staate ich aber nicht unterschätzen mochte. Hier war eine Seite berührt, deren sittlicher Ernst auf die Entwicklung des Volkes in seiner wirtschaftlichen Bethätigung nicht ohne Einfluß sein konnte, und ich sah sehr Vieles in Frage gestellt, was mir nach den Bellamy'schen Schilderungen bei allen meinen Zweifeln doch als ein Gewinn für die Menschheit erschienen war.

Und doch hatte Bellamy gerade die in sittlicher Beziehung

herorgetretenen Vorzüge des neuen Staates in besonders glänzenden Farben geschildert. Dr. Veete und seine Tochter waren Beide des Lobes voll, hatten so lebhaft gerühmt, wie sehr die Menschheit durch die glücklichere Gestaltung des socialen Lebens gehoben und veredelt sei, daß Julian West kaum den Muth zu finden vermochte, die bevorzugte Tochter eines so paradiesischen Zeitalters um ihre Hand zu bitten.

War es denn nicht denkbar, daß auf der einen Seite mehr gewonnen, als auf der anderen verloren sein konnte? Konnten nicht die Nachtheile, die aus dem Verlust des Familienlebens hervorgingen, einen überreichen Ersatz gefunden haben durch die veredelnde Kraft eines socialen Lebens, das alle Bitterkeiten von Kampf und Sorge, von Noth und Elend, von Neid und Mißgunst, von Hader und Zwietracht den Menschen ferne hält? Konnte nicht die Vorliebe, die Schwester Martha und ich für Familiensinn und Familienforge im Herzen trugen, ein aus langer Ueberlieferung uns angeerbtes Vorurtheil sein, das uns unfähig machte, den höheren Vorzügen anderer treibender Kräfte die volle Gerechtigkeit zu wahren?

Ich hatte mir vorgenommen, mit unbefangenen Sinn in das neue Leben einzutreten; nicht einzelne Erscheinungen auf mich einwirken zu lassen, sondern nur aus dem gesammten Ergebniß mir mein Urtheil zu bilden. Und es wollte mir scheinen, als sei der Werth eines mir noch unbekanntes Weltsystems nicht zu suchen in dem, was der Eine entbehrt und dem Andern lieb und angenehm ist, sondern allein in den Vor- oder Nachtheilen, die dem Volke als Ganzes aus der anders gearteten Natur des Verkehrs erwachsen sein würden. Diese Licht- und Schattenseiten aber mußten, wie ich mir dachte, in den Erfolgen der wirthschaftlichen Thätigkeit am klarsten ihren Ausdruck finden. Ich verlor daher die Neigung, den angespannenen Faden der Unterhaltung fortzuführen und verspürte nur umsomehr das Verlangen, mit Kraft und Frische in den Strudel des Lebens zu steigen.

Diesem Verlangen aber war zunächst noch ein kräftiger Kiegel vorgeschoben. Von der langen Ruhe des Grabes hatte mein Geist sich schneller als mein Leib erholt. Trotz aller Zunahme der Kräfte war ich doch noch zu schwach, meinem Körper die geringste Anstrengung zuzumuthen, und ich verhehlte mir nicht, daß ich noch für einige Zeit an die Stille meines Asyls gebannt bleiben müsse. Und wenn endlich der Tag der Erlösung gekommen sein würde, was dann?

Wie ein Alp überkam mich das Gefühl der vollsten Hülf-

losigkeit. Ich befand mich in vorgerückten Jahren, in denen es nicht mehr leicht wird, eine ungewohnte Thätigkeit zu beginnen. An körperliche Arbeit waren meine Muskeln nicht mehr gewohnt, und für eine geistige in so weit vorgeschrittener Zeit konnte ich meine Kenntnisse nicht für ausreichend halten.

Es ging mir das schwer durch den Kopf, und zwischen Schwester Martha und mir entspann sich darüber ein lebhaftes Gespräch. Vorschläge aller Art tauchten auf und wurden wieder verworfen. Aber wie es bei solchen Rathschlagungen zu geschehen pflegt, aus dem Austausch der Ideen und dem Abwägen der Chancen gegen einander ging schließlich ein brauchbarer Gedanke hervor, und Schwester Martha's praktischer Sinn hatte nicht am wenigsten zu seiner Entstehung beigetragen. Leistungen von mir zu verlangen, meinte sie, zu denen mir Geschick und Kräfte fehlten, hätte der Staat kein Interesse. Man würde froh sein, mir zunächst eine Beschäftigung zu bieten, die ohne nähere Bekanntschaft mit den neuen Verhältnissen ausführbar wäre, und es würde sich dabei mit der Zeit erkennen lassen, in welchem Zweige der Verwaltung oder des Rechnungswesens man mich dauernd verwenden könne. Es käme zunächst darauf an, eine Persönlichkeit zu finden, die einen genügenden Einfluß in die Waage zu werfen habe und dabei wohlwollend genug sei, dem Nachkommen einer fernen Vergangenheit im neuen Zeitalter ein behagliches Dasein zu schaffen. Einen solchen Mann glaube sie in dem Generaldirector des statistischen Amtes zu kennen, der als langjähriger Freund ihres verstorbenen Vaters ihr gerne gefällig wäre und an meinem Geschick das größte Interesse nehmen würde. Schwester Martha versprach, dem Herrn Generaldirector am folgenden Tage zu schreiben und hielt sich versichert, mir bald eine befriedigende Antwort zu bringen.

So sah denn diese mich drückendste Sorge ihrer baldigen Erledigung entgegen. Der Kampf mit der Langweile und das unbefieglige Verlangen, schon von meinem Zimmer aus einen Blick in die Außenwelt zu werfen, blieben bestehen. In diesem Falle war ich es, nicht Schwester Martha, der den glücklichen Gedanken hatte. Ich sagte mir, wenn man jetzt, d. h. im Jahre 2001, ein untrügliches Bild von dem Kulturleben des Jahres 1890 gewinnen wollte, so habe man nur nöthig, die Zeitungen dieser Zeit zur Hand zu nehmen, und man würde das Leben des Volkes in Leid und Freude, in seinen materiellen und geistigen Genüssen, in den Bestrebungen in Politik und Religion, in Künsten und Wissenschaften erblicken.

Sollte nicht der Ankömmling aus einer vergangenen Zeit in den Zeitungen der Gegenwart ein ähnliches Spiegelbild finden? Die Freiheit der Presse freilich müßte die Voraussetzung sein, und diese erschien mir zweifelhaft in einer Zeit, in der das gesammte Kapital an Lettern, Maschinen und Papier, desgleichen alle erforderlichen Handleistungen in den Händen der Regierung lagen. Aber der Versuch konnte gewagt werden, und ich theilte Schwester Martha meinen Gedanken mit. Sie meinte, ein Einblick in die Tagesblätter würde ein angenehmer Zeitvertreib für mich sein, und sie würde es ermöglichen, mir für längere Zeiträume eine namhafte Zahl von Zeitungen zu beschaffen.

So war ich auch damit im Reinen, und dieser erste Tag beginnender Lebenskraft ging mit glücklichen Ausichten zu Ende. Schwester Martha verabschiedete sich von mir, und ich suchte mein Lager auf, in Spannung und Erwartung dem folgenden Morgen entgegenblickend.

Drittes Kapitel.

Wie sich das Leben der socialistischen Gesellschaft in den Zeitungen darstellt.

Als ich am andern Morgen mein Frühstück verzehrt, sandte mir Schwester Martha einen großen Korb, mit Zeitungen angefüllt. Es sei leider nicht Alles so vollständig, wie sie begehrt hätte, ließ sie mir sagen. Was kümmerte es indessen mich, ob ich alle die Blätter der Reihe nach hatte oder nicht. Ich wollte ein Gesamtbild gewinnen, nicht eine Geschichte schreiben, und ich war es schon zufrieden, für mehrere Tage einen nützlichen Zeitvertreib zu finden.

Meine nächste Aufgabe war, in meine Studien ein gewisses System zu bringen.

Ich theilte mein Gebiet in verschiedene Abtheilungen ein und gedachte, jeden einzelnen Theil für sich allein durchzunehmen, um mir nicht durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts die Klarheit zu rauben. Meine erste Arbeit sollte dem Inferatentheile gelten, aus dem ich das wirthschaftliche Leben in seinen Einzelheiten zu erkennen gedachte. Correspondenzen und Mittheilungen aus den einzelnen Städten sollten mir einen Blick in die öffent-

lichen und communalen Bestrebungen erschließen, und aus den größeren selbständigen Artikeln über besondere Gegenstände und Tagesfragen hoffte ich von den Licht- und Schattenseiten der Zeitströmung mir einen ziemlich zuverlässigen Gradmesser zu verschaffen. Die äußere Politik und die Angelegenheiten des Auslandes hatten ein näher liegendes Interesse für mich nicht und sollten mich vor der Hand noch von meinen Untersuchungen nicht ablenken.

Ich ging also zunächst an den Inseratentheil, der mich in der Vergangenheit oft gelangweilt hatte, heute aber sehr wichtig war. Es fiel mir sofort in die Augen, daß er räumlich viel dürftiger war als in den Zeitungen des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Uebereinstimmung fand ich nur in den Anzeigen von Geburten, Verlobungen, Heirathen und Todesfällen. Das sind Dinge, denen die Menschheit nicht auszuweichen vermag, mag die Welt unter günstigen oder ungünstigen Sternen sich bewegen. Völlig verschwunden dagegen waren die handelsgerichtlichen Bekanntmachungen, die Verlassungen zu Stadtbuch und Grundhypothek, die Proclamata, Concurzmeldungen und dergleichen. Nichts konnte mir erklärlicher sein als das, denn in einer Zeit, in der der Staat alleiniger Producent und alleiniger Verwalter ist, sind so wenig Handelsunternehmungen zulässig, als Grundstücke verpfändbar, und wo Vermögen und Eigenthum unbekannte Begriffe sind, haben die Unglücksmächte über die Wohlfahrt der Menschen die Gewalt verloren. Auch Markt- und Börsenberichte mußten in Wegfall kommen, seitdem die Preise aller Gegenstände allein durch die Staatsbehörden festgestellt wurden.

Annoncen fand ich fast in jeder Zeitung, aber überall nach Gattung und Raum erheblich beschränkt. Aufforderungen zu Actienzeichnungen, Anerbietungen von Darlehen und Geldgesuche mochten keinen Raum beanspruchen in einem Lande, in welchem Niemand in der günstigen Lage sich befindet, Kapitalien auszuliehen, noch in der ungünstigen, ein Bedürfniß nach Geld zu haben. Es gab keine Stellengesuche von Wittwen, die sich zur Führung einer Wirthschaft erboten, von perfecten Köchinnen, Hausmädchen und Kammerjungfern, von Handlungscommis und Wirthschaftsinspectoren, von Hauslehrern und Gouvernanten, von Wäscherinnen und Nätherinnen, von Gesellen und Lehrlingen, von Tagelöhnern und Knechten. Auch Anfragen von Arbeitgebern fand ich nicht vor. Keinen Monteuren und Formern, keinen Schustern und Schneidern, keinen Zieglern und

Drainsarbeitern, keinen Confectioneusen oder Schneiderinnen wurde Arbeit angeboten. Es war das alles die natürliche Folge des socialistischen Productionssystems. Der Staat als Arbeitgeber braucht nicht zu werben, sondern kann befehlen, und der beschäftigungslos gewordene Arbeiter mag es rathamer erachten, sich finden zu lassen, als sich anzumelden.

Daß Häuser und Landgüter nicht zu Kauf angeboten wurden, war eben so selbstverständlich, als daß für Grundstücke keine Pächter gesucht wurden. Güter und Häuser konnte der Staat nicht verkaufen, weil der Privatmann kein Eigenthum haben durfte, und er konnte nur Verwalter, nicht Verpächter sein, weil das Princip der Gleichheit keine selbständigen Unternehmer zuließ.

Weit mehr aber, als was ich in den Annoncen vermifste, interessirte mich, was ich in ihnen fand. Und solcher Dinge gab es auch im socialistischen Staate reichlich genug. Der Staat als alleiniger Producent war auch alleiniger Verkäufer, und was in vergangenen Zeiten an Arbeit und Mühe dem Handelsstande oblag, das belastete seine Schulter jetzt mit gleicher Gewalt. Er mußte an den Mann bringen, was er schuf; er durfte verderbliche Stoffe nicht verkommen lassen; er hatte für Dinge, die man im Norden nicht liebte, im Westen oder Süden den Absatz zu suchen. Ja, er durfte in der Anpreisung seiner Waaren nicht einmal allzu wählerisch sein, denn durch die Schnelligkeit des Absatzes war der ganze Erfolg der nationalen Arbeit bedingt. Jeder Mangel an Absatz war eine Verschwendung an Kraft, und mit der Verschwendung an Kraft ging der Bevölkerung ein Genuß verloren, der ihr durch andere Verwendung der verschwendeten Kraft gewährt worden wäre. In der Zahl der Genüsse, welche die Bevölkerung aus der Production des Staates gewann, suchte diese aber ihr Urtheil, ob die Verwaltung eine brauchbare oder unbrauchbare sei, und von dem Urtheil der Bevölkerung hing die Kraft und Stärke der Regierung ab. Um nun für jedes Erzeugniß den richtigen Mann zu finden, war die Annonce jetzt noch wie früher ein gern gesehenes und unentbehrliches Hülfsmittel.

Ich durfte mich daher nicht wundern, daß ich Waarenanpreisungen in jeder Zeitung und in jeder Nummer fand. Ich fand nicht so viele Spalten mit Annoncen bedeckt, wie ich zu finden gewohnt war, weil nur ein Verkäufer statt vieler da war, aber die Zahl der angezeigten Gegenstände war kaum minder groß. Buchfins, Tuche und Winterpaletots, Flanelle und Cachemirs waren im Herbst, leichte Wollenstoffe, Jaquettes, Sommer-

überzieher, Cattune und Muffelines im Frühling angezeigt, Apfelsinen im Winter und Frühjahr, Seringe im Sommer, Marzipan und Pfeffernüsse gegen Weihnachten, Aустern in den Monaten mit einem R und Krehse in den Monaten ohne R. In den großen Städten war mehr das feinere Schuhzeug, in ländlichen Gegenden das grobere annoncirt; in den Küstengegenden die Seemannsausrüstung, in den Gebirgsgegenden die Bergmannstracht. Auch an billigen Ausverkäufen fehlte es nicht, denn wer etwa kostspielige Passionen hatte, dem mochte es willkommen sein, durch verlegene, unmodern oder schadhast gewordene Waare in anderen Bedürfnissen Ersparung zu suchen. Ein besonderes Augenmerk richtete ich darauf, ob aus dem Werth der annoncirten Waaren ein Schluß auf den Wohlstand der Bevölkerung zu ziehen sei, doch vermochte ich hierüber zu einer bestimmten Vermuthung noch nicht zu gelangen. Sehr theure Waaren fand ich zwar gar nicht angezeigt, und vorwiegend fiel mein Auge auf Gegenstände, die für nicht zu anspruchsvolle Bedürfnisse berechnet waren, aber ich durfte die Möglichkeit nicht außer Acht lassen, daß die Regierung in weiser Fürsorge für die Einfachheit der Sitten auf Gegenstände des Luxus die Begierden nicht hinflechten wollte. Auffallend war mir nur, daß mir so vielfach Anzeigen entgegentraten, die mich auf die Vermuthung bringen mußten, als sei die Regierung bestrebt, grobsinnlichen Genüssen möglichste Verbreitung zu verschaffen. Wenn auch in größeren Städten für das feinere Theater und edlere Musik in anerkannter Weise gesorgt war, so überraschten mich doch die allzu häufigen Anzeigen von Aufführungen von Gauklern aller Art, von Bantelsängern, Chansonnettsängerinnen, Ringeltangel u. dergl. Auch alkoholische Getränke, namentlich Magenbittere mit immer neuen Namen und immer neuen Eigenschaften fand ich häufiger angezeigt, als für den Gesundheitszustand des Volkes gut sein mochte. Konnten hierfür, weil moralische Gründe schwerlich vorhanden gewesen sein werden, ökonomische Rücksichten den Beweggrund geboten haben?

Talente niederer Art finden sich bekanntlich bei allen Völkern in ungezählter Menge, und es mag nicht ganz leicht sein, sie in bürgerlicher Arbeit nutzbar zu machen. Sollte die Regierung vielleicht von der Ansicht ausgegangen sein, die Hauptweisheit der Oekonomie sei in dem Fundamentalsatz enthalten, jede Kraft sei zu solchen Dingen zu verwenden, in denen sie das Meiste zu leisten vermöge? Die Rechnung mochte so ganz falsch nicht sein. Alle diese Genies vom dritten und vierten Range sind zu brauchbaren Dingen schwer zu verwenden, aber wenn man ihnen ge-

stattet, den Menschen ihre Künste vorzuführen, dann sind sie mit unermüdllichem Fleiße und großer Energie bei der Hand. Unzählige Menschen auf der andern Seite sind stets geneigt, solchen Künstlern zuzuhören; bietet man ihnen viele Genüsse dieser Art, so werden sie in höherem Grade befriedigt sein, und in demselben Maße, in welchem ihre Creditkarten durch den Preis der Aufführungen entwerthet worden, geht nach andern Dingen, die von der Production des Staates verlangt werden können, ihre Nachfrage verloren. Erleichterung der Arbeit und Verminderung der Widersacher würden die erfreuliche Folge sein. Und zu demselben Ergebniß würde sie gelangen, wenn sie mit Biqueuren und Tanzvergünstigungen in unbeschränktem Maße den Neigungen entgegenkäme. Durch Zusatz von Essenzen aus einem gewöhnlichen Schnaps einen beliebten Biqueur herzustellen, — mag auch die feinere Zunge sich wenig befriedigt fühlen, — erfordert keine große Arbeitskraft, und zum Aufspielen von Tanzmusik sind unzählige Menschen viel lieber bereit, als zu anstrengender, Geschick und Kraft verlangender Arbeit. Die Menschen aber, die in Tanz und Branntweingenuß ihre Zerstreuung finden, geben zu absprechender Kritik keinen Anlaß und sind billig zu erhalten von einer Staatsverwaltung, deren schwierigste Aufgabe die rationelle Ausnutzung der Arbeitskraft ist.

War ich mir nun auch bewußt, daß dies Alles wenig mehr als eine unbewiesene Vermuthung war, so schien mir dieselbe doch eine Bestätigung zu finden in der großen Zahl von Wohnungsanzeigen, die ich unausgesezt in den Blättern aller Städte fand. Ich hatte nicht geglaubt, daß die Vergabung der Wohnung im socialdemokratischen Staate eine Sache der Speculation sein könne. Ich hatte mir vorgestellt, der Staat würde bedacht sein, die besseren oder wohlgelegenen Wohnungen zum Theil nach der Anciennität, zum Theil zur Belohnung besonderen Fleißes oder besonderen Dienstfeuers fortzugeben, die entfernter gelegenen oder schlechteren aber mit jüngeren oder weniger hervorragenden Leuten zu besetzen; allein, daß ich mich hierin getäuscht haben müsse, konnte ich mir im Hinblick auf diese vielen Wohnungsannoncen nicht verhehlen. Offenbar war es dem Staate darum zu thun, freiverdende gute Wohnungen schnell wieder zu hohem Preise zu vermieten und lieber die minderwerthigen leer stehen zu lassen. Seinem Interesse entsprach das allerdings. Wer von dem Einkommen, welches ihm die Creditkarte gewährte, einen hohen Betrag für Wohnungsmiethe zahlte, dem verblieb ein verhältnißmäßig geringer zum Ankauf anderer Bedürfnisse, war also genöthigt,

seine Anforderungen an Erzeugnisse der nationalen Arbeit zu vermindern. Die Wohnungen, die der Staat einmal hatte, kosteten ihm keine Arbeit mehr. Da aber gerade die Leute, die eine Liebhaberei für gute Wohnungen haben, auch hervorragende Liebhaber von solchen Gegenständen sind, deren Herstellung viel Kunstfertigkeit, viel Sorgfalt, viel Arbeit erfordert, so wurden vortheilhafte Wohnungsvermietungen gleichbedeutend mit einer Zurückdrängung der lästigsten Anforderungen. Theuer vermietete Wohnungen also wurden dem Staate billig, billig vermietete dagegen theuer.

Aber, wie gesagt, für alle solche Vermuthungen hatte ich noch nicht den geringsten Beweis und mußte sie zunächst noch als unentschieden dahin gestellt sein lassen. Als zuverlässig durfte ich unter den Eindrücken, die der Inseratentheil der Zeitungen auf mich machte, nur betrachten, daß die Vertheilung der Erzeugnisse, die früher die Aufgabe des Handelsstandes war, auch im socialdemokratischen Staate ein wichtiger Betriebszweig ist, daß dieser, wenn auch alleiniger Producent, doch der guten, wie der weniger guten Praktiken des Kaufmanns nicht entzathen kann, und dies zwar nicht so sehr zu dem Zweck, die Masse des Absatzes zu fordern, — was früher bekanntlich die Hauptaufgabe der Handelsthätigkeit war — als um zu verhüten, daß die Anforderungen des Publicums an die Production über die Grenzen der Billigkeit und Mäßigung hinaustrachten.

Verglich ich zugleich auch dem Inhalte und Umfange nach das Annoncenwesen des socialistischen Staates mit dem ungleich reichhaltigeren Bild, welches ich von dem Inseratentheil meiner Vergangenheit in Erinnerung hatte, mit jener vielgestaltigen Mannigfaltigkeit, in welcher letztere wie in einem Spiegel das Ringen und Hasten der Zeit, den Drang nach Fortschritt und Verbesserung, das Suchen nach Arbeit und Thätigkeit, den ganzen Wettbewerb aller Kräfte erkennen ließ, so erschien mir nicht minder berechtigt und zweifelsfrei die Wahrnehmung, daß dieser belebende, zum Fortschritt drängende Wettstreit der Kräfte dem socialdemokratischen Staate abhanden gekommen sein müsse.

In um so stärkerem Maße fand ich indessen einen Wettstreit, als ich mich an das Gebiet der Localberichte machte. So viel mir in der Erinnerung war, hatte ich aus den Berichten aus den einzelnen Städten früher stets die Vorstellung gewonnen, als ob mit dem Drängen des Publicums nach gemeinnützigen Veranstaltungen und Verbesserungen die thatsächliche Ausführung nicht gleichen Schritt gehalten hätte; als sei überall eine hem-

mende, zurückhaltende Kraft geschäftig gewesen, den Verhältnissen eine gewisse Stabilität zu erhalten. Ich hatte für diese Erscheinung stets nur die eine Erklärung gefunden, daß die Kostspieligkeit der Veranstaltungen denselben ein Hinderniß sei, und daß die Organe der Verwaltung, die Magistrate und Stadtvertretungen, die die Kosten zu zahlen hatten, in leicht erklärlicher Scheu vor neuen Steuerzuschreibungen oder allzu großer Anhäufung der Schuldenlast für die Wünsche des Publicums nicht immer die rücksichtsvollste Gegenliebe hatten. Das war im socialdemokratischen Staate ganz anders geworden. Es gab keine Stadt im deutschen Lande, deren Verwaltung nicht den rücksichtslosesten Gemeinfinn bezeugte. Alle ängstlichen Bedenken aus pecuniären Rücksichten schienen verschwunden zu sein, seitdem es das Geld nicht mehr gab, das früher eine so wichtige und oft nicht gerade förderfame Rolle gespielt. Von überall her hatte ich Mittheilungen von wichtigen Magistratsbeschlüssen gefunden. Aus der einen Stadt war berichtet, daß Magistrat und repräsentirende Bürgerschaft beschlossen hätten, einen zwei Meilen entfernten Wald in einen großen Stadtpark mit massenhaften Springbrunnen zu verwandeln und eine doppelgleisige Bahn nach demselben zu führen. Aus einer andern, daß einem Magistratsbeschuß zufolge die sämmtlichen Fabrikgebäude niedergehauen und mit neuen von doppelt großen Räumlichkeiten und musterhaften hygienischen Einrichtungen ersetzt werden sollten. Aus einer dritten, einer bisher sehr vernachlässigten Ackerstadt, daß man übereingekommen wäre, alle Straßen der Stadt mit Asphaltpflaster und bequemen Bürgersteigen zu versehen. In einer kleinen Stadt von 3000 Einwohnern herrschte allgemeiner Jubel über den stadtverfassungsmäßig gefaßten Beschluß, den außerordentlich schönen Quell eines 20 Meilen entfernten Gebirges in die Stadt zu leiten und alle Stockwerke mit diesem trefflichen Wasser zu versehen. Und in ähnlicher Weise lauteten alle die mannigfachen edlen Pläne, die sich für den Zeitraum eines Jahres auf etwa ein Tausend belaufen haben mochten. Unverkennbar waren alle communalen Bestrebungen nicht mehr so sehr wie früher auf Einrichtungen zur Hebung des Verkehrs oder der Gewerthätigkeit gerichtet — dazu mochte es im socialistischen Staate der Bewohnerschaft an persönlichem Interesse fehlen, — sondern man hatte mehr Veranstaltungen zum Zweck der Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit ins Auge gefaßt, und nur zu deutlich konnte ich erkennen, wie Vieles noch zu thun ist, um allen ihren Bewohnern die Erde vergnüglich zu machen. Ich

würde nicht umhin gekonnt haben, in diesem Vorgange in sittlicher Beziehung einen Vorzug der socialistischen Weltordnung zu erblicken — denn was kann es Erfreulicheres geben, als wenn die Menschheit sich gewöhnt, die Verfeinerung des Daseins dem Gelderwerb voranzustellen — hätte ich nicht leider hinterher die Wahrnehmung gemacht, daß auch hierbei das Sonderinteresse die Triebfeder war, und daß man allseitig Wünsche kundgegeben hatte, die ohne Nachtheil der Gesamtheit nicht erfüllbar waren. Weil aber diese Wünsche unerfüllbar waren, werden sie nicht ausgeführt sein, und wie ich aus sonstigen localen Mittheilungen entnehmen mußte, scheint die Reichsregierung den localpatriotischen Stadtverwaltungen gewohnheitsmäßig ein β vorgeschrieben zu haben.

Zu dieser Annahme führte mich die Wahrnehmung, daß ich zwar viel von gefaßten Beschlüssen, aber selten von vollendeten Ausführungen las. Im Gegentheil, außer diesen Ideen und Plänen fand ich in Betreff kommunaler Angelegenheiten in den Localberichten nichts als laute Klagen über grobe Vernachlässigung und heftige Angriffe auf die Reichsregierung.

Es sei ein himmelschreiendes Unrecht, schrieb man aus Saage, daß zur Umpflasterung der Straßen noch immer nicht die nöthigen Arbeiter bewilligt würden, während im benachbarten Tessin alle Pflaster auf das Sorgfältigste reparirt worden wären.

Man könne kaum ein Merkmal ausgleichender Gerechtigkeit darin finden, klagte ein Correspondent aus Neukalen, daß unsere Stadt schon seit Jahren vergeblich nach elektrischer Beleuchtung verlangt, während Dargun schon zur Zeit der alten Staatsordnung eine solche sich eingerichtet habe.

Es ist geradezu empörend, schrieb man aus Frankfurt a. M., daß alle Nichtberliner heute nur als Deutsche zweiter Klasse gelten. In der geheiligten Reichshauptstadt entstehen in jedem Jahre neue Paläste, neue Anlagen, neue Wohlfahrts-Einrichtungen, und in unserer alten historischen Stadt mit ihrem zahlreichen Fremdenverkehr und ihrer günstigen Lage sind die einfachsten Verbesserungen nicht durchführbar, sondern bei der stetigen Beschränkung der Arbeitskräfte im städtischen Dienst geht Alles seinem Verfall entgegen.

Unsere Stadt hat sich durch die Umsicht ihrer Verwaltungsorgane seit Jahrhunderten des besten Rufes erfreut, lautete es dagegen aus Berlin, aber seit die Verwendung der Arbeitskräfte im Gemeinwesen der Zustimmung der hohen Regierung unterliegt, scheinen auch die dringendsten Veränderungen nicht mehr

ausführbar zu sein. Unsere Verwaltung mag verlangen, was sie will, daß gewohnte Non possumus tritt ihr immer entgegen.

Hätten wir noch unsere alten Verfassungszustände, hieß es aus dem kleinen Lyden, unsere Stadt hätte längst einen Krankenhospital gebaut, statt ihre Kranken in den alten Baracken verkommen zu lassen. Im socialistischen Staate aber scheinen unsere Maurer für eigene Bauten nicht mehr verwendbar zu sein.

Unsere 5000 Hafenarbeiter, entriüstete man sich aus Lübeck, sind auf telegraphischen Befehl aus Berlin gestern zu Erntearbeiten commandirt, und die Hoffnung unserer Schiffer scheint für dieses Jahr wieder zu Grabe getragen zu sein. Man würde dieses Ungemach dem allgemeinen Besten gerne zum Opfer bringen, wenn es nicht mehr und mehr zur Klarheit würde, daß die Reichsregierung in den Anforderungen an die ländlichen Arbeiter der nöthigen Energie ermangelt.

Alle diese Localberichte zu lesen — von denen hier ja nur eine kleine Probe gegeben werden konnte — war keineswegs erfreulich für mich. Sie zerstörten durchaus das Bild, welches ich nach Bellamy's Schilderungen gewonnen hatte. Statt jenes glänzenden Aufblühens, welches Julian West in Boston beobachtet, und welches nach Dr. Veete's Ausführungen als überall vorkommend angenommen werden mußte, fand ich in den Zeitungen die allgemeinste Unzufriedenheit. Daß solche Stimmung zum Ausdruck kommen könne, ohne daß im Geringsten Veranlassung dazu vorliege, mußte ich für völlig unmöglich halten. Aber konnte die Mißstimmung vielleicht in übertriebenen Forderungen ihre Ursache haben? Konnte sie nicht dadurch hervorgerufen sein, daß durch den großen Reichthum, der sich überall so plötzlich gebildet hatte, durch rasch hervorgerufene Anlagen und Einrichtungen zur Bequemlichkeit und zum Amusement des Publicums ein Gefühl der Unerfättlichkeit Platz gegriffen hatte, das an die Thätigkeit der Reichsregierung Anforderungen stellte, die alle zu erfüllen über die Grenzen menschlichen Könnens ging? Von meiner Krankenstube aus hierüber zur Klarheit zu kommen, mußte mir unmöglich erscheinen. Ich hatte noch Nichts von der neuen Welt gesehen und konnte auch nicht einen einzigen Fall persönlich prüfen. Das Einzige, was zur Lösung der Zweifel sich mir darbot, war ein Eindringen in die Dinge mit dem eigenen Verstand, und der Verstand läßt uns häufig im Stich, wenn wir uns weit abseits der Thatsachen befinden. Was ich durch reines Denken mir klar zu machen vermochte, lief aber ungefähr auf Folgendes hinaus:

Solange das Eigenthum die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung gewesen, hatte jede Stadt, jede Gemeinde nach der Größe ihrer Mittel für sich selbst zu sorgen.

Mit dem Uebergange des Eigenthums an den Staat und der gesetzlichen Anekennung der materiellen Gleichheit aller Menschen mußte auch das Eigenthum der Communen verschwunden sein, denn andernfalls würden die Angehörigen einer ärmeren Gemeinde gegen die Angehörigen einer reicheren sehr im Nachtheil geblieben sein.

Communale Veranstaltungen konnten also nur noch geschehen auf alleinige Veranlassung des Staates als des Inhabers alles Kapitals und des Lenkers der gesammten Production.

Da mithin Bestrebungen und Wünsche der Gemeinden nur mit Zustimmung und auf directen Befehl des Staates erfüllt werden konnten, hatten die Gemeinden der Staatsregierung kundzugeben, was nach den Beschlüssen von Magistrat und Bürgervertretung für nöthig oder wünschenswerth erachtet worden war, und der Staat hatte in seinen Voranschlägen zu prüfen, was er je nach den Mitteln, über die er verfügte, von den laut gewordenen Desiderien zu bewilligen vermochte, und was nicht.

Da nun der Staat die Aufgabe hatte, mit den zu seiner Verfügung stehenden Arbeitskräften alle die Dinge zu schaffen, welche nothig, nützlich und angenehm waren, seine Leistungsfähigkeit aber ihre Grenze fand in dem Vermögen und auch wohl in dem guten Willen der Menschen, Arbeitserzeugnisse herzustellen, war er wie jeder gute Hausvater das Nothige von dem Nützlichen und das Nützliche von dem Angenehmen zu scheiden und das Erstere dem Zweiten, das Zweite dem Dritten voranzustellen genöthigt.

Nach der Natur der Menschen und Gemeindebehörden, die seit Anbeginn der Welt noch keinem Wechsel unterworfen gewesen ist, wird anzunehmen sein, daß Menschen und Behörden nicht allein das Nothige und Nützliche, sondern vielfach auch das Angenehme verlangt haben werden, ja daß selbst in Betreff der Grenzen zwischen dem, was nothig, nützlich oder angenehm ist, eine vollkommene Uebereinstimmung der Meinungen nicht immer vorherrschend gewesen sein wird.

Es wird ferner anzunehmen sein, daß die Menschen im Allgemeinen das, was einem Jeden von ihnen für den persönlichen Bedarf als nöthig oder selbst als angenehm erscheint, für wichtiger und dringlicher halten — unter der Herrschaft der natur-

lichen Weltordnung war es wenigstens so — als das, was der Gesamtheit der Bewohnerschaft zu Nutzen kommt.

Sind alle diese Vordersätze richtig, — und ich wüßte nicht, welcher Einwand dagegen erhoben werden könnte — so haben die Organe des socialistischen Staates ihre Aufgabe so zu erfassen, daß zuerst immer diejenigen Wünsche der Bevölkerung zu befriedigen sind, die aus den persönlichen Neigungen hervorgehen und sich lediglich auf Das beziehen, was die Einzelnen, ohne Rücksicht auf Andere, für sich verlangen. Nur dadurch wird er im Stande sein, einer tiefgehenden Mißstimmung im Volke vorzubeugen.

Daß in zweiter Linie für die Erhaltung und Vervollkommnung der Bodenkraft, der maschinellen Einrichtungen, der Arbeitsgeräthe und der Verkehrswerkzeuge zu sorgen ist, — ohne diese Sorge entsteht die Gefahr, daß bei dem Wachsthum der Bevölkerung nicht einmal den persönlichen Bedürfnissen genügt zu werden vermag, — und endlich, daß in dritter Linie in den einzelnen Theilen des Reichs, den Gemeinden, so viel es geht, alle die mannigfaltigen Veranstaltungen ausgeführt werden, die diesen zur Bequemlichkeit und zum Genuß der Bewohnerschaft erforderlich erscheinen. Vermag eine Regierung auch diese ihre dritte Aufgabe befriedigend zu lösen, so hat man ein sicheres Merkmal, daß sie auf der Höhe des socialistischen Staates steht.

Dieses Merkmal hatte ich in den Zeitungsberichten¹ leider nicht zu finden vermocht. Ja, der Annoncentheil hatte mich, wie bemerkt, auf die Vermuthung gebracht, daß es selbst mit der ersten Aufgabe noch seine Schwierigkeiten hatte. Aber sichere Beweise hatte ich noch nicht, und am wenigsten war mir aus Thatfachen bekannt, ob die Ursache die bedenkliche war, daß die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft zurückgegangen sei. Schwester Martha hatte das behauptet und hatte ihre guten Gründe dafür, aber Schwester Martha konnte ich als Autorität noch nicht gelten lassen.

Ich beschloß unter solchen Umständen, mich vor der Hand noch nicht irritiren zu lassen, sondern in Ruhe zu erwarten, was die nahe Zukunft mich erkennen lassen würde. Vor Allem wies ich jede Voreingenommenheit gegen Julian West oder Dr. Veete von der Hand. Ich fuhr also in meinen Studien fort und legte meine Untersuchung auf einen andern Punkt, der für die Entwicklungsweise einer Gesellschaft von hoher Bedeutung ist. Ich machte mich an die Berichte über Verbrechen und Vergehen.

In diesem Punkte mußte ich aber doch mit vollster Sicherheit constatiren, daß Julian West von seinem Gewährsmann recht falsch unterrichtet war. Dr. Zeete hatte behauptet, daß Eigenthumsvergehen nicht vorkommen könnten in einem Lande, in welchem alle Menschen ein reichliches und gleiches Einkommen haben, und ich fand eine ganze Zahl solcher Vergehen. Freilich Diebstähle an Geld oder Werthpapieren waren eine Unmöglichkeit geworden, seit es Geld und Werthpapiere nicht mehr gab, aber Anderes wurde so gut gestohlen, wie je in der Welt. Der einen Dame war ein seidenes Kleid entwandt, welches sie eben im Bazar gekauft hatte. Anderen waren Geschmeide, Umschlagtücher, Handschuhe oder Fächer abhanden gekommen. Häufig waren künstliche Blumen, Schleier oder Taschentücher das *corpus delicti* gewesen. Absichtliche Verwechslungen von Ueberziehern und Hüten oder Regenschirmen in Restaurants oder Bierlokalen, wurden aus allen Städten beklagt. Ja auch Raubanfälle gehörten nicht zu den Seltenheiten. Personen, die sich ein Brod aus dem Bäckerladen oder Würste aus der Fleischhandlung geholt, waren nur zu oft ihres Eigenthums beraubt. Bald hatte man sie zu Boden geschlagen, bald ihnen Schnupftabaß in die Augen gestreut, bald hatten verkappte Männer dem Eigenthümer die Sache aus der Hand gerissen und mit der Schnelligkeit ihrer Füße das Weite gesucht. In dieser Beziehung konnte ich mit meinen alten Erinnerungen nur in einer Beziehung einen Unterschied bemerken. Diese Delicte kamen zeitlich nicht mit derselben Gleichmäßigkeit vor, sondern die überwiegende Zahl der Fälle hatte in den Monaten stattgehabt, die der Ausgabe neuer Creditkarten kurz vorausgingen. Der Anlaß mochte also hauptsächlich in der Unwirthschaftlichkeit vieler Menschen gelegen haben, die nach zu frühzeitiger Erschöpfung ihres Credits in unüberwindliche Noth gerathen waren.

Das am häufigsten vorkommende *corpus delicti* aber war die Creditkarte gewesen, und eben diese Creditkarte hatte schon seit Jahren in den Organen der Polizei und Regierung, wie im gesammten Publicum zu den eingehendsten Erörterungen Veranlassung gegeben. Was ich aus den lückenhaften Angaben des mir zur Verfügung stehenden Zeitungsmaterials zu entnehmen vermochte, läuft etwa auf Folgendes hinaus:

Gleich in den Anfängen des neuen Staates waren häufige Meldungen von verloren gegangenen Creditkarten eingegangen. Der Staat hatte dann sehr prompt durch ein Proclama in allen Zeitungen dieselben für ungültig erklärt und die Betreffenden

mit dem Vermerk eines Duplicats für die noch fehlende Zeit mit neuen Karten versehen. Aber jemehr die Zeit der Jahreswende herannahte, desto mehr nahm das Verlorengeden von Creditkarten den Charakter einer epidemischen Krankheit an. Die Reichsregierung sah sich in der klaren Erkenntniß, daß es sich um ein viel tiefergehendes Uebel als das Verlieren von Creditkarten handele, zu einer allgemeinen und ernstlichen Verwarnung genöthigt, welcher die kategorische Erklärung angefügt war, daß hinfort ein Ersatz verloren gehender Karten nicht mehr stattfinden würde. Diese Erklärung wurde im Volke mit gemischten Empfindungen aufgenommen. Von einem Theil wurde sie mit Zustimmung begrüßt, der andere erhob ein lautes Lamento dagegen. Die Regierung, so sagte man, habe überhaupt nicht das Recht, auch nur einem einzigen Bürger seinen rechtmäßigen Antheil an dem Gewinn der Production zu entziehen. Das sei gegen die Grundidee des socialistischen Staates. Wenn Jemand seine Creditkarte verliere, so sei das eben ein Mißgeschick, dem Jedermann ausgesetzt sei. Dieses Mißgeschick einzelner Menschen aber könne für den Staat nimmermehr die Veranlassung werden, sich seiner ersten und heiligsten Pflicht zu entäußern. Versammlungen wurden einberufen, Reden gehalten, Resolutionen gefaßt. Wer für den Ersatz verlorener Creditkarten sprach, wurde mit Beifall überschüttet, die anderen wurden niedergezielt, und weil man beobachtet hatte, daß die Juden der Mehrzahl nach mit ihren Creditkarten gut gewirthschaftet hatten und dieselben darum nicht zu verlieren pflegten, wurde das Bischen noch mit Zwischenrufen wie „Juden“ und „Judengenossen“ untermischt. Als man indessen sah, daß die Reichsregierung unbeirrt auf ihrem Standpunkte beharrte, tauchte ein Vermittlungs-Vorschlag auf. Die Sache solle in jedem einzelnen Falle unter Beweis gestellt werden, und nur wo der Beweis vollkommen erbracht sei, solle die Regierung gehalten sein, eine neue Creditkarte auszuhändigen. Da aber ein Verlierender selten in der Lage sei, das Verlorengedengesein seiner Karte durch Zeugen zu erhärten, so solle ihm sofort bei seiner Meldung in feierlicher Weise und unter ernstster Verwarnung ein Eid zugeschoben werden. Schwöre er den Eid, so sei der Beweis stets als erbracht zu erachten. Dieser Vorschlag wurde anfangs mit großer Kühle aufgenommen und wäre vielleicht dem Schicksale verfallen, unbeachtet in Vergessenheit zu gerathen, wenn nicht ein sehr einflußreicher Verein mit großem Aplomb für ihn eingetreten wäre. Es war der Verein zur Hebung der sittlichen und leiblichen Wohlfahrt des Volkes, wie

er sich nannte. Dieser Verein hatte in Millionen von Flugblättern die geharnischte Erklärung erlassen, daß es nothig scheine, die Menschheit in energischer Weise zum Bewußtsein der sittlichen Höhe zu bringen, auf die sie durch die neue Wandlung der Dinge gehoben worden sei. Mit der Zerstörung des Raubsystems und der Zertrümmerung des Kapitals sei der Mensch vom Sklaven zum freien Manne geworden, und es sei ein Verbrechen an der erlösten Welt, dem freien Manne eine niedrige Handlung zuzumuthen. So lange der Hang nach Geld und Eigenthum die Menschen vergiftet habe, sei die Eizuschiebung ein gefährliches Wagniß gewesen, aber den echten Kindern der Socialdemokratie gegenüber sei jedes Bedenken solcher Art eine schwere Beleidigung. Das Volk solle also wie ein Mann dafür eintreten, daß es dem Staate ermöglicht werde, durch Zuschiebung eines Eides den Kartenverlierern gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. Diese erhebenden Worte verfehlten eines kräftigen Eindruckes nicht, und es läßt sich nicht absehen, was geschehen sein würde, wenn nicht unvermuthet ein Ereigniß eingetreten wäre, das in der Geschichte der Menschheit ganz einzig dasteht.

Was noch niemals dagewesen, und auch wohl bis in die fernste Zukunft sich nicht wiederholen wird, hatte sich ereignet.

Unter dem Ansturm der drohenden Gefahr für Recht und Rechtsschaffenheit waren alle Confessionen, alle Kirchen und kirchlichen Secten zu gemeinsamem Vorgehen zusammengetreten. Aus allen Theilen des Landes waren die Leuchten des Glaubens herbeigeeilt, hatten, die Streitart des Hasses eine Weile zur Ruhe legend, gemeinschaftlich mit einander getagt, und die Welt hatte zu ihrem Erstaunen das Schauspiel erlebt, daß Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte, Orthodoxe und Protestantenvereinler, Irvingianer und Mennoniten in größter Eintracht aus der Versammlung traten. Ja, man hatte selbst den streitbaren Führer der orthodoxen Partei — er wurde als zweiter Stöcker oder dritter Luther gefeiert — Arm in Arm mit dem Oberrabbiner auf der Straße wandeln sehen. Die Verhandlungen hatten den besten Erfolg gehabt, und eine glänzende Deputation, in der alle Dogmen und alle Glaubensrichtungen vertreten waren, hatte im Namen der Religion und des Gottesglaubens dem Reichskanzler die Bitte überreicht, die Gesellschaft vor einer Maßregel bewahren zu wollen, deren sichere Folge der Tod von Treue und Glauben sein werde. Der Anblick der Eintracht von einer Stelle aus, von der man nur die Saat des Unfriedens gewohnt gewesen war, hatte so überwältigend gewirkt, daß die

Regierung die nöthige Rückstärkung fand, um es bei dem Beschlusse bewenden zu lassen, daß für verloren gegangene Creditkarten kein Ersatz gegeben werde.

Damit war aber doch die arme Creditkarte noch nicht zur Ruhe gelangt. War nun die Möglichkeit verloren, dem Staate einen vermehrten Credit abzurufen, so suchte man nun seine Rettung, indem man Vorschüsse auf das folgende Jahr erbat. Zu hunderttausenden gingen die Bittschriften ein von den unglücklichen Seelen, die gegen die Regeln des Haushaltes gesündigt und nun zu früh am Ende ihrer Hülfsmittel standen. Keinem Einzigen hatten triftige Gründe gefehlt. Ungewöhnliche Anschaffungen für den Haushalt, Unglücksfälle auf der Reise, Verderben von Nahrungsmitteln und Kleidern wegen der Feuchtigkeit der Wohnräume, plötzlich ausgebrochenes Feuer im Hause, mangelnde Haltbarkeit der Kleidungsstoffe oder des Schuhzeuges, zu starker Verbrauch von Schuhzeug bei stetiger Arbeit im Wasser, wiederholtes Zerreißen von Kleidern wegen Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten bei der Arbeit, oder was überhaupt in vermehrte Kosten zu stürzen vermag, das Alles wurde für die vorzeitige Erschöpfung der Creditkarte zur Entschuldigung angeführt. Ich vermochte bei der Lückenhaftigkeit meiner Zeitungen nicht in Erfahrung zu bringen, wie sich diesem ersten Ansturm gegenüber die Regierung verhalten hat, in der Folge aber hat sie alle Ertheilung von Vorschüssen für unstatthaft erklärt. Es erschien ein Erlaß, in welchem sie darlegte, daß die erhabene socialistische Gesellschaftsordnung eine weise Dekonomie jedem Bürger zur Vorschrift mache, und daß hohe Regierung sich darum genöthigt sehe, mit unnachsichtlicher Strenge gegen jede Uebertretung dieses Gebotes vorzugehen. Mittellose Personen würden daher hinfort nur noch in Gefängnissen Unterhalt finden, und zwar einen Tag um den andern bei Wasser und Brod.

Aber auch das vermochte die Creditkarte aus ihrer mißlichen Lage noch zu nicht befreien. Im Gegentheil, die große Fürsorge des Staates für sie war ihr zu großem Verderben geworden. Konnte man vom Staate keine Hilfe erlangen, so mußte sie selbst zur Rettung dienen. In unabsehbarer Menge häuften sich in den Zeitungen die Mittheilungen von Creditkartendiebstählen, und es gab kaum ein technisches Hülfsmittel zur Uebersetzung einer Sache aus der Hand des Berechtigten in die eines Unberechtigten, das nicht hierbei zur Anwendung kam. Heimliche Entwendung aus der Tasche, Oeffnung von Schlössern mittelst Nachschlüssel, Einbruch in verschlossene Räume, Betäubung, Zu-

bodenschlagung, Körperverletzung, Mordversuch, Mord, genug, welche Hülfsmittel zu unbefugter Eigentumsübertragung nur immer zu dienen vermögen, sie wurden alle in Anwendung gebracht, um das Einkommen derer zu erhöhen, die auch im socialistischen Staate noch keine Befriedigung fanden, und das Princip der Gleichheit des Einkommens erfuhr eine Förderung dadurch nicht. Umsonst erließ die Regierung an alle Verkaufsstellen die häufigsten Warnungen, in der Prüfung der Vorzeiger der Karten recht sorgsam zu sein; sie konnte doch einen andern Grundsatz nicht anerkennen, als daß sie zur Prüfung der Inhaber berechtigt, aber nicht verpflichtet sei. Wem eine fremde Karte zu verschaffen gelang, der brauchte nur auf des Bestohlenen Kosten vergnügliche Reise zu machen und erreichte mit Leichtigkeit einen Ort, an welchem kein Verkäufer ihm zu beweisen vermochte, daß der Name auf der Karte nicht der seinige sei. War nun der Staat verpflichtet, die Bestohlenen zu entschädigen oder nicht? War in dem einen Falle mehr als in dem andern die Gleichheit des Einkommens gestört? Das waren Fragen, die mit Schnelligkeit auftauchten und lebhaft erörtert wurden. Die Einen meinten, die Erhaltung der Ordnung liege dem Staate ob, und er allein könne der Lückenbüßer sein, wenn er seine Pflicht nicht erfülle; die Andern dagegen, daß das Bestohlenwerden ein Unglück sei, welches der Betroffene zu tragen habe, und die Regierung lehnte den Ersatz mit der Erklärung ab, daß sie nicht verantworten könne, den Schaden Einzelner zum Schaden der Gesamtheit zu machen. Das würde aber eintreten, wenn sie im Betrage der gestohlenen Karten das Gesamteinkommen vermindern müsse. Nach langen Verhandlungen kam schließlich die Einigung zu Stande, daß ein Ersatz nicht zulässig sei, wenn der Dieb nicht ermittelt wurde, daß er aber in allen Fällen stattfinden solle, in denen der Dieb zur Bestrafung gelange. Ob die ersteren oder die letzteren Fälle die zahlreicheren gewesen, vermochte ich mit Sicherheit nicht festzustellen.

Immerhin war man über die Unvollkommenheit der Creditkarten noch nicht hinweggekommen, und die Presse ließ es, ihrer alten Aufgabe getreu, an Verbesserungsvorschlägen nicht fehlen. Zuerst tauchte der Vorschlag auf, man solle die Creditkarte ganz abschaffen und nach dem ursprünglichen Vorschlage Bebel's kleine Werthzeichen von Gold oder Blech einführen. Aber das Gold wurde ohne Weiteres und mit Einstimmigkeit verworfen, weil Werthzeichen von Gold nichts Anderes als Geld seien, und weil man mit der Wiedereinführung von Geld dem socialdemokratischen

Staate die Wurzel untergrabe. Das Blech fand im Anfange einen kleinen Anhang, aber nach kurzer Verhandlung siegte doch die Ansicht, daß Werthzeichen aus demselben mit zu großer Leichtigkeit nachgeahmt werden könnten. Ein anderer Vorschlag war, die Creditkarten nicht für das ganze Jahr, sondern immer nur für den Zeitraum eines Monats auszugeben, aber diesem Vorschlage stand im Wege, daß das Ausgeben der Karten eine zu lästige Sache war, um sich den Luxus einer häufigen Wiederholung gestatten zu können. Bei der Ausgabe sei die Feststellung aller Personalien erforderlich, sagte man, und diese nehme für jeden einzelnen Fall so viel Zeit in Anspruch, daß das ganze Geschäft auch bei Einrichtung noch so vieler Ausgabestellen und bei Aufbietung eines ungewöhnlichen Beamtenapparates in dem Raum eines Tages kaum zu bewältigen sei, und darum der Mehrzahl der Menschen dadurch ein Arbeitstag entzogen würde. Ein Verlust von zwölf Arbeitstagen im Jahre sei ein Nachtheil für die Gesamtheit. Mehr Anklang schien eine dritte Idee zu finden, dem Einzelnen nicht eine, sondern zwölf auf gleiche Theilbeträge lautende Creditkarten auszugeben und dadurch zu verhüten, daß Jemand durch einen Verlust oder eine Entwendung um sein ganzes Einkommen käme. Auch diesem Gedanken fehlte es an Einwänden nicht. Einige meinten, der Diebstahl würde dadurch nur noch erleichtert werden, und Andere befürchteten, daß die Vervielfachung der Karten auf Reisen sehr lästig und gefährlich werden könne. Die Acten über Veränderungen des Zahlungsmittels scheinen indessen noch nicht geschlossen zu sein, und es steht zu hoffen, daß es noch gelingen wird, einen allgemein befriedigenden Ausweg zu finden. Vielen Beifalls erfreute sich ein bei der Regierung seitens eines Vereins eingereichter Antrag, demjenigen eine Prämie (d. i. das Ehrenzeichen eines rothen Bandes) zu verleihen, welcher die beste Einrichtung an den Kleidern erfände, die Creditkarte in einem sicheren Etui auf bloßem Leibe zu tragen und mit Leichtigkeit hervorzuholen und wieder wegzustecken.

Aus den vorstehenden Mittheilungen wird der Leser erkennen, daß ich ganz im Rechte bin, wenn ich Bellamy in Betreff der Eigenthumsvergehen des Irrthums zeihe. Sie kommen in der That im socialistischen Staate sehr häufig vor. Daß alle übrigen Vergehen — und deren Gesamtzahl war nach statistischen Ausweisen in der früheren Weltordnung unendlich viel größer als die Zahl der Eigenthumsdelicte — in demselben eine Abminderung erfahren haben sollten, ist aus sachlichen Gründen

nicht anzunehmen, und es wird mir nicht schwer, eine kleine Blumenlese von Vergehungen vorzuführen, die in der neuen Staats Einrichtung ihren Nährboden finden oder doch durch dieselbe nicht verhindert werden.

Eine junge Frau, die nach dreivierteljährigem Aufenthalte in der Klinik, wo sie ihr Kind zu nähren hatte, in ihr Haus zurückgekehrt war, machte die Bemerkung, daß ihr Mann inzwischen sein Herz an eine Andere gehängt. Sie lauerte ihm eines Tages auf und goß ihm, als er aus der Wohnung seiner neuen Flamme heraustrat, den Inhalt einer Vitriolflasche ins Gesicht. Wegen Begießung mit einer gefährlichen Substanz wurde sie in eine empfindliche Strafe verurtheilt.

Ein Mann, der das Schicksal hatte, daß ein Anderer, dessen Frau des Kindes wegen in der Klinik war, seine Ferienzeit dazu benutzte, mit ihm sein Gattenamt zu theilen, schoß den unberufenen Gast mit einem Revolver in den Kopf. Die Sache schwebte zur Zeit noch, und ich bin sehr begierig, ob im neuen Staate ein solcher Rächer seiner Ehre für schuldig oder unschuldig erklärt wird.

Der Verwalter eines landwirthschaftlichen Betriebes hatte sich fortreißen lassen, einem Arbeiter wegen Thierquälerei eine Ohrfeige zu appliciren und wurde in 300 Mark Strafe verurtheilt.

Ein anderer landwirthschaftlicher Verwalter war von seiner vorgelegten Behörde zur Auskunft aufgefordert, weshalb die in der Rechnung vermerkte Sau ihre zwölf Ferkel aufgefressen habe, und hatte die Antwort gegeben, er wisse keinen andern Grund dafür zu finden, als daß die Sau ihre Kinder vielleicht dem Einflusse der hohen Behörde habe entziehen wollen. Er war wegen Insubordination und Beamtenbeleidigung zu vier Wochen Gefängniß und Degradation zum Arbeiter verurtheilt. Sein Trost mochte sein, daß sein Einkommen ihm nicht entzogen werden konnte.

In einer Volksversammlung war es zu heftigen Scenen gekommen. Die Landarbeiter hatten die Resolution zur Verhandlung gestellt, daß für alle unreinlichen Arbeiten, namentlich für das Melken und alle Beschäftigung mit Stalldünger oder künstlichem Dünger, die Arbeitszeit um die Hälfte vermindert werde. Dagegen hatten die Packerträger opponirt mit der Behauptung, daß die Verminderung ihrer Arbeitszeit von viel größerer Berechtigung sei, und diesen waren wieder die Straßenreiniger mit ihrem Protest entgeggetreten. Da der Redekampf der Versammlung nicht festzustellen vermochte, ob mehr die Unrein-

lichkeit der ländlichen Arbeit oder die lungenangreifende Eigenschaft des Packträgergeschäfts oder das Demüthigende des Straßenreinigerberufs für die Verminderung der Arbeitszeit ein Beweggrund war, war der Streit in handgreiflicher Weise auf der Straße fortgesetzt, und zu nachdrücklicher Austragung der Sache hatte man aus einem in der Nähe befindlichen Statettenzaun die Latten herausgebrochen. Dieser Vorfall war bei den Gerichten zur Anzeige gebracht, und in Folge dessen war eine Anzahl von Personen, die auf fremden Schädeln eine Latte zerbrochen, wegen Sachbeschädigung, begangen am Eigenthume des Staates, zu vierzehntägigem Gefängniß, eine Minderzahl, die nachweislich dabei fremde Schädel beschädigt, wegen Körperverletzung zu mehrmonatlichem Zuchthaus verurtheilt.

In einer andern Volksversammlung hatte ein Redner die Minister eine Kotte von Heuchlern genannt, die einen socialdemokratischen Staat regieren wollten, ohne in Wirklichkeit Socialdemokraten zu sein, und wurde zu sechs Wochen Festung verurtheilt.

Eine Frau, die in das Zimmer ihres Nachbarn gedrungen war, um ihm wegen Verunreinigung ihres Hofes eine Standrede zu halten, hatte der Aufforderung, sich zu entfernen, nicht Folge geleistet und war wegen Hausfriedensbruchs zu acht-tägigem Sitzen verurtheilt.

Zwei unverheirathete Verwaltungsbeamte waren nächtlicherweife gegen eine junge Dame anzüglich geworden und mit 30 Mark Geldstrafe belegt. Die Verhandlung hatte das Nachspiel, daß die Klogerin zu Zuchthaus verurtheilt wurde, weil sie wissentlich falsch geschworen hatte, von ehrbarem Rufe zu sein.

Ein älterer Herr hatte denunciirt, daß der Verkäufer eines Bazars einer jungen Dame, die ihn mit Zärtlichkeiten beglückt, nur den halben Preis der gekauften Waaren abgenommen, war aber, weil die als Zeugin vernommene Dame die Unwahrheit der Denunciation durch einen Eid erwiesen hatte, wegen Beamtenerkläumdung in Gefängnißstrafe genommen.

Ein Droschkenfutscher hatte vier befreundete Herren eine Strecke spazieren gefahren und vergessen, ihre Creditkarte zu coupiren. Weil Bestechung nicht nachweisbar war, kam er mit Degradation zum Frachtfuhrmann davon.

Ein Gassenkehrer, welcher einer Dame in fahrlässiger Weise den Regenmantel beschmutzt, wurde zum Kloakenreiniger straf-versezt.

Ein Kloakenreiniger war unbotmäßig gegen seinen vorge= setzten Beamten gewesen, mußte aber, weil er nicht mehr de= gradirt werden konnte, von Strafe freigelassen werden.

Ein Rahnschiffer, welcher einem Landbewohner gegen einen Liter Branntwein einige Centner Kohlen überlassen, wurde wegen Defraudation mit Zuchthaus bestraft.

Eine ländliche Arbeiterfrau hatte viele Hühner des Wirth= schaftshofes gewöhnt, die Eier in ihrer Kammer zu legen, und wurde wegen Aneignung von Staatseigenthum mit Gefängniß bestraft.

Ein nervöser Herr, welcher in einem Speisehause eine ver= salzene Suppe bekommen, hatte sich den Vergleich mit einer Schweinewirthschaft erlaubt und war wegen Beamtenbeleidigung in eine Gefängnißstrafe verurtheilt.

Diese kleine Auslese, die ohne irgend welche Auswahl aus den Blättern, so wie sie mir in die Hand kamen, herausgegriffen ist, wird zur Genüge zeigen, daß die Art und Einrichtung des socialistischen Staates an und für sich eine Verminderung der Verbrechen und Vergehen nicht bedingt, und daß Dr. Beete ein eigenthümlicher Beobachter gewesen sein muß, wenn er dieselbe behauptet und als eine Folge der socialistischen Staatsordnung hingestellt hat. Die Verbrechen werden sich vermindern in jedem Lande, je größer die Zahl derjenigen wird, die sich in ihrer Lage zufrieden fühlen. Die Zufriedenheit aber findet ihre Existenzbedingungen nicht in der Zahl der Bedürfnisse, welchen die Gesellschaft zu genügen vermag, sondern sie ist vorwiegend abhängig davon, ob der einzelne Mensch in der Art und Weise des Lebens und Seins, wie sie durch die Einrichtungen der Gesellschaft bedingt und gestaltet wird, für seine mächtigsten Triebe das volle Genüge findet. Ein ärmeres Volk kann sich zufriedener fühlen als ein reiches, wenn das letztere entbehrt, was das Herz nach seinen Neigungen sucht.

Da ich aus eigener Anschauung noch nicht wußte, welches Maß an materiellen Gütern der socialistische Staat zu beschaffen vermochte, noch weniger, wie die Volksseele sich durch ihn befriedigt fühlte, mußte ich mich vor der Hand damit begnügen, von den aufgefundenen Thatfachen Kenntniß zu nehmen und bis zu weiterem Eindringen in die Verhältnisse mir mein Urtheil aufsparen.

Daß der Civilproceß im socialistischen Staate an Bedeutung verlieren müsse, war mir von vorne herein nicht zweifelhaft gewesen. Wenn nicht mehr die Millionen unter einander ihre

Dienstleistungen austauschen, sondern die ganze Menschheit nur mit einem einzigen Kaufmann ihre Geschäfte treibt, muß die Menge der Klagen und Meinungsdivergenzen nothwendig eine Abnahme erleiden. Und doch fand ich Berichte von Verhandlungen vor, aus denen ich ersah, daß die Civillage noch nicht ganz ihren Boden verloren hatte.

Herr Schulze hatte bei seinem Freund Müller eine Cigarre geraucht, die ihm vortrefflich gefiel, deren Verkaufsstelle ihm Müller aber nicht angeben wollte. Herr Müller hatte am Tage vorher bei Schulze einen Rheinwein getrunken nach seinem Geschmack, deren Quelle dieser ihm zu nennen sich geweigert. Beide vereinbarten nun ein Tauschgeschäft mit einander der Art, daß Müller eine Kiste der gedachten Cigarren an Schulze, Schulze ein Quantum von dem Wein an Müller zu liefern sich verpflichtete. Beide hatten wenige Tage vorher von den betreffenden Verkaufsstellen die Zusicherung erhalten, daß die besagten Waaren noch vorrätzig wären. Als die Lieferung geschah, waren Schulze's Cigarren befriedigend ausgefallen, Müller's Wein aber zweifellos von geringwerthigerer Sorte. Da Schulze den von Müller begehrten Wein nicht mehr zu beschaffen vermochte, erklärte er sich gegen Zurücknahme des Weines zur Rückgabe der Cigarren bereit, doch Müller erachtete sich beschwert und vermochte das Anerbieten nicht anzunehmen. Er hatte als Liebhaber von gutem Wein die Cigarren um 50 Mark theurer bezahlt als Schulze den Wein und war überdies kein Raucher, sondern hielt nur als gastfreier Mann für seine Freunde ein edles Kraut im Hause. Zu diesem Zweck war ihm der Vorrath von 1000 Stück viel zu groß. Um einem Streit aus dem Wege zu gehen, hatte Schulze sich erboten, auch die mehrgezahlten 50 Mark in anderen Waaren zu erstatten, doch weil Müller für die Cigarren keine Verwendung hatte, lehnte er auch diesen Vergleichsvorschlag ab. Es kam zu einem lang dauernden Proceß, der bis dahin noch nicht zur Entscheidung gelangt war. Der Kläger Müller hatte beantragt, Beklagten Schulze zur Zurücknahme des Weines und zur Ueberlassung von Waaren mittelst seiner Creditkarte im Betrage von 250 Mark und nach des Klägers Wahl zu verurtheilen. Beklagter hatte für sich geltend gemacht, daß eine Zahlung von 450 Mark für Luxusgegenstände, nämlich 200 Mark für Wein und 250 Mark für Cigarren, ihm von dem Werth seiner Creditkarte zu viel entziehen würde, um ihm für den nothwendigen Bedarf an Kleidung und Nahrung genügend zu belassen. Zur Entscheidung stehen folgende Fragen:

1. Ist der Staat verpflichtet, den Schulze schadlos zu halten, wenn er auf die Versicherung eines seiner Beamten hin, daß von einer bestimmten Weinsorte noch Vorrath vorhanden sei, diese Sorte bei ihm bestellt, und dann sich ergab, daß der vorhandene Wein von geringerer Güte war? 2. Wenn nicht, ist dieses Unvermögen des Staates, den Wein in gleicher Qualität zu liefern, für Schulze einer vis major gleich zu achten, die ihn entbindet, für die Nachtheile Schadenersatz zu leisten, welche Müller aus der Minderwerthigkeit des Weines entstehen? 3. Wenn nicht, ist Müller als ausreichend entschädigt zu erachten durch Zurückgabe der von ihm gelieferten Cigarren und Wiederersatz derjenigen 50 Mark, welche er für die Cigarren mehr gezahlt hatte, als Schulze für den von ihm gelieferten Wein, trotzdem er von den zurückzuempfangenden Cigarren keinen Gebrauch zu machen im Stande ist? 4. Wenn nicht, kann Schulze verpflichtet werden, die Beträge für Cigarren und Wein von seiner Creditkarte zu leisten, trotzdem er den Nachweis führt, daß diese ihm dann für seinen Lebensunterhalt nicht mehr genügend beläßt? 5. Wenn nicht, ist Müller verpflichtet, auf die Wiedererstattung des von ihm gezahlten Betrags für die Cigarren bis zur Ausgabe neuer Creditkarten zu warten, auch wenn er den Nachweis liefert, daß er dann, um nicht in einen Mangel an nothwendigen Existenzmitteln zu gerathen, genöthigt sein wird, dem zur Kräftigung seiner Gesundheit ihm vorge schriebenen täglichen Weingenuß zu entsagen?

Frau Helene Alberti, Gattin eines hohen Regierungsbeamten, dem ärztlicherseits einer Magenschwäche wegen ein reichlicher Genuß von Eiern verordnet war, vermochte wegen spärlichen Vorhandenseins von Eiern (der Leser wird im weiteren Verlaufe dieser Mittheilungen die Ursache des Eiermangels noch kennen lernen. D. S.) trotz eifrigsten Suchens den für ihren Mann nöthigen Bedarf in den Markthallen nicht aufzufinden. Frau Emilie Haberland, Gattin eines ehrbaren Schuhmachers, deren Creditkarte in Folge ihrer Puzsucht bedenklich auf die Reige ging, und die freundliche Beziehungen zu dem Director der Centralmarkthalle hatte, erbot sich, eine Eierquelle für sie aufzusuchen und erhielt von Frau Alberti das Versprechen eines neuen Hutes, sobald sie ihr eine Bezugsquelle von vier Schock Eiern nachgewiesen haben würde. Die guten Beziehungen der Haberland zu ihrem Freunde hatten die Folge, daß Frau Helene Alberti schon nach wenigen Tagen die Mittheilung empfing, die gewünschten 240 Eier lägen in der Centralmarkthalle für sie in

Bereitschaft. Nach Empfang der Waare, der ohne entsprechende Bemerkte auf der Creditkarte der Alberti nicht angängig war, machte diese aber zu ihrem Schrecken die Bemerkung, daß 67 Eier bebrütet und 103 wegen zu hohen Alters ungenießbar waren. Sie hatte also durch den Ankauf derselben einen bedeutenden Schaden erlitten und hielt sich nicht für verpflichtet, den versprochenen Gut der Haberland auszuzahlen. Letztere strengte eine Civillage an, die bis dato noch nicht ausgetragen war. Auch diese Entscheidung nach Recht und Gerechtigkeit zu fällen, ist nicht ganz leicht. Der Staat hat für die Güte der Waaren keine Gewähr zu leisten. (Warum nicht, wird der Leser bald erfahren. D. S.) Dem Generaldirector der Centralmarkthallen ist eine Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse nicht nachzuweisen Frau Haberland hat sich in ehrlicher Weise um eine Eierquelle bemüht und ihre Bemühungen sind von Erfolg gewesen. Frau Haberland würde also benachtheiligt sein, wenn ihr der für erfolgreiche Bemühungen versprochene Gut nicht verabsolgt würde. Auf der anderen Seite dagegen: Frau Alberti ist ohne Zweifel von der Voraussetzung ausgegangen, durch die Bemühungen der Haberland, die die Ursache ihres Eierbedarfes kannte, gesunde Eier zu erhalten. Sie hat in Wirklichkeit der Mehrzahl nach unbrauchbare Eier empfangen und diese theuer bezahlt. Sie würde doppelt geschädigt sein, wenn sie außerdem noch für die Haberland einen Gut bezahlen sollte für eine Leistung, die ihren Intentionen und auch dem ehrlichen Willen der Haberland nach als eine wirkliche Leistung nicht erachtet werden kann. Ich bin nicht Jurist und will mir daher ein Urtheil nicht anmaßen, aber ich meine, ohne juristische Spitzfindigkeit wird auch in diesem Falle ein Richterspruch nicht gefällt werden können.

Herr Michael Schönthan, seines Glaubens und auch seiner Beschäftigung nach ein Schneidermeister, hatte große Vorliebe für vornehme Wohnung und residirte parterre in der Friedrichstraße in einem Hause mit kostbaren Spiegelscheiben. Das Unglück wollte, daß an einem und demselben Morgen zwei dieser Spiegelscheiben zertrümmert wurden, die eine durch die Deichsel eines durchgehenden Gefährtes, die andere durch einen Schlosser, der in seinem Beruf mit einer Eisenstange auf der Schulter ging, und dem ein muthwilliger Junge die Stange von der Schulter gerissen hatte. Nach einem verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Gesez war Herr Schönthan wie alle Miethswohnunger zur Erhaltung der Fensterscheiben verpflichtet, doch stand ihm das Recht zu, von den Zerstörern der Scheiben Ersatz zu ver-

langen, und diese waren im socialistischen Staate nicht minder günstig gestellt wie er. Da er indessen befürchtete, es möchte Beiden gelingen, durch den Nachweis einer höheren Gewalt die Entschädigungspflicht von sich abzuweisen, hielt er es für rath-samer, sich direct an den Staat zu halten, als an denjenigen, in dessen Auftrage Beide mit fensterbedrohlichen Werkzeugen auf der Straße hantierten. Er wurde von diesem mit seiner For-derung abgewiesen, und es kam zum Proceß. Vom Gericht wurde anerkannt, daß der Staat für diejenige Fensterscheibe haftbar sei, welche die Deichsel des durchgehenden Wagens zer-trümmert, denn da erwiesen sei, daß das fragliche Pferd schon einmal durchgegangen, könne dem Kutscher die Schuld nicht bei-gemessen werden. Dagegen sei ein Schlosser ein Arbeiter wie jeder Andere, auch wenn er im Dienste des Staates mit einem gefährlichen Werkzeug hantiere, und es könne einem Arbeitgeber nicht zugemuthet werden, zum Ersatz für Beschädigungen ein-zutreten, die durch einen Unfall seiner Arbeiter einem Dritten zugefügt würden. — Die Kritik dieses Erkenntnisses muß ich den Herrn Juristen überlassen.

Diese wenigen Falle werden schon erkennen lassen, daß auch im socialistischen Staate die Streitigkeiten der Menschen nicht ausgeschlossen sind. Sie werden zugleich die Vorstellung erwecken, welcher Art und Menge die Falle sind, in welchen die Menschen nach ihrem Wesen und ihren Eigenschaften dem Antriebe folgen, ihr vermeintliches Recht durch gerichtliches Erkenntniß zu schir-men oder zu suchen. In weit überwiegender Zahl aber waren die mir zu Gesichte gekommenen Klagen gegen den Staat oder vielmehr gegen die Regierung als den Träger desselben gerichtet. Der Staat war der Hersteller und Lieferant aller Waaren. Er war der alleinige Producent und der alleinige Kaufmann. Was er als Producent verfertigte und als Kaufmann in den Handel brachte, das Alles war durch Existenzen geschaffen, die nicht Engel, sondern Menschen waren. Und dieser arme Staat selbst war in jeder Richtung durch alle die Schwächen und Gebrechlich-keiten eingeengt, die das traurige Erbtheil der Menschen sind. Er hatte weder Augen noch Ohren überall und war doch in all seinem Thun auf den Fleiß und den Eifer von Menschen ver-wiesen, die nicht sich, sondern ihn für verantwortlich hielten. Und auf der andern Seite die Menschen, denen er die Erzeug-nisse seines Schaffens zu liefern hatte, sie standen ihm mit einem ungeschwächten Maße von Wünschen und Begierden gegenüber. Sie hatten sich eine neue Weltordnung geschaffen, nicht zu dem

Zwecke, Entsaugung zu üben und die Begierden zu tödten, sondern die Unzufriedenheit war das Motiv dieser Umwälzung gewesen. Sie hatten mehr und Besseres erwartet von einem System der Production, das dem Kampfe ums Dasein, dem Wettbewerb der Kräfte und der Jagd nach Gewinn den Nährboden entzog und jede organische Verrichtung der Theile nach den besonderen Vorschriften des Staates lenkte. Was Wunder, wenn die Menschen an den mit so ungeheurer Machtvollkommenheit ausgerüsteten Staat mit der Erwartung hinantraten, daß er ihnen geben würde, was sie wünschten, und daß das, was er ihnen gab, mit den Mängeln und Gebrechlichkeiten nicht mehr behaftet wäre, die nicht vermieden werden konnten, solange die Production eine Gesamtleistung von Theilen war, die alle in selbständiger Weise die ihnen zugefallenen Functionen ausgeführt hatten! Was Wunder, daß die Menschheit sich recht oft nicht befriedigt fühlte durch einen Staat, der selber kein Gott war und keine Engel in seinen Diensten hatte!

Die Zahl der Klagen, die gegen den Staat angestrengt worden sind, muß in der That eine enorme gewesen sein. Die Zeitungen werden nur den kleineren Theil derselben mitgetheilt haben, aber was ich in den Zeitungen fand, ließ mich erkennen, daß die Ansprüche der Menschen und die Leistungen des Staates in einem harmonischen Verhältniß zu einander nicht gestanden hatten. Im Gegentheil, so viel Mängel und Schadhaflichkeiten nach dem Laufe alles Irdischen an den Dingen, die zum Gebrauche der Menschen dienen, vorkommen können, so viel Anlaß scheint zu Klagen gewesen zu sein. Es war geklagt, daß Butter ranzig, Sering thranig und Käse mäßig gewesen sei. Kaffee hatte in einem Falle Petroleumgeschmack gehabt. Einige hatten angefaultes Obst, andere verdorbene Conserven, noch andere miethigen Reis empfangen. Das Brod war häufig alt und trocken, das Flaschenbier karmig gewesen. Cigarren hatten mitunter keine Luft gehabt, Cacao und Chokolade waren schimmelig ausgefallen. Das Fleisch vor allem hatte der Uebelstände viele gehabt; bald zu viel Knochen, bald zu wenig Fett, bald war es zu zähe, bald sogar übelriechend gewesen. Gegen alle solche Mängel hatte früher die Concurenz sehr viel, aber nicht immer geschützt; im socialistischen Staate schien der Mangel an Concurenz ein absolutes Heilmittel nicht gewesen zu sein. Bei Kleidungsstücken hatte man mitunter über mangelnde Haltbarkeit des Stoffes, viel häufiger über Zerreißen der Nähte, Abfallen von Knöpfen und schlechtes Annähen des Besazes geklagt. Besonders

häufig waren Beschwerden über zunehmende Undauerhaftigkeit des Schuhzeuges eingegangen. Die Wasserstiefel der landlichen Arbeiter sollten oft nicht wasserdicht gewesen sein, bei Promenadenstiefel war schlechte Befestigung der Sohlen vorgekommen, und ich kam durch die Häufigkeit der Klagen auf die Vermuthung, daß es dem Staate nicht ganz leicht geworden sein mag, auf die Schuhmacher, die einen Verlust ihrer Kundschaft ja nicht mehr zu befürchten hatten, in seinen großen Werkstätten die genügende Controle auszuüben. Wer kann es den Menschen verdenken, daß sie sich nicht still und schweigend verhielten! Wir müssen uns schinden und plagen, sagten sie, und wenn der Staat von uns Arbeit verlangt, so dürfen wir uns nicht weigern. Da dürfen wir von ihm verlangen, daß er uns gute Waare liefert, und es nicht schlechter, sondern besser macht, als es früher die Menschen thaten. Da der Staat sich aber außer Stande sah, gutwillig allen Beschwerden nachzugeben, so blieb den Menschen nichts übrig, als den Weg des Processes zu beschreiten und auf Wiederersatz oder Reparatur zu klagen. Sie konnten es sich auch zeugen, weil der Staat so liberal gegen sie war, ihnen kostenloses Gerichtsverfahren zu gewähren. Die meisten Klagen schienen mir wegen mangelnden Beweises zurückgewiesen zu sein; in einigen war der Staat verurtheilt worden, aber diese vielen Klagen und Beschwerden waren für ihn die Veranlassung gewesen, sie ein für allemal und in gründlicher Weise abzustellen. Zu seiner nicht erfreulichen Ueberraschung wurde das Publicum eines Tages gewahr, daß in allen Läden und Verkaufsstellen Plakate angeschlagen waren, auf denen in großen Lettern zu lesen stand: „Weder für Fehlerfreiheit des Stoffes, noch für Güte der Arbeit wird staatlicherseits Garantie geleistet.“

Damit schien ein Radicalmittel geschaffen zu sein, um das Publicum von der dem Gemeinwohl so schädlichen Proceßluft gegen den Staat in gründlicher Weise zu curiren. Ob es in gleicher Weise wirksam zu sein vermag zur Vertilgung der menschlichen Unzufriedenheit, muß die Zukunft lehren.

Nicht ungern verließ ich ein Gebiet des Studiums, in welchem meine frohen Erwartungen nicht wenig herabgestimmt wurden und fühlte mich um so heiterer angeregt, als ich, einem andern Theil der Tagesliteratur mich zuwendend, auf einen wahren Nichtpunkt der socialistischen Staatsordnung traf. Es war wohl meiner früheren Thätigkeit als Landwirth entsprechend, daß ich, indem ich zu den selbständigen Artikeln über allgemeine Tagesfragen überging, zuerst wie von ungefähr auf die Wildschaden-

frage mein Augenmerk lenkte. Diese Frage hat der socialistische Staat in der That in glänzender Weise gelöst. Ich meine damit nicht, daß die Frage durch den Vorgang der Verstaatlichung des Grundbesitzes einfach bei Seite geschoben war, in sofern es keine kleineren Landwirthes mehr gab, die unverschämt genug waren, über die Verwüstung ihrer Felder durch das Wild der großen Grundbesitzer Beschwerde zu führen, sondern weil nach der Einführung der neuen Gesellschaftsordnung in Wirklichkeit der Zeitpunkt gekommen war, in welchem der Staatsregierung die Erkenntniß aufging, daß der Fleiß des Landwirthes im allgemeinen Interesse mehr zu schützen sei als die Liebhaberei für die Jagd. Auch das war mit der Umgestaltung der Dinge nicht wie mit einem Schlage geschehen. Es hatte im Anfange an Zeitungsartikeln nicht gefehlt, in denen darüber Klage geführt wurde, daß durch Ueberhandnehmen des Wildes die Saaten geschädigt und Kartoffelfelder aufgewühlt würden, oder daß durch Ausübung der Jagd im reifen Getreide viel Korn verloren ginge. Aber diese Artikel, die in früheren Zeiten von den Regierungen nicht allzu entgegenkommend aufgenommen wurden, hatten endlich einmal die genügende Beachtung gefunden. Die Regierung des socialistischen Staates wurde inne, daß aller Grund und Boden ihr allein gehöre, und diese Wahrnehmung führte sie auf den Gedanken, daß die Heilighaltung des Eigenthums eine weise Maxime für eine gute Regierung sei. Ihr war auch inne geworden, daß sie allein es war, die zu düngen und zu pflügen, zu säen und zu ernten hatte, und es mochte ihr beim Anblick zerstörter Felder ein Schatten jenes Gefühls aufgegangen sein, das in früheren Zeiten die Brust des Bauern durchtobte, wenn er die Früchte seines Schweißes zum Theil vernichtet und der zunehmenden Vernichtung sich schutzlos preisgegeben sah. Zu dieser Erkenntniß gelangen und mit allen Schattenseiten der Jagdgesetzgebung tabula rasa machen, war nur ein Schritt gewesen. In kürzester Frist waren alle Waldungen eingezäunt und bei den schwersten Strafen war alles Jagen auf fruchttragenden Feldern verboten. So war denn in diesem Punkte der Friede ins Land gekommen. Das Wild konnte in den Waldungen gezüchtet und gefüttert werden, wie nur die Kinder in den Ställen des Landwirthes. Es konnte gejagt und geschont werden, je nachdem der Bestand desselben es erforderlich machte. Die Jagdliebhaber konnten innerhalb der Wälder nach Herzenslust ihrem Vergnügen nachgehen, soweit nicht die Schonzeit ihnen Entbehrung auferlegte, und das Publicum hatte niemals den Verdruß, den Segen

des Fleißes durch die Fürsorge der Gesetzgebung vom Wilde zerstört zu sehen.

Arme Bauern des neunzehnten Jahrhunderts, dachte ich unwillkürlich, bedurfte es erst des socialdemokratischen Staates, der euch und zugleich mit euch auch die Großgrundbesitzer von der Scholle trieb, um euch von dem Gram zu befreien, daß die Gesetzgebung dem Jagdvergnügen der hohen Herren eure redliche Arbeit preisgab?*)

Von diesem wahren Glanzpunkte des socialistischen Staates abgesehen, fand ich aber in den socialen und wirthschaftlichen Bestrebungen der Zeit nicht so Erfreuliches, als ich nach der glänzenden Schilderung des Dr. Leete hatte erwarten müssen. Im Gegentheil, genau mit derselben Festigkeit, mit der in allen früheren Zeitaltern die Interessen auf einander geplagt waren, wurde auch in der neuen Weltordnung der Kampf um persönliche Vortheile weitergeführt.

Es machte einen deprimirenden Eindruck auf mich, daß ich auch in dieser Beziehung den Herrn Bellamy nicht als zuverlässig befand. Er hatte seinen Dr. Leete berichten lassen, daß die Arbeit im socialistischen Staate keine zwangmäßige sei, sondern daß der Regel nach ein Jeder in der Wahl seines Berufs durchaus seinen Anlagen und seinen Neigungen nachzugehen vermöge. Dem Uebelstande, daß in dem einen Berufe ein Ueberfluß, in dem anderen ein Mangel sich zeige, vermöge man mit Leichtigkeit auszuweichen, indem man für minder anziehende Beschäftigungszweige die Arbeitsstunden vermindere. Würde ein Arbeit als zu schwer und niederdrückend empfunden, um freiwillige Kräfte herbeizuziehen, so beschränke man die Tagesarbeit auf zehn Minuten, und die Arbeit werde gethan. Das entspricht der Wahrheit, insofern man die Absicht gehabt hatte, so zu verfahren, aber es ist unwahr, wenn man weniger in der Absicht, als in der Art und Weise der Ausführung das entscheidende Merkmal sucht. Ich konnte selbstredend in den verschiedenen Artikeln, in denen die Organisation der Arbeit besprochen war, den Hergang nicht in allen seinen Einzelheiten verfolgen, aber soweit ich aus dem Besprochenen zu combiniren vermochte, hatte die Sache sich in allen Ländern etwa folgendermaßen entwickelt:

) Der geneigte Leser wolle beachten, daß Friedrich Ost von Geburt ein Mecklenburger war, und daß hauptsächlich in der Erinnerung an die Jagdgesetzgebung seines engeren Heimathlandes dieser Ausruf ihm entchlüpft sein mochte. D. S.

Bei Einführung der neuen Staatsordnung hatte die Regierung zu freiwilliger Anmeldung der von jedem Einzelnen zu erwählenden Beschäftigung aufgefordert, und der Erfolg war der erfreuliche gewesen, daß Niemand verabsäumt hatte, seine Herzenseigung kundzugeben. Wenn aber die Regierungen geglaubt hatten, dadurch zu einer zweckentsprechenden Arbeitsorganisation zu kommen, so waren sie in einem verhängnißvollen Irrthume gewesen. In Deutschland hatte sich von den arbeitsfähigen Bewohnern männlichen Geschlechts ein Drittel für das Jagdwesen entschieden. Von den verbleibenden zwei Dritteln hatten sich zehn Procent zu landwirthschaftlichen Verwaltern gemeldet unter der Bedingung, daß ihnen auf Kosten des Fiskus ein Reitpferd gehalten würde, zehn Procent zu Kutschern und Reitknechten unter der Bedingung, daß das Füttern, Putzen, Aufschirren, Abdüngen, Wagenreinigen und Anspannen von Anderen besorgt würde, zehn Procent zu Viehfüttern in der Landwirthschaft unter der Bedingung, daß sie vom Herantragen des Futters und vom Ausdüngen entlastet würden, zehn Procent zu Matrosen unter der Bedingung, daß sie von der Arbeit des Beladens und Entladens verschont blieben, dreißig Procent zu Beamten im Verwaltungs-, Unterrichts- und Rechnungswesen, fünfzehn Procent zur Verwendung in Musik, Schauspiellkunst und Lingeltangel, je ein Procent zu Aerzten, Ingenieuren, Baumeistern, Schiffsführern, Malern und Bildhauern, Bergleuten, landwirthschaftlichen Arbeitern und zum Gelehrtenberuf, und je einhalb Procent zu Schlossern, Tischlern, Drechslern, Stuhlmachern, Maurern, Zimmerleuten, Schneidern, Glasern, Webern, Spinnern, Sattlern, Schneidern und Schustern. Es war das selbstverständlich keine angenehme Ueberraschung für die Regierung gewesen. Sie hatte weit mehr Jäger als Wild, auch weit mehr landwirthschaftliche Verwalter als landwirthschaftliche Betriebe, wenn sie denselben ein Reitpferd halten wollte, was am Ende in der Billigkeit lag. Auch an Kutschern, Viehfüttern und Matrosen würde wohl kein Mangel gewesen sein, wenn sich nur eine sterbliche Seele zur Verrichtung derjenigen Arbeiten gemeldet hätte, von denen befreit zu sein bei den Anmeldungen ausbedungen war. Wie aber sollte sie Brod für die Menschen und Futter für das Vieh beschaffen bei der geringen Anmeldung von landwirthschaftlichen Arbeitern, wie genugsam Kohlen, Eisen, Erze u. s. w. bei dem ungenügenden Angebot von Bergarbeitern? Wie sollten sie alle Menschen unter Kleidung und Schuhzeug setzen, wenn so wenige Schuster und Schneider sein wollten? Wie sollte sie genugsam Häuser bauen und Wohnungen ausrüsten?

Wie sollten sie die Eisenbahnzüge in Bewegung setzen, wenn Niemand Weichensteller, Schaffner oder Heizer sein wollte? Wie die Lasten tragen lassen, die Straßen kehren, die Flüsse ausbaggern, die Kloaken reinigen, wenn Niemand dazu die Neigung zeigte?

Nicht viel Besseres hatte die Regierung mit den Anmeldungen des weiblichen Geschlechts gehabt. Von den unverheiratheten Damen hatte die weit überwiegende Zahl nach solchen Beschäftigungen getrachtet, die zu einem leichten Verkehr mit der jungen Männerwelt führten, und Schankmädchen in Bierlocalen, Verkäuferinnen in Handschuhläden, Sängerinnen höheren und niederen Ranges, Ballettänzerinnen und Schauspielerinnen wären ihr niemals knapp geworden, namentlich wenn sie bezüglich der letzteren auf Talent keinen Anspruch machte. Auch Kochinnen hätte sie genugsam haben können, wenn sie in der Lage gewesen wäre, sie vom Reinigen des Geschirres und der Zubereitung der zu kochenden Materialien zu dispensiren. Zweifelhafter stand es schon um die Anmeldungen zum Jugendunterricht, zum Kindermarten, zur Krankenpflege und zu allen Arbeiten mit Nadel und Faden, aber gar keine Anmeldungen waren eingegangen zu den Reinigungsarbeiten aller Art, zum Kartoffelschälen, zum Kühemelken, zu allen verschiedenen Arbeiten im Freien und in Fabrikräumen.

Mit den freiwilligen Anmeldungen ging es also nicht, und es war ein Glück, daß die Regierungen — wenigstens die deutsche hatte es gethan — unverzüglich den Befehl erlassen, ein Jeder habe bis auf Weiteres die Beschäftigung fortzuführen, in der er in der letzten Woche vor der Umgestaltung der Gesellschaftsordnung seinen Unterhalt gefunden. Aber die Sache bedurfte doch einer endgültigen gesetzlichen Regelung, und namentlich ergab sich sogleich die Nothwendigkeit, die bisher in einem selbständigen Betrieb beschäftigt gewesen, sowie die garnicht beschäftigt gewesen Personen in einer für sie passenden Beschäftigung unterzubringen, wie auch Bestimmungen in Betreff der Einreihung der in das Arbeitsalter eintretenden Jugend zu treffen. Es sind langdauernde Verhandlungen gewesen, die über diesen schwierigen Gegenstand geführt worden sind, in Deutschland aber war es dem Fleiße und der Hingebung der gesetzgebenden Körperschaften doch endlich gelungen, ein Gesetz zur Verabschiedung zu bringen, dessen 753 Paragraphen im Wesentlichen folgende Punkte behandelten:

1. Jeder Staatsbürger und jede Staatsbürgerin ist bei Strafe gehalten, an jedem Tage zu der amtlich oder durch die

besonderen Vorgesetzten bekannt zu gehenden Stunde zum Zwecke der Arbeit in der ihr zugewiesenen Beschäftigung an der ihr bekanntgemachten Arbeitsstelle anzutreten.

2. Alle Staatsbürger und Staatsbürgerinnen, welche vor der Neuorganisation des Staates gegen Gehalt oder Lohn nicht beschäftigt gewesen sind, haben sich sofort bei ihrer Arbeitsbehörde zu melden und zugleich mit der Meldung eine Beschreibung ihrer Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen unter Angabe ihres Alters und ihrer bisherigen Beschäftigungsweise einzureichen. Die Ortsbehörde wird die Beschreibung an das Ministerium für die Arbeit senden, welches dann wegen der zu übernehmenden Beschäftigung Bestimmung trifft.

3. Jugendliche Staatsbürger und Staatsbürgerinnen, welche in das Arbeitsalter eintreten, haben der Ortsbehörde die Zeugnisse ihrer bisherigen Lehrer zu überreichen, auf denen besonders vermerkt sein muß, zu welchen Beschäftigungen die Betreffenden nach ihrer körperlichen und geistigen Ausbildung vorzugsweise beanlagt sind, und diesen Zeugnissen ist ein schriftlicher Antrag beizufügen, welcher ihre Wünsche in Betreff der von ihnen zu übernehmenden Beschäftigung zu enthalten hat. Nach Maßgabe dieser dem Ministerium für die Arbeit einzusendenden Zeugnisse und Anträge, sowie des augenblicklichen Bedarfes des Staates entscheidet dieses endgültig über die zu überweisende Beschäftigung, sowie über den Arbeitsort.

4. Kein Staatsbürger und keine Staatsbürgerin ist berechtigt, ohne Erlaubniß der vorgesetzten Beamten die vorgeschriebene Beschäftigung mit einer anderen oder die Arbeitsstelle mit einer anderen zu vertauschen. Zuwiderhandlungen oder Verweigerung der Arbeit werden mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Anträge wegen Uebertrittes von einer Beschäftigungsweise in die andere oder wegen Umzuges von einem Orte an einen anderen sind bei der vorgesetzten Arbeitsbehörde einzureichen, welche darüber zu entscheiden hat. Recurs beim Ministerium für die Arbeit ist zulässig.

5. Die Regierung ist berechtigt, je nach den Bedürfnissen des Staates jeden Staatsbürger und jede Staatsbürgerin vorübergehend oder dauernd von einer Arbeit an die andere und von einem Arbeitsort an den anderen zu commandiren. Verweigerung des Gehorsams wird mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. Etwaige Umzugskosten werden staatlicherseits ersetzt.

6. Alle zur Ueberwachung und Leitung der Arbeit eingesetzten Behörden haben dem Ministerium für die Arbeit unge-

säumt Mittheilung zu machen, falls in dem ihnen unterstellten Arbeitsbezirk ein Ueberschuß an Arbeitern eintritt, oder die zu demselben vorhandenen Arbeitskräfte sich zur Ausführung der den Behörden übertragenen Arbeiten als unzureichlich erweisen. Das Ministerium wird in dem einen Falle für anderweitige Beschäftigung der überflüssig gewordenen, in dem anderen für Beschaffung der mangelnden Kräfte Sorge tragen.

7. In dem Falle einer vorübergehenden oder dauernden Veretzung von einer Arbeitsstelle nach einer anderen ist seitens des Ministeriums für die Arbeit thunlichst dafür Sorge zu tragen, daß auch die Ehegattinnen oder Ehegatten der zu veretzenden Staatsbürger oder Staatsbürgerinnen an demjenigen Orte Beschäftigung erlangen, nach welchem hin die Veretzung stattfindet. Sollte aber besagtes Ministerium aus Rücksicht auf die Oekonomie der Arbeit hierzu außer Stande sein, ist ein Widerspruch gegen eine vorübergehende oder dauernde Trennung der betroffenen Ehegatten unzulässig.

8. Als Arbeitszeit gilt

- a. für alle solche Beschäftigungsarten, welche mehr geistiger als körperlicher Art sind, oder für welche ihrer Natur nach eine tägliche regelmäßige Stundenzahl nicht festgesetzt werden kann (Schankmädchen, Kinderwärterinnen, Krankenpflegerinnen, Hebammen, Balletttänzerinnen, Kunsttreiter, Seiltänzer, Kutscher, Packträger, Eisenbahnschaffner und Weichensteller,) diejenige Stundenzahl, welche sich zur Ableistung der vorkommenden Arbeiten erforderlich erweist.
- b. für alle Beschäftigungsarten mehr körperlicher als geistiger Art (soweit sie nicht unter die Kategorie a fallen) die Zahl von acht Arbeitsstunden, welche während der Tageszeit von Morgens sechs bis Abends sechs Uhr abzuleisten sind. In solchen Betrieben, in welchen ohne große Verluste von Brennmaterial oder ohne Schädigung der bereits geleisteten Arbeit eine Unterbrechung der Arbeit nicht zulässig ist, findet in je 24 Stunden ein dreimaliger Schichtenwechsel statt.

Man hatte also im socialistischen Staate auf den, schon 1889 angeregten achttündigen Normalarbeitstag zurückgegriffen. Ich hatte mir gedacht, man würde mit einer höchstens sechsstündigen Arbeitszeit den Anfang machen, doch war in den Verhandlungen der Gedanke durchgedrungen, daß es leichter sei, die Arbeitsstunden zu vermindern als zu verlängern, und daß darum die

Vorsicht anempfehle, nicht gleich von Anfang an mit zu geringen Anforderungen an die Arbeitskraft hervorzutreten.

Aber gerade daß für alle Handarbeit die Gleichheit der Arbeitsdauer eingeführt war, bildete in allen Berufsclassen den Stein des Anstoßes. Man hatte sich ja so vollständig in die Grundidee des Socialismus eingelebt, daß Niemand mehr ein höheres Einkommen haben könne als alle seine Mitmenschen, aber es gab dem Anscheine nach kaum einen Arbeitszweig, in welchem man nicht mit dem Hintergedanken in die neue Weltordnung eingetreten war, daß nun doch endlich anerkannt werden müsse, daß gerade dieser Arbeitszweig ein besonders schwieriger sei und darum eine Entlastung in der Dauer der Arbeit verdiene. Es darf das im Grunde nicht Wunder nehmen. Ein Jeder fühlt das Anstrengende, Ermüdende und Unbequeme seiner Arbeit, und Niemand vermag sich in vollem Maße klar zu machen, wie sehr auch den Anderem seine Arbeit anstrengend, ermüdend und unbequem ist. Auf allen Seiten also fühlte man sich getäuscht, und diesen Täuschungen Luft zu machen, war der Beruf der Tagespresse. Es war in der That eine Legion von Artikeln, in denen diese Täuschung und zugleich ein Vorschlag zur Abhülfe zum Ausdruck kam. Die Mehrzahl derselben trug die Ueberschrift: „Zur Sache der ausgleichenden Gerechtigkeit“ und die Unterschrift: „Auch ein Freund der Gerechtigkeit.“ Auch der Eingang aller Artikel war, wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Inhalte nach übereinstimmend. Nachdem es endlich gelungen, die Ungerechtigkeiten der alten Gesellschaftsordnung, die Uebervortheilung der Massen durch Einzelne und die unnatürliche Ungleichheit des Besitzes zu beseitigen, und damit ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aufgegangen sei, trete nun an die Gesellschaft die schöne und dankbare Aufgabe heran, mit sorgfältiger Hand die letzte Feile anzulegen und die Arbeit auch da zu entlasten, wo sie durch die Schattenseiten, die ihr anhaften, gegen andere Beschäftigungszweige noch immer sich im Nachtheil befinde. Für Ungleichheiten solcher Art biete sich in einer Verminderung der Arbeitszeit ein schönes und leicht anwendbares Abhülfsmittel dar. Und dann ging es los. Dann folgte in jedem Artikel eine sachliche Darlegung der Gründe, warum die Arbeitsklasse, für die man plaidirte, gegen alle anderen Klassen benachtheiligt sei, und daß es ein Hohn gegen die socialdemokratische Weltordnung wäre, wenn man solchen drückenden Uebelständen die Abhülfe versage. An bissigen Seitenhieben auf die Bequemlichkeit, Leichtigkeit oder

Gesundheit aller andern Beschäftigungen fehlte es selten. Den Einen war ihre Arbeit zu eintönig, den Anderen zu muskelanstrengend, noch Anderen zu unreinlich und ekelhaft. Alle fanden ihre Arbeit gesundheitschädlich und lebenverkürzend, die Einen weil sie unablässig in geschlossenen Räumen stattfände, die Anderen, weil sie der Hitze, der Kälte, den Winden und dem Regen aussetze, noch Andere, weil sie bald im geschlossenen Raum, bald in freier Luft ausgeführt werde und darum unaufhörlich zu Erkältungen Anlaß biete. In allen Artikeln kam zum Schlusse der Gedanke zum Vorschein, daß es durchaus in der Billigkeit liege, gewissen anderen Beschäftigungen eine längere Arbeitsdauer aufzuerlegen, dagegen der in Rede stehenden eine Verminderung um 25 bis 50 Procent zukommen zu lassen. Es war ein recht lebendiger Krieg, und ich suchte in der Geschichte vergebens nach einem Beispiel, in welchem einzelne Theile der Gesellschaft gegen andere in einen solchen Kampf gezerrt waren. Ich dachte anfangs an den Kampf im Jahre 1878, als die Schutzollpolitik ihren Anfang nahm. Aber diesem Wettkampfe war ja die Verständigung der Kämpfenden gefolgt. Im Grunde war es ein Kampf der besitzenden Klassen gegen die Besitzlosen gewesen, und schon die Klugheit hatte zur Eintracht gemahnt einem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber, den ein Jeder von ihnen zu schröpfen bestrebt war. Hier aber waren es nicht bestimmte große Theile der Gesellschaft, die, wenn auch mit verschiedenem Interesse, gegen die anderen Theile einen Deuterkrieg eröffneten, sondern jeder einzelne Theil verfolgte sein eigenes Ziel, und nirgends waren gemeinschaftliche Interessen vorhanden.

Wenn Bellamy's Dr. Veete so viel von dem Frieden und der Eintracht unter den Menschen redet, so mag er das mit sich selber ausmachen. Es wird aber in Amerika nicht anders gewesen sein als hier, und hier zeigte sich mir ein esHoohgradigkeit der Klassegegensätze, die ein ganz anderes Bild als das des Friedens in mir aufkommen ließ.

Friedlich war es aber auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens nicht. Ich möchte nicht behaupten, daß ich es in dieser Beziehung gerade schlimmer gefunden hätte, als zu meiner früheren Zeit, aber besser konnte es nach allen Merkmalen, die ich zu beachten vermochte, nicht geworden sein. Eine Ausnahme konnte ich in gewissem Grade höchstens auf dem Gebiete der Kunst und Poesie zugestehen. Nicht, daß hier der Kampf der Meinungen aufgehört hatte, aber die Differenzen schienen sich mehr auf einen Kreis von geringem Umfange zusammengedrängt

zu haben, nicht mehr um Fragen von tieferer principieller Bedeutung sich zu drehen. Man stritt sich in der Kritik der Kunstwerke und Dichtungen nicht mehr darum, ob Idealismus und feinere Klassicität in beiden noch eine Berechtigung hätten, denn über die Unzulässigkeit derselben schien jeder Zweifel verschwunden zu sein, sondern die Meinungen gingen nur noch darüber auseinander, ob der Künstler oder Dichter den Anforderungen des Realismus in vollem Maße nachgekommen sei, oder ob er sich nicht trotz seines lobenswerthen Bestrebens doch noch zu großer Kengftlichkeit schuldig gemacht habe. So wenig ich zu beurtheilen vermochte, was man im Anfange des Einundzwanzigsten Jahrhunderts in Kunst und Poesie zu leisten im Stande war, denn ich hatte noch kein Kunstwerk gesehen, noch eine Dichtung gelesen, so ließen mir doch die Besprechungen derselben keinen Zweifel darüber, daß die Geschmacksrichtung, die schon am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts so sehr das Uebergewicht erlangt hatte, im Verlaufe von hundertundzehn Jahren zur völligen Alleinherrschaft gelangt sei. Allem Schönen, Großartigen, Erhabenen, Feineren waren die Pforten der Poesie und Kunst versperrt, aber dem Häßlichen, Gemeinen, Verabscheuungswerthen waren sie eine liebevolle Pflegestätte geworden. So hatte also die Unduldsamkeit gegen das Schöne, die schon 1890 so große Erfolge hatte, ihr Ziel auf das Beste erreicht, und die Kritik mochte sich behaglich fühlen, wie die Sau in ihrem Pfuhl. Die Kritik war zwar, wie gesagt, nicht in allen Punkten einerlei Meinung, aber die Meinungsdivergenzen drehten sich eigentlich nur noch um des Kaisers Bart. Der eine Theil der Recensenten schien zufrieden damit zu sein, daß man glücklich auf dem Höhepunkt des Realismus angelangt sei, der andere war der Ansicht, daß man immer noch ein wenig weiter gehen müsse. Namentlich in Betreff der Aufgabe der Bühne trat vielfach die Meinung hervor, daß die Dichter immer noch zu sehr in der Scheu befangen wären, das Wirkliche in seiner ganzen Nacktheit vorzuführen. Es wurden da zum Theil Vorschläge laut, die meine Feder sich wiederzugeben sträubt.

Ich fragte mich, ob diese Erscheinung mit der Umwälzung auf dem socialen Gebiete wohl in irgend einem ursächlichen Zusammenhange stände, und gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein solcher Zusammenhang nicht hinwegzuleugnen wäre. Man mag von der Idee des Socialismus halten, was man will, auch die Anhänger desselben, auch Diejenigen, denen ihre Durchführbarkeit niemals zweifelhaft erschienen ist, werden zugeben müssen, daß

sie die Gesellschaft von der bereits erklimmenen Höhe herab auf ein niedrigeres Niveau zu ziehen strebt, und das Niveau, auf dem sich die Gesellschaft des Jahres 2000 befand, war ja auch unbestritten ein erheblich niedriger gesunkenes. Das geht aus der Natur des Ausgleichs hervor. Die Socialdemokraten begnügten sich nicht, die niederen Elemente nach oben zu ziehen, was nur die allgemeinste Anerkennung verdient hätte, sondern weil sie zugleich den Ausgleich in den Unterschieden der Lebenshaltung erstrebten, mußten sie auch die höheren Elemente auf den Nullpunkt, d. h. auf denjenigen Punkt, in welchem der Ausgleich stattfand, herniederdrücken. Welche Wirkung davon zu erwarten war, mag hier unerörtert bleiben. Sie konnte kaum eine wesentlich andere sein, als wenn der Schöpfer aller Dinge anstatt der verschiedenen Warmegrade im Sommer und Winter eine an allen Tagen sich gleich bleibende mittlere Temperatur gegeben hatte, wobei zwar niemals ein Zuviel an Kälte oder ein Zuviel an Hitze gewesen wäre, wobei aber auch dem Erdball versagt geblieben wäre, zu diesem hohen Stadium der Entwicklung zu gelangen, auf welchem die Menschen die Bedingungen eines Kulturlebens zu gewinnen vermochten.

Um die Menschheit für eine Idee empfänglich zu machen, deren Endziel kein anderes sein konnte, als die Herabsetzung des gesammten Gesellschaftslebens auf ein Niveau, welchem die Hauptbedingungen der Fruchtbarkeit fehlen mußten, mußte ihr ganzes Dichten und Trachten ein anderes geworden sein. Zu der Bewegung vom Höheren zum Niederen auf socialem Gebiet — einer Bewegung, die im vollsten Gegensatze steht zu der Bewegung, in welchem Natur und Menschheit von Anbeginn an begriffen gewesen sind — können in der Gesellschaft erst dann die Triebe empfunden werden, wenn ihr in ihrem Denken und Fühlen das Verständniß von dem Werth des Schönen, des Erhabenen, des Großartigen verloren gegangen ist. Aber schon in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts war in dem überhandnehmenden Realismus in Kunst und Poesie die Abnahme dieses Verständnisses bemerkbar gewesen, denn man begnügte sich nicht, den Realismus auf alle Weise zu fördern, sondern man war sogar geneigt, dem Idealismus überhaupt seine Berechtigung zu bestreiten, und mit der Verdrängung des Letzteren ging dem Volke die Kraft verloren, dem siegreichen Fortschreiten einer Idee zu widerstehen, durch welche die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit nichts weniger als emporgehoben werden konnte.

In dieser Weise glaubte ich einen Zusammenhang finden zu

müssen zwischen der Alleinherrschaft des Realismus in Kunst und Poesie und der Thatsache, daß die Menschheit sich mit der Idee, an Stelle der natürlichen Gesellschaftsordnung die künstliche der Socialdemokratie zu setzen, hat befreunden können.

Nach meiner Auffassung haben Idealismus und Realismus beide die gleiche Berechtigung. Ja, sie müssen einander die Waage halten. Findet der Idealismus in einem gesunden Realismus ein Gegengewicht nicht, so wird er in Schwächlichkeit, Hohlheit und Unnatur ausarten. Der Realismus dagegen in einem Volke, dem alle Ideale abhanden gekommen sind, wird unaufhaltsam nach unten trachten, den Geschmack verderben und mehr und mehr in Eynismus übergehen. Unverkennbar war die Bühnendichtung schon 1890 auf diesem Wege begriffen, und der angebahnte Niedergang des Geschmacks mußte der Gesellschaft das Bewußtsein ihrer Kulturhöhe rauben.

Dies waren die Gedanken, die mich unwillkürlich beschlichen, als ich mit dem Studium zu Ende war, das ich hinsichtlich der schönen Künste in der Tagespresse zu machen Gelegenheit hatte. Ich wandte mich einem andern wichtigen Gegenstande zu — es sollte in meinen Untersuchungen der Letzte sein — dem Gegenstande der Volksbildung. Hier fand ich in den Erörterungen des Für und Wider eine ungemein lebhafte Bewegung vor, und sogleich die ersten Artikel, auf die mein Auge fiel, ließen mich deutlich erkennen, daß der socialistische Staat der ihm gestellten Aufgabe der Gleichheit der Bildung nicht gerecht zu werden vermochte. Schien auch die Austragung des Streites über den lateinischen Aufsatz und das Griechische bereits der Vergangenheit anzugehören, so waren doch auch nach dem Rückzuge auf das rein reale Gebiet in Betreff der inne zu haltenden Grenzen und des für eine gesunde Ausbildung des Volkes dienlichen Lehrstoffes noch große Meinungsverschiedenheiten vorhanden. Ganz abgesehen davon, daß man sehr bald zu der Einsicht gelangt war, daß der zu erreichende Grad der Bildung nicht allein von der Art des Stoffes, der Zahl der Schuljahre und den Kenntnissen des Lehrers abhängig sei, sondern daß auch der Fleiß, die Fertigkeiten und die Neigungen des Schülers eine gewisse Rolle dabei spielen, war auch schon gleich nach Einführung der socialistischen Gesellschaftsordnung die Frage aufgetaucht, ob es bei der großen Verschiedenheit der Beschäftigungen überhaupt für richtig gelten dürfe, für alle Staatsbürger ein gleich hohes Maß von geistiger Bildung zu erstreben. Es gäbe manche Berufszweige, so meinte man, die in so besonderem Grade der

körperlichen Kraft und der Ausbildung der Muskeln bedürften, daß durchaus zur Frage kommen müsse, ob für diese eine frühzeitige Gewöhnung an die Anstrengungen der Arbeit und die Unbilden der Witterung nicht viel richtiger wäre, als noch so viele Kenntnisse in den neueren Sprachen, in der Literatur, der Mathematik und den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften. Daß bei dem socialdemokratischen Princip der Gleichheit des Verdienstes die freie Wahl des Berufes nicht zulässig wäre, habe die Erfahrung bereits gezeigt. Wenn aber jedem Einzelnen die Art der Beschäftigung vom Staate aufgezwungen würde, so habe auch der Einzelne ein Recht, daß ihm diejenige Ausbildung vom Staate gegeben werde, die ihm für den ihm aufgenöthigten Beruf am erspriesslichsten sei. Wer einmal ländlicher Arbeiter oder Bergmann oder Kohlenträger oder Schmied zu werden gezwungen sei, der dürfe vor Allem verlangen, daß sein Körper in jungen Jahren für die Verrichtungen vorbereitet werde, die das Leben hindurch ihm auferlegt würden, denn ohne rechtzeitige Gewöhnung und Vorbereitung würde die Arbeit ihm stets nur lästig und drückend sein. Man solle daher davon absehen, die Jugend bis zum 21. Jahre in der Schule festzuhalten, und statt die Gleichheit der Bildung zu erstreben, lieber darauf das Augenmerk richten, daß die Art der Erziehung und das Maß der geistigen Ausbildung in richtigem Verhältnisse stehe zu den Obliegenheiten eines jeden Berufes.

Diese gewiß vernünftige Ansicht war zwar nicht ohne Widerspruch geblieben — denn in den Unterschieden in der Volksbildung erblickte man, vielleicht nicht mit Unrecht, eine noch weitere Durchlöcherung des socialdemokratischen Principes — doch war man mit der Zeit dahin gelangt, ihr die Billigung nicht zu versagen. Nun aber erhob sich unter Gelehrten und Nichtgelehrten, unter Schulmannern und Laien ein langwieriger und erbitterter Streit, der zur Zeit meines Zeitungsstudiums noch mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt wurde. Es drehte sich im Wesentlichen um die Frage, ob es zweckmäßiger sei, wieder zu der alten Eintheilung in Volksschulen, höhere Bürgerschulen, Realschulen und Gymnasien zurückzukehren, oder ob man besser thue, für alle Kinder eine gemeinsame Volksschule zu errichten, nach deren Absolvirung die Einen sogleich an ihre Arbeit, die Anderen in besondere, ihrem späteren Berufe angepaßte Fach- oder Fortbildungsschulen zu entlassen seien; welche Lehrgegenstände in der Volksschule sowohl, als in den besonderen Fachschulen zu behandeln seien, und welches Maß von Kenntnissen

in den einzelnen Gegenständen und Schulen vom Schüler erworben werden müsse, welche Art von Kenntnissen für die Ausbildung des Gemüths und Charakters als unentbehrlich zu betrachten wären und welche im Gehirn des Schülers nur als Ballast zu dienen vermöchten. Die außerordentliche Verschiedenheit der Meinungen und die Hartnäckigkeit des Kampfes ließen keine Zweifel in mir, daß die Natur des socialdemokratischen Staates nicht vorzugsweise geeignet sei, die schwierige Schulfrage zur Lösung zu bringen.

Von besonderem Interesse war für mich nur die Frage der Geschichte als Lehrgegenstand. Daß die Geschichte ein wichtiges Bildungsmittel sei und auch in der Volksschule gepflegt werden müsse, war von Niemandem bestritten worden. Aber wie sie gelehrt werden müsse, welche Theile hauptsächlich bildend und anregend wirkten, ob es für die Schüler genügend sei, die Namen aller Fürsten und Schlachten, sowie die betreffenden Jahreszahlen zu kennen, oder ob die Schule mehr die Aufgabe habe, die kulturgeschichtliche Entwicklung der Völker zum Verständniß zu bringen, das waren Fragen, über die sich ein endloser Kampf entspann. In diesen Kampf aber mischte sich eine Vereinigung von Politikern ein, die mit der Ertheilung des Geschichtsunterrichts einen politischen Zweck verfolgte, und deren Eifer und Ansehen es gelang, den Streit in ganz andere Bahnen zu lenken.

Die Geschichte, sagten sie, habe nur auf das eine Ziel hinzuwirken, der Bevölkerung zu klarem Bewußtsein zu bringen, daß die gesammte gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit, von der Erschaffung Adams an bis zur Errichtung des socialistischen Staates hin, eine grundverkehrte, schädliche und in sittlicher Beziehung höchst verwerfliche gewesen sei, und daß diejenigen Männer sich ein unvergängliches Verdienst erworben hätten, die unter hartem Kampf und Märtyrertum unter Gottes gnädigem Beistande dem socialdemokratischen Staate den Platz erobert hätten. Nur wenn es gelänge, die Jugend mit dem Gefühl zu durchdringen, daß der socialistische Staat das Höchste aller Güter sei, dürfe man ein Geschlecht der Zukunft erwarten, das in unerschütterlicher Treue um das Banner der Socialdemokratie sich schaaren werde. Es seien also heute der Geschichtsforschung die Bahnen vorgegeschrieben, und die Schule habe die Aufgabe, dem Volke in Fleisch und Blut überzuführen, was die Wissenschaft in richtiger Erkennung ihrer Ziele zu Tage fördere.

Diesem Bestreben setzte sich zwar ein energischer Widerstand entgegen. Man sagte, die Geschichtsforschung sei eine Wissenschaft

und keine Offenbarung; sie könne daher nur die Aufgabe haben, die reine Wahrheit zu suchen und diese der Menschheit als Spiegel vor Augen zu halten. Verknüpfe man mit der Forschung einen anderen Zweck, und trete man an die Thatfachen der Geschichte mit vorgefaßter Absicht heran, so könne man nur dem Irrthum verfallen. Die Geschichte höre auf, ein wirkliches Bildungsmittel zu sein, wenn man die Handlungen der Menschen und Völker durch eine Brille zeige, die die Dinge in falschem Lichte erblicken lasse. Aber die Männer der Wissenschaft vermochten ihren Gegnern gegenüber bereits nicht mehr durchzudringen. Die alte Wahrnehmung, daß die Menschen am liebsten hören und lesen, was ihnen zu hören lieb und angenehm ist, und weniger gern um der Wahrheit willen die Wahrheit suchen, schien auch in der socialistischen Welt sich bewahrheiten zu wollen. Die Gegner fanden also ein leichtes Spiel, indem sie erwiderten: es sei ein engherziger Standpunkt, die Wahrheit nur da zu suchen, wo sie in einem anderen Lichte erscheine, als der Suchende nach seinen Anschauungen wünschen müsse. Schon in den letzten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts habe die Forschung genugsam gezeigt, daß man selbst mit ein wenig Tendenz — es fehlte dabei nicht an Anspielungen auf bekannte Namen — die genialsten Geschichtswerke schaffen könne. Es gebe auch kaum ein Blatt der Geschichte, das nicht in deutlicher Schrift die Mängel der früheren Gesellschaftsordnung erkennen lasse, und es zeuge von großer Beschränktheit, wenn man an diesen Mängeln nicht zu beweisen suchen wolle, daß der socialistische Staat der Menschheit zum Heile gereiche.

Daß also die Beurtheilung der Geschichte im socialistischen Staate eine andere werden wird, als sie vorher gewesen, schien mir nach dem, was ich gelesen, nicht zweifelhaft zu sein. Daß alle Generationen die Vergangenheit in verschiedenem Lichte erblicken, kann nur als erklärlich und natürlich erscheinen, denn es wird der Mehrheit der Menschen nicht möglich sein, sich von den Vorurtheilen frei zu machen, die die Verhältnisse ihrer Zeit in ihnen aufkommen lassen. Aber gerade weil unsere Vorurtheile uns die Freiheit des Urtheils beschränken, sollte man Alles zu vermeiden suchen, was den Vorurtheilen nur neue Nahrung zuführt, denn das lenkt nur noch mehr von der Erkenntniß der Wahrheit ab, und die Geschichte muß schließlich aufhören, ein Bildungsmittel zu sein, wenn man mit ihrem Unterricht politische Zwecke verknüpft. Damit war ja aber schon in meiner früheren Zeit der Anfang gemacht, und ich durfte mich eigentlich nicht

wundern, daß ein kleines, unscheinbares Samenkorn im Laufe der Zeit verderbliche Früchte ausgebildet hatte.

Damit war ich denn am Ende meiner Studien. Was ich zu meiner Orientirung in den Zeitungen zu finden vermochte, das hatte ich genugsam erschöpft. Nicht in allen Punkten hatte ich volle Klarheit erlangt, aber wo mir noch Zweifel verblieben waren, da war doch meine Aufmerksamkeit erweckt, und ich konnte die Lösung der Zweifel mit Sicherheit erwarten, sobald ich nur ins Leben würde eingetreten sein. Und dieser Zeitpunkt war nicht mehr fern, da während der Tage der Lectüre meine Kraft sich gestärkt, und der Körper seine alte Spannkraft erlangt hatte. Ueber zwei Fragen war ich indessen zu meinem Bedauern noch völlig im Düstern geblieben. Ich hatte keine Silbe darüber gefunden, ob auch hier wie im Bellamy'schen Amerika die Bürger mit ihrem 45. Lebensjahre aus dem Staatsdienst entlassen würden, und wie hoch sich für jeden Einzelnen der Betrag seiner Creditkarte belaufe. Beide Fragen standen in einem gewissen Zusammenhange zu einander, denn das Antrittsalter der Staatspensionäre und die Höhe des Jahreseinkommens mußten ein untrügliches Merkmal abgeben für die Stufe des Reichthums, welche das Volk erklimmen hatte.

Diese Frage war für mich von höchstem Interesse. Zu meiner Zeit — ich darf wohl so sagen — es war im Anfange des Jahres 1890, hatte ich einmal aus den Angaben der Statistik für den preussischen Staat eine Berechnung aufgestellt, nach welcher für jeden erwerbsthätigen Bewohner, vom Minister bis zum geringsten Arbeiter herunter, ein durchschnittlicher Tagelohn von 2,47 Mark, also ein Jahreseinkommen von 741 Mark entfiel, und dabei war keineswegs die Befreiung von der Arbeit mit dem 45. Lebensjahre zu Grunde gelegt. Etwas später war Eugen Richter auf einem etwas anderen Wege der Berechnung auf ein Jahreseinkommen von 842 Mark gekommen, und ich möchte eher glauben, daß Bekterer ein wenig zu hoch, als daß ich zu niedrig gerechnet hätte. Aber auch selbst das Richter'sche Jahreseinkommen wäre für alle Unterbeamten und eine sehr große Zahl der Arbeiter nicht verlockend gewesen, ihren wirklichen Verdienst mit dem Verdienst nach socialdemokratischer Vertheilung des Gesamteinkommens zu vertauschen. Wie hoch mochte das Volkseinkommen im Laufe eines Jahrhunderts gestiegen sein? Was mochte der Arbeiter im Laufe der Zeit durch die Gleichheit der Vertheilung gewonnen haben?

Das waren wichtige Fragen, mit deren Lösung ich mich noch

ein wenig gedulden mußte. Ermüdet vom vielen Studiren und Grubeln legte ich mein Haupt zur Ruhe und verfiel bald in einen erquicklichen Schlaf.

Viertes Kapitel.

Ein Besuch beim Generaldirector des Statistischen Amtes.

Ich war am andern Morgen beschäftigt, mir aus einigen der gelesenen Zeitungsartikel kleine Auszüge zu machen, als sehr freudig erregt Schwester Martha erschien. Sie hatte endlich die lang ersehnte Antwort des Herrn Generaldirector Büchner des Statistischen Amtes erhalten, und diese Antwort war für mich sehr günstig ausgefallen. Nach einer kurzen Entschuldigung der Verspätung der Erwiederung mit mehrtägiger Abwesenheit, sprach der Herr Generaldirector seine große Befriedigung darüber aus, daß es ihm sehr leicht gelingen werde, mir eine meinen Neigungen und Kenntnissen entsprechende Anstellung zu verschaffen. Um in dieser Beziehung aber keinen Mißgriff zu thun, wäre es ihm sehr erwünscht, mich persönlich näher kennen zu lernen. „Witten Sie also,“ so schloß der Brief, „Ihren vom hundertjährigen Tode erstandenen Abkömmling des glorreichen neunzehnten Jahrhunderts, mir heute Nachmittag 5 Uhr die Ehre eines Besuches zu vergönnen.“

So war ich denn endlich erlöst aus meiner Einsamkeit und aus diesem trostlosen Stilleben, das mir bei meinem lebhaften Verlangen, in dieser neuen Welt und diesen neuen Verhältnissen mich zu ergehen und umherzutummeln, sehr drückend gewesen war. Ich war froh, wie ich es nur je in den Tagen meiner Kindheit gewesen, und maß das Zimmer von einem Ende bis zum andern mit langen Schritten.

„Endlich,“ sagte ich, „tritt nun an mich die Gelegenheit heran, in dieser Schöpfung der deutschen Bellamy's, der Bebel und Liebknecht, mich umzuschauen. Ich werde mich nicht wie mein Schicksalsgenosse Julian West damit begnügen, mir von irgend einem Dr. Seete von den Dingen erzählen zu lassen, sondern ich werde mir meinen eigenen Kopf zerbrechen und meine eigenen Augen aufsperrn.“

„Ihre Freude, mein lieber Freund, begreife ich wohl,“ unterbrach mich Schwester Martha, „aber Sie müssen mir nicht böse sein, wenn ich Sie aus dem Flug Ihrer Gedanken ein wenig auf die Erde ziehe.“

„Den Flug meiner Gedanken auf die Erde ziehen? Ich bin ja auf der Erde, und was ich durchsuchen, was ich durchforschen, was ich durchwühlen will, ist ja nichts als ein Stücklein Erde, auf welchem nur heute die Menschen ein wenig anders leben, als vor hundertundelf Jahren.“

„Aber dieses Stücklein Erde stellt gewisse Anforderungen an den Menschen und verlangt, daß wir ein wenig Toilette machen, wenn wir es durchsuchen und durchwühlen wollen. In Schlafrock und Filzpantoffeln geht man zu dem Herrn Generaldirector des Statistischen Amtes in heutigen Zeiten nicht.“

Ich stand erschrocken still. So wie ich ging und stand dem Herrn Generaldirector meine Visite zu machen, war mir allerdings nicht in den Sinn gekommen, aber ich hatte mich in den Gedanken noch nicht hineingelebt, daß ich meinen alten Kleiderschrank nicht mit herüber genommen, den ich in früheren Tagen nur zu öffnen brauchte, um ihm für jeden beliebigen Zweck den passenden Anzug zu entnehmen. In diesem Moment erst ward ich zu meinem Schrecken gewahr, daß ich nicht ein einziges Stück Zeug auf dem Leibe trug, das mein eigen war. Was mein fleischliches Theil umhüllte, als ich die große Reise antrat, das war von Schimmelpilzen, Motten und anderen Ungeheuern zerstört, und allein der Munificenz des Instituts hatte ich es zu verdanken, daß ich mich mit Schlafrock, Unausprechlichen und Filzpantoffeln bedecken konnte. Aber würde dieses Institut mich auch mit einem Gesellschaftsrock, mit Hut, Ueberzieher, Weste, Stiefeln und einem für Staatsvisiten geeigneten Beinkleid versehen? Das schien mir eine kaum aufzuwerfende Frage zu sein, mochte ich von dem Liberalismus des socialistischen Staates auch eine noch so hohe Meinung haben.

Ich mochte ein recht verdutztes Gesicht machen, denn Schwester Martha brach in helles Lachen aus.

„Wie mir scheint, Herr Ost,“ sagte sie, „befinden Sie sich diesen Augenblick in einer Lage, in der man es nicht als ein großes Unglück empfindet, eine reiche und hülfbereite Freundin zu haben.“

Entzückt über ihre Worte griff ich nach ihrer Hand. „Wenn Sie mir eine Freundin sein wollen,“ entgegnete ich, „so halte ich Sie mit Freuden beim Wort und gebe ihnen die Versicherung, daß ich Sie schon vom ersten Augenblicke an lieb gewonnen habe. Daß Sie ein hülfbereites Wesen sind, das sagen mir Ihr Kleid, Ihr Beruf und alles Gute, das Sie mir erwiesen. Aber daß Sie reich sind, das glaube ich Ihnen nicht. Sie leben im

socialistischen Staate, und dieser hat dem Reichthum das Lebenslicht ausgeblasen.“

„Es käme wohl noch drauf an,“ war ihre Antwort, „was unter Reichthum zu verstehen ist. In früherer Zeit nannte man die Millionäre reich; aber ich habe viele gekannt, deren Säckel erschöpft zu sein pflegte, lange bevor die neuen Zinsen fällig waren, und solchen gegenüber bin ich mir immer viel reicher vorgekommen, denn ich hatte stets noch ein paar Goldstücke im Portemonnai, wenn ich neue Gage empfing. Heute erscheine ich mir reich, weil ich noch die Hälfte meiner Creditkarte in petto habe, und der Jahresschluß nahe bevorsteht. Gönnen Sie mir also nur mein Vergnügen und den kleinen Uebermuth, den ich dabei empfinde. Ich gebe Ihnen meine Creditkarte zur Hand, und Sie gehen damit in einen Kleiderladen und lassen sich in einen stattlichen Bürger des socialdemokratischen Staates verwandeln.“

Das war ja gut und edel und liebenswürdig gesprochen. Aber hatte denn Schwester Martha in Wirklichkeit ein Recht, die auf ihren Namen lautende Creditkarte für meine Bedürfnisse zu verwenden? Was sie nicht gebrauchte, das fiel an den Staat. War es nicht ein Raub an dem Eigenthum des Staates, wenn sie das, was rechtlich ihm zufallen mußte, für mich verwenden würde?

Ich theilte ihr mein Bedenken mit, aber ich mußte erkennen, daß ihre Rechtsanschauung keine falsche war. „Die Summe, die der Staat als meinen Antheil am Gesamteinkommen mir giebt,“ sagte sie, „ist redlich verdientes Geld, und Niemand hat ein Recht, mich in der Verwendung desselben zu beschränken. Es ist schon himmelschreiend genug, daß man das, was man durch Solidität und Enthaltbarkeit erspart, nicht für sich behalten darf. Aber Tugenden scheinen dem socialistischen Staate nicht als sichere Grundlage zu gelten, sonst würde er sich hüten, auf die Sparsamkeit die Strafe der Confiscation zu setzen. Je abscheulicher ich es finde, daß man das, was mein ist, mir wieder abnehmen will, wenn ich es mir nicht als Flitterkram um den Leib hänge oder in Essen und Trinken vergeude, desto weniger bin ich geneigt, einen solchen Raub an mir geschehen zu lassen. Kann ich denn das, was ich erübrige, nicht in eine Sparkasse legen, so will ich es doch nicht denen zu gute kommen lassen, die der Sparsamkeit, dieser Mutter alles Haushalts, das Grab gegraben haben, sondern lieber denen, welchen ich damit aus der Noth helfen kann. Lassen Sie also nur alles Bieren bei Seite, mein lieber Herr Ost; in einer Nothlage befinden Sie sich nun ein-

mal, das können Sie mit allen Sophismen der Welt nicht hinwegleugnen. In der weiten civilisirten Welt lebt kein Schneider mehr, der Ihnen nur eine Stunde einen Anzug borgen würde, und so versagen Sie die Freude, Ihnen zu helfen, einem Menschenkinde nicht, welches heute noch das Glück hat, sich Ihre einzige Freundin zu nennen.“

Was sollte ich mich solcher herzlichsten Liebenswürdigkeit gegenüber noch lange zieren! Wenn ich mir auch nicht verhehlen konnte, daß ich in den hundertundelf Jahren, die ich in einem Zustande, der weder Tod noch Leben war, in der Riesgrube verbracht, für die Gesellschaft nichts gethan hatte, was den Preis eines Anzugs werth wäre, so war ich doch kein solcher Verbrecher gegen die Gesellschaft gewesen, daß sie meiner Freundin hätte versagen können, aus den Leistungen ihrer Arbeit mich einzukleiden. Ich nahm das Anerbieten also mit Dank und ohne Rückhalt an, und ich hätte auch nicht einmal versprechen können, mich jemals erkenntlich zu zeigen, denn so wie ich den socialistischen Staat verstand, war er nicht gerade darauf zugeschnitten, den Menschen zu anderem Erwerb als dem eines mäßigen Lebensunterhalts Gelegenheit zu schaffen. Es sei denn, daß man wie Schwester Martha die Entfugung zum Lebensberuf machte, aber zu diesen ganz bedürfnislosen Menschen gehörte ich leider nicht.

Nun indessen zeigte sich eine neue Verlegenheit. Ich sollte auf Schwester Martha's Creditkarte Einkäufe machen. Durfte ich mich damit ohne alle Legitimation in einem Kleiderladen zeigen? Wir waren bereits über den Anfang des November hinaus, und es mochte wohl die Zeit gekommen sein, die den Creditkarten gefährlich war; in der allen Verkaufsstellen eingeschärft zu werden pflegte, die Person der Vorzeiger mit Sorgfalt zu prüfen. Auf Schwester Martha's Creditkarte war ein weiblicher Name verzeichnet, und ich trug die deutlichsten Merkmale des männlichen Geschlechts auf meinem Gesicht. Durfte ich nicht erwarten, auf den Verdachteines Diebstahls hin verhaftet zu werden?

Ich machte Schwester Martha den Vorschlag, mir eine Vollmacht auszustellen und ihre Namensunterschrift durch einen beidigten Notar beglaubigen zu lassen. Aber sie wußte nicht einmal, ob im socialistischen Staate noch Notare vorhanden wären und meinte auch, die Umstände, einen solchen zu requiriren, seien viel zu groß und in den wenigen Stunden bis zum Nachmittage nicht mehr zu bewältigen. Es blieb also keine Wahl, Schwester Martha mußte sich entschließen, sich mit ihren

Obliegenheiten ein wenig einzurichten und mir nach dem Kleidermagazin das Geleit zu geben.

Und so geschah es denn am Nachmittage gegen vier Uhr. Eine Droschke, die heranzuwinken war, stand in unmittelbarster Nähe. Schwester Martha gab dem Kutscher ihre Creditkarte zum Coupiren hin, und nach kurzer Fahrt hielten wir vor einem großen Magazin, das mit allem Comfort versehen war und eine ähnliche Einrichtung hatte, wie man sie schon im neunzehnten Jahrhundert in größeren Kaufladen zu finden gewohnt war. Ein junger Mann von zuvorkommenden Manieren fragte sogleich nach unserem Begehren und beglückwünschte mich nach Nennung meines Namens — derselbe war natürlich schon durch alle Zeitungen gegangen — zu meiner glücklichen Errettung. Ich folgte ihm, während Schwester Martha in der Vorhalle verblieb, in ein anstoßendes Ankleidezimmer, probirte Verschiedenes an und hatte die Freude, mich der Freundin nach kurzer Zeit in einem noblen Anzuge, der zu einer Visite wie zum täglichen Gebrauche geeignet war, zu präsentiren. Auch Hut, Ueberzieher und Stiefel waren von tadelloser Beschaffenheit. Die unerfättlich freigebige Sonnerin hatte inzwischen einen schönen Regenschirm, ein Duzend Hemden, Strümpfe und Unterzeug für mich ausgesucht, und so war ich ein wohl ausgestatteter Bürger der neuen Welt. Schwester Martha zog ihre Creditkarte hervor, ließ mit der Coupirscheere des Ladenbeamten den Betrag von 183 Mark und 75 Pfennige auf derselben vermerken, und nach einer höflichen Verbeugung traten wir beide wieder auf die Straße hinaus.

„So, mein verehrter Herr Staatsbürger des neuen Reichs,“ sagte Schwester Martha, „jetzt werde ich Sie noch in einer Droschke nach dem Statistischen Amte spediren, und ich selbst werde mich auf des Schusters Kappen nach Hause verfügen. Wie Sie aber anders als auf Ihren eigenen Beinen wieder heimkehren sollen, weiß ich in der That nicht zu sagen. Auf meine Creditkarte eine Droschke zu nehmen, möchte Ihnen ja gefährlich werden, und ich finde nicht mehr die Zeit, Sie abzuholen. Gehen Sie also nur langsam und vorsichtig, dann wird Ihnen hoffentlich der Weg nicht zu anstrengend werden.“

Ein Droschkenhalteplatz war in nächster Nähe. Wir drückten uns Beide zum Abschiede die Hand; Schwester Martha rief mir noch ein „viel Glück beim Generaldirector“ in den Wagen, und präcise fünf Uhr fuhr ich beim Statistischen Amte vor.

Nicht ohne einige Beklemmung trat ich in das Zimmer des

Herrn Generaldirectors ein, aber ich hatte einen so freundlichen und herzlichen Empfang, daß meine Verlegenheit schon in der ersten Secunde verschwand. Es war ein ältlicher Herr von behäbigem Aeußeren und zutraulichem Wesen. Das etwas röthliche, wenig durchfurchte Antlitz und die wohlgefällige Rundung der Figur ließen wenig errathen, daß der Mann über Zahlen und Berechnungen sein Leben verbracht, sondern sein ganzer Habitus und die heitere, zutrauliche Art der Rede hätten eher auf einen Mann schließen lassen, der in fröhlichem Genießen und sorglosem Dahinschlendern die Tage und Jahre ausgekostet hatte. Er sprach den Dialekt eines gemüthlichen Baiern, blickte aus ein Paar gutmüthigen blauen Augen und beschloß, wo der Sinn der Worte es zuließ, seine Sätze sehr gern mit einem kräftigen, recht wohlthuend aus der Brust hervortönenden „Hahaha“.

„Ah, ich habe wohl das Vergnügen,“ rief er mir entgegen, „den Herrn Friedrich Ost, den Mann des neunzehnten Jahrhunderts bei mir zu begrüßen! Hätten unsere Erdarbeiter Sie nicht entdeckt, Sie hätten wohl gar den Tag des jüngsten Gerichts in Ihrer Riesgrube verpaßt.“ Und dabei schüttete er ein recht herzliches Hahaha heraus.

„Es ist ein merkwürdiges Geschick, Herr Generaldirector, das mich zum Zeugen zweier grundverschiedener Zeitalter werden ließ,“ entgegnete ich, „aber es soll mein Bestreben sein, auch in der socialistischen Welt ein nützlichcs Mitglied der Gesellschaft zu werden, und wenn ich das Glück haben sollte, mich Ihrer Fürsprache zu erfreuen, so würde ich stets bemüht sein, Ihrer Empfehlung alle Ehre zu machen.“

„Nun, die alten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts scheinen mir die schlechteste Species von Menschen noch nicht gewesen zu sein, hahaha, und wir werden heute wohl noch einen Mann gebrauchen können, der in jenen Zeiten sich durchgebissen hat. Aber ich denke, wir fassen die Sache gleich mit ganzer Gemüthlichkeit an. Nehmen Sie gefälligst in jenem Lehnstuhl Platz, und lassen Sie uns eine Friedenspfeife mit einander rauchen.“

Damit langte er nach einem Raucherui und holte zwei Cigarren und Feuerzeug hervor. Ich war immer ein leidenschaftlicher Raucher gewesen, aber seit hundert und elf Jahren hatte ich nicht eine Spur von Tabaksdampf durch die Lippen gehen lassen und war nun begierig, wie meine Schleimhäute sich dadurch angemuthet fühlen würden. Daß das Kraut, welches ich in Brand setzte, nicht in allzugroßer Nähe von Cuba gewachsen

sein könne, sagten mir zwar schon nach den ersten Zügen Nase und Zunge zugleich, aber ich konnte doch mit Sicherheit erkennen, daß es zur Pflanzengattung der Solaneen gehörte, und getreu meinem Voratz, die mir noch neue Welt mit vorurtheilsfreiem Auge anzuschauen, warf ich nicht einmal die Frage in mir auf, ob die Schattenseiten der Dualität mehr der Geschmacksrichtung des Spenders als der Weisheit und Fürsorge der socialistischen Staatsregierung zur Last zu legen seien.

Nachdem auch der Herr Generaldirector seine Cigarre angezündet, nahm er mir gegenüber auf einem Lehnsessel behaglich Platz.

„Zunächst, mein werther Herr Ost,“ sagte er, „gereicht es mir zu einer großen Genugthuung, Ihnen eine kleine Freude bereiten zu können. Eine geschäftliche Besprechung führte mich zu dem Herrn Reichskanzler, und ich nahm die Gelegenheit wahr, ihm von Ihnen und der Nothwendigkeit, Sie in unsere Dienste zu nehmen, zu erzählen. Er meinte, daß durchaus davon Abstand genommen werden müsse, Sie zu körperlicher Arbeit heranzuziehen. Bei Ihren vorgerückten Jahren und Ihrer völligen Ungewohnheit in leiblichen Anstrengungen könne das nur als ein Act unmotivirter Inhumanität ausgelegt werden, und es könne auch seiner Ansicht nach gar nicht schwer fallen, auf anderem Gebiete eine nützliche Verwendung Ihrer Kräfte zu finden. Bei der augenblicklichen schwierigen Gestaltung aller Verhältnisse möchte es sogar unter Umständen der gesammten Verwaltung zum Nutzen gereichen, die Erfahrungen und Urtheile eines Mannes kennen zu lernen, der gerade in der Zeit, als über die Schattenseiten der früheren socialen Weltordnung zuerst die Geister auf einander plakten, am praktischen Leben thätigen Antheil genommen. Es schein ihm dabei besonders günstig zu sein, daß dieser Mann seines Glaubens ein Landwirth gewesen und als solcher die Dinge beobachtet habe. Die Landwirthschaft sei in unserm socialistischen Staate in besonderem Maße das Schmerzenskind.“

Das schien mir kein übler Gedanke zu sein. Die Landwirthschaft ist in der That für alle Völker ein tief einschneidender Beruf, und ich hatte es bei der Lectüre Bellamy's als eine bedauerliche Lücke empfunden, daß dieses Beschäftigungszweiges und seiner Betriebsweise im neuen Staate auch nicht mit einer einzigen Silbe Erwähnung geschehen war.

„Sie sehen also, mein Werthester,“ fuhr der Herr Generaldirector fort, „Sie brauchen sich nur im Lande herumzutummeln,

die geehrten Augen ein wenig aufzusperrn, dem Herrn Reichskanzler von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten, und Sie haben einen Beruf, der Ihnen wohl nicht allzu schwierig erscheinen wird.“

„Ich bin Ihnen für Ihre gütigen Bemühungen sehr verbunden, Herr Generaldirector,“ entgegnete ich, „und wenn ich auch in diesem Augenblicke noch ein wenig zaghaft bin, ob es mir gelingen wird, den Wünschen des Herrn Reichskanzlers in vollem Maße Genüge zu thun, so bekenne ich doch gern, daß diese Art der Thätigkeit mir meiner eigenthümlichen Lage nach zur Zeit die liebste ist, und daß ich es an Fleiß und Sorgfalt nicht werde fehlen lassen.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ war die Antwort, „und Langeweile werden Sie wohl dabei nicht haben, hahaha; es geht kunterbunt zu im socialistischen Staate, und Sie werden sich noch oftmals fragen, ob Sie selber toll geworden sind oder die ganze Welt, hahaha. Aber die Menschen haben es ja nicht anders gewollt, und nun mögen sie es auseressen. Um nun indessen einmal auf einen praktischen Gegenstand zu kommen: Der Herr Reichskanzler sandte mir soeben eine Creditkarte für Sie mit dem Bemerken, daß Sie, um thätig sein zu können, auch zu leben haben müßten. Wenn wir auch schon ein wenig in den November hinein sind, so hat er doch den Betrag nach oben abzurufen und auf zwei volle Monate ausstellen lassen. Ein genereller Befehl für alle Eisenbahnen und Fuhrwerksbüreaus, sowie an alle Gasthöfe der einzelnen Städte zur unentgeltlichen Gewährung von Fahrten und Logis während Ihrer amtlichen Reisen wird nachfolgen. Also haben Sie die Güte, dieses Document in Ihre Brusttasche zu stecken.“

Und damit überreichte mir der Herr Generaldirector eine auf meinen Namen lautende und mit der Bezeichnung: „Beamter im Dienste des Reichskanzleramts“ versehene Creditkarte.

Ich fühlte mich auf einmal wieder als ein ganzer Mann. Das drückende Gefühl, ein reiner Almosenempfänger zu sein, der eigentlich nur von der Gnade der Gesellschaft lebt, machte in dem Moment, als ich das aus schönstem Carton hergestellte Certificat zwischen meinen Fingern fühlte, einem wohlthuenden Selbstbewußtsein Platz. Ja, mehr als das, als ein Beamter im Dienste des Reichskanzleramts kam ich mir sogar wie eine Art Respektsperson vor. Aber nach so langer Krankenhausdiät waren alte Bedürfnisse meines Leibes auch wieder lebendig geworden, und schöne Bilder von echtem Löwenbräu, Hochheimer und duftender Savanna stiegen anmuthig in meiner Seele auf.

Was war natürlicher, als daß mein Auge forschend nach der Ziffer suchte, die die Zahl der Genüsse, die mir bis zum 1. Januar zugänglich gemacht waren, zum ungefähren Ausdruck brachte! Ich fand die Zahl 250 Mark, und so sehr ich mich auch zusammennahm, es kam mir vor, als ginge die Rundung meines Antlitzes mehr und mehr ins Ovale hinein. 250 Mark dividirt durch 50 Tage ergeben 5 Mark pro Tag, und damit sollte ich die Ausgaben für Frühstück, Mittag, Abendbrod, Licht, Heizung, geistreiche Getränke und Tabak bestreiten, und es war mir selbst noch ungewiß, ob man wie Sultan Saladin mit einem Kock im socialistischen Staate würde auskommen können.

Der Herr Generaldirector mochte die Verlängerung meines Gesichtes gewahr geworden sein.

„Sa, ja, mein Lieber,“ sagte er, „mit 250 Mark in zwei Monaten oder 1500 Mark im Jahr zu leben, werden Sie schwerlich gewohnt gewesen sein. Aber in der socialistischen Gesellschaft gilt als erste Regel: Verne dich strecken nach deinem Bett. Das sind die schönen Vortheile des Ausgleiches, hahaha. Die Einen, die es früher besser hatten, sind unzufrieden, sich einschränken zu müssen, und die Andern, die es früher schlechter hatten, sind unzufrieden, daß sie es nicht noch besser haben. Sie haben im günstigsten Falle 200 Mark im Jahr gewonnen, aber sie haben ihre Freiheit dafür hingegeben und noch vieles Andere dazu.“

Mir war bei diesen Worten eine leichte Röthe über die Wangen gegangen, aber ich faßte mich schnell.

„Man muß sich eben einrichten, so gut es geht,“ erwiderte ich, „und ich werde mich glücklich schätzen, es nicht besser zu haben als andere Menschen. Es war nur so eine augenblickliche — Ueberraschung,“ fuhr ich mit einigem Zögern fort, „ich, ich hatte mir's — ein wenig anders gedacht — etwa das zehnfache — — wie ich bei Bellamy — —.“

„Bellamy?“ fiel der Herr Generaldirector mir ins Wort, „haben Sie dieses famose Buch gelesen, hahaha?“ Und dabei brach er in ein schallendes, kräftiges Lachen aus. „Heiliger Bellamy!“ fuhr er fort, „hat der sich hinter's Licht führen lassen! Wissen Sie, dieser Julian West muß unserem Herrgott sein Simpel sein, der sich das Schwarze weiß und das Weiße schwarz machen läßt, und sein Dr. Beete ist der närrischste Kauz, der mir jemals vorgekommen ist. Ich habe den alten Herrn im vorigen Jahre auf dem statistischen Congreß in Philadelphia kennen gelernt. Er wurde von uns allen gehörig geneckt, denn er hat die fixe Idee, die Erde habe sich in den Himmel ver-

wandelt. In seiner Jugend hat er Bebel's Schriften gelesen, ist unter die Socialdemokraten gegangen und hat große Reden gehalten, wie herrlich es werden würde, wenn man nach Bebel's Recept*) die Welt umformte. Seitdem nun Bebel's socialistische Gesellschaft eingeführt ist, bildet er sich ein, der Krimskrans sei Wahrheit geworden, und ist froh, wenn er Jemand findet, dem er darüber Reden halten kann. Alle Welt macht sich ihren Akt mit ihm. Wenn er in einem Waarenhause einen neuen Anzug kauft, schicken sie heimlich einen Burschen damit nach seinem Hause und bilden ihm ein, es werde durch eine unterirdische Rohrleitung dahin gezaubert. Nach seinem Wohnzimmer haben sie ihm eine Telephonleitung gelegt, und da sitzt er nun Stunden lang und lauscht und lauert auf Musik und läßt sich weis machen, die Socialdemokraten hätten das Telephon erfunden. Wenn es regnet, und die biedereren Bostoner Schirme von den Häusern lassen, um die Bürgersteige trocken zu halten, wird es in seinem Zimmer düster, daß er weder lesen noch schreiben kann. Doch er geht geduldig auf und ab und reibt sich die Hände und freut sich, wie Herrliches die socialisirte Menschheit geschaffen."

Während der letzten Ausführungen war ich unwillkürlich auf meinem Sessel einige Male hin- und hergerückt. Von diesen Dingen hatte ich nicht ganz ohne Vertrauenseligkeit bei Bellamy gelesen und fand sie nun zu meiner Beschämung so lächerlich gemacht. Mir fiel ein, daß ich eine telephonische Musikführung schon im September 1890 in Berlin in der Urania gehört. Einen Act des Gounod'schen Faust. Aber ich war gar nicht sehr betrübt gewesen, als es zu Ende war und hatte nur bedauert, nicht lieber in die Oper gegangen zu sein. Daß dieses Ueberspannen von Schirmen über die Straße bei Regentwetter, worüber Julian West so erfreut war, eine geistreiche Erfindung nicht sein konnte, weil sie den Leuten im Hause das Licht fortnimmt, war mir nach des Herrn Generaldirectors kurzer Bemerkung nicht zweifelhaft. Aber daß diese Rohrleitungen in Boston, die wie die Rohrpost die kleineren Briefe und Postkarten, nach jeder Wohnung die Pakete und Waarenballen befördern, eine

*) Allem Anscheine nach hat der Generaldirector Büchner damit die Vorschläge gemeint, die in Bebel's Schrift: Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, London, German Cooperative Printing and Publishing Co. enthalten sind. Die Schrift ist im Januar 1891 unter dem veränderten Titel: „Die Frau und der Socialismus“ in 9. Auflage erschienen. D. S.

einer Aufschneiderei waren, wußte ich mir noch nicht sogleich klar zu machen.

Ich deutete das in etwas zaghafter Weise an, sprach über den Mechanismus der Rohrpostbeförderung und die Großartigkeit des Erfindungsgeistes, dessen gewaltige Errungenschaften uns nicht ahnen ließen, in welchem Maße es noch gelingen möchte, die Hilfskräfte der Mechanik an Stelle der menschlichen Arbeit zu setzen.

„Gewiß, mein lieber Herr Ost,“ fiel der Herr Generaldirector ein, „die Menschheit hat Erstaunliches geleistet und mag es auch wohl ferner noch thun. Aber wissen Sie, die Fesseln des Raumes und der Zeit von sich abzuschütteln, das soll sie wohl bleiben lassen. Sie mag ja vielleicht erfinden, viel schwerere Gegenstände als Briefe und Postkarten in Rohrleitungen zu befördern, und es wird auch wohl nicht allzu schwierig sein, nach jeder einzelnen Wohnung hin eine solche Rohrleitung zu legen; aber alle die Tausende von Rohrleitungen von colossalem Durchmesser in einem Waarenhause an einer einzigen Stelle ausmünden zu lassen, an einer Stelle, die nicht den zehnten Theil des dazu nöthigen Raumes bietet, das bringt unser Herrgott selbst nicht fertig. Aber es giebt kaum einen Unsinn, den Dr. Geete sich nicht einbildet, Julian West ihm nicht glaubt, und Bellamy nicht niederschreibt. Da wird nun der Mund recht voll genommen von den ungeheuren Schätzen, die die Menschheit im socialistischen Staate sich geschaffen hat. Und wie hat sie das angefangen? Durch rastlose Arbeit bei Tag und Nacht? Gott bewahre, die Arbeit ist nur noch eine Spielerei. So ein paar Stunden des Tages, dann ist Alles fertig gezaubert. Und wenn nur einer der drei Herren einen Augenblick die Nase in ein statistisches Buch gesteckt hätte, um sich zu überzeugen, was für Rechenmeister sie sind! Alle jungen Arbeitskräfte von 16 bis 21 Jahren wollen sie in der Schule behalten, und alle Arbeitskräfte im Alter von 45 bis 65 Jahren als Staatspensionäre ausmerzen, und dabei behaupten sie, daß die Gesellschaft durch Heranziehung aller Menschen zur Arbeit ungeheuer gewonnen habe. Und es hat in der That hunderttausende von Menschen gegeben, die solchen Unsinn gläubig weiter getragen haben. Ja, mein werther Herr Geschlechtsgenosse, die Menschen sind halt wunderliche Leute, ha-ha-ha!“ Dabei brach der Herr Generaldirector in sein gemüthliches, kräftiges Lachen aus.

„Die Herren begründen ihre Behauptung,“ fiel ich ein, „mit dem großen Zuwachs an Arbeitskraft, den die Gesellschaft dadurch

erfahren hat, daß keine Soldaten mehr gehalten werden, die früher aus Mangel an Arbeitsgelegenheit unbeschäftigt Gewesenen und die Rentner in der Arbeit Beschäftigung finden, der ganze Handelsstand eingegangen ist und seine Mitglieder in die Arbeiter-Armee einstellt, der große Verwaltungsapparat aber auf ein Minimum beschränkt ist.“

„Lassen Sie uns doch die Probe einmal machen,“ war die Antwort. „Der Militairdienst hat 1 Procent der Bevölkerung oder nahezu $2\frac{1}{2}$ der Erwerbsthätigen in Anspruch genommen; rechnen wir den Procentsatz aller derjenigen unter der erwerbsthätigen Bevölkerung, welche in dem Zeitraum eines vollen Jahres in früherer Zeit unbeschäftigt gewesen sind, ebenso hoch, — was indessen schon bedeutend über die Wirklichkeit hinausgeht, — so haben wir einen Gewinn von 5 Procent. Dagegen aber be- laufen sich die jungen Leute von 16 bis 21 Jahren zusammen mit den älteren von 45 bis 65 Jahren auf etwa 60 Procent der Erwerbsthätigen.*) Es steht also dem Gewinn von 5 Procent ein Verlust von 60 Procent gegenüber, d. h. mit anderen Worten: von der Zahl der früheren Arbeiter sind dem socialistischen Staate nur 45 Procent verblieben. Und nun halten sie hinzu, daß nach Bellamy's Mittheilungen doch eine Verkürzung der Arbeitszeit von mindestens 50 Procent angenommen werden müßte — Bebel stellte sich im socialistischen Staate bekanntlich eine Arbeitszeit von 2, 3 oder höchstens 4 Stunden vor — und fragen Sie sich als ein Mann von gesunden 5 Sinnen, ob es eine Möglichkeit ist, daß diese 45 Procent der früheren Arbeitskräfte in so sehr verkürzter Arbeitszeit die ganze Welt so zu sagen in einen blühenden Garten verwandeln und nebenher noch so viele Erzeugnisse herstellen, daß alle Menschen etwa wie ein Oberst oder Geheimrath leben.“

„Aber Sie vergessen, Herr Generaldirector, das Eingehen des ganzen Handelsstandes und die außerordentliche Verminderung des Beamtenpersonals.“

„Hahaha,“ lachte der Herr Generaldirector aus vollem Halse.

*) Diese Berechnungen des Generaldirectors Büchner über das Verhältniß der betreffenden Altersklassen zur Gesamtzahl der Erwerbsthätigen, wie auch die weiter unten folgenden über das Verhältniß der im Handel beschäftigt Gewesenen und der Mitglieder des Beamtenthums zu derselben scheinen in der That ganz zutreffend zu sein. Man kann sehr leicht die Probe machen an den im „statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ Jahrg. 1887 und 1888 enthaltenen Angaben aus den Ergebnissen der Volkszählung von 1885.

„Nehmen wir einmal an, es wäre das richtig, die sämtlichen Leute, die früher im Handel beschäftigt gewesen sind, und die sämtlichen früheren Beamten im Staats-, Gemeinde- und Kirchendienst wären überflüssig und für industrielle Beschäftigungen verfügbar geworden. Wie viel wäre damit gewonnen? In Handel und Verkehr einschließlich Gast- und Schankwirthschaft sind zu den Zeiten der alten Staatsordnung nahezu $8\frac{1}{3}$ Procent, als Beamte der gedachten Kategorien etwas über $5\frac{1}{3}$ Procent der Erwerbsthätigen beschäftigt gewesen. Zählen Sie diese $13\frac{2}{3}$ Procent den übrig gebliebenen 45 Procent der früheren Arbeitskräfte hinzu, so haben wir $58\frac{2}{3}$ Procent, behalten also immer noch das beträchtliche Minus von $41\frac{1}{3}$ Procent. Aber wie können Sie annehmen, daß diese $13\frac{2}{3}$ Procent an Arbeitskräften im socialistischen Staate nur annähernd erspart werden könnten? Es ist ja richtig, daß eine Anzahl kleinerer Kaufleute und eine Anzahl kleinerer Gast- und Schankwirthhe durch Vergrößerung der Betriebe in Wegfall gekommen sind, aber konnte denn darum die Gesamtzahl der Menschen, die die Functionen des Handels auszuführen haben, ohne Schädigung der Gesellschaft eine Minderung erfahren? Mit nichten. Auch nicht eine einzige der Berrichtungen, die früher dem Handelsstande und den Verkehrsanstalten obgelegen haben, ist fortgefallen, und die einzige vorgekommene Veränderung besteht darin, daß das, was früher von Privaten für eigene Rechnung ausgeführt wurde, jetzt von Beamten für Rechnung des Staates geschieht. Der Staat ist der Träger der gesammten Handelsthätigkeit, und alle Functionen desselben liegen ihm ob. Bis ins kleinste Detail muß er alle die Dispositionen treffen, die zur Beschaffung und Vertheilung der Güter erforderlich sind, in welche früher die Hunderttausende von Kaufleuten sich theilten. Schon vor Beginn der Ernte muß er sich orientirt haben, welche Getreidemengen aus dem inländischen Ackerbau ihm zur Verfügung stehen, welche Mengen er zukaufen muß. Er muß seine Fühlfäden ausstrecken, wo Getreidevorräthe zu erwarten sind, wann er am besten und am billigsten zu kaufen vermag, denn die Concurrrenz der Länder, welche Getreide verlangen, ist durch die Socialisirung der Gesellschaft um keines Haares Breite geringer geworden. Er muß besorgen, daß Verladung und Versand an allen Orten prompt und rechtzeitig geschieht, daß jede Ladung an die Stelle gelangt, wo sie nothwendig ist. Und die gleiche Thätigkeit liegt ihm ob in Betreff des Schlachtviehes und der Butter, die für den Bedarf der Bevölkerung importirt werden müssen, der Südsfrüchte,

der Futter- und Düngemittel, der Wolle und Baumwolle, und was sonst alles aus dem Auslande bezogen werden muß. Schon dieser eine Zweig seiner Handelsthätigkeit erfordert gerade durch die Concentration in eine einzige Hand eine Menge von Schreibarbeit, von Reisen, von Controle, wie sie in den Tausenden von Geschäften früher nicht vorgekommen ist. Aber dies Alles ist erst ein winzig kleiner Theil der Einrichtungen, die die Handelsthätigkeit dem Staate auferlegt. Er hat auch für Bezahlung der gekauften Waaren zu sorgen, und da diese von der socialistischen Gesellschaft nicht mehr in Geld beliebt wird, erwächst ihm hieraus eine ganz ungeheure Last. Er muß zunächst wieder in alle Theile der Welt seine Fühläden ausstrecken. Er muß forschen und prüfen, wo Erzeugnisse seiner Arbeit absetzbar sind, welche Gegenstände verlangt werden, wie er sie herstellen muß, um anderen Industriebölkern den Rang abzulaufen, und wie hoch sie auf dem Weltmarke im Werthe geschätzt werden. Hat er sich dadurch einen Ueberblick verschafft, welcher Arten und welcher Menge von industriellen Erzeugnissen er bedarf, um für die importirten Waaren Zahlung zu leisten, so mag er dem Ministerium für die Arbeit aufgeben, alle diese Dinge zu den erforderlichen Zeitpunkten fertig zu stellen, aber sobald ihm bekannt gegeben wird, daß sie versendbar sind, hat er sie zu verpacken, zu adressiren, zu versenden, mit Begleitschreiben zu versehen, und, last not least, auch dafür zu sorgen, daß in unendlichen Umschreibungen im Tauschverkehr der Völker durch irgend welche Waaren der Welt auch für diejenigen Waaren, die er selbst gekauft hat, Zahlung geleistet wird. Dies wäre in großen Umrissen ein Bild der auswärtigen Handelsthätigkeit, und ich muß Sie bitten, Ihre Phantasie ein wenig anzustrengen, um sich einigermaßen zum Bewußtsein zu bringen, in welchem Maße die Arbeit dieser Thätigkeit dadurch vervielfacht worden ist, daß alles Das, was bisher so vielen Theilen in beschränkten Grenzen oblag, und was sich aus dieser mannigfaltigen Arbeit der Theile wie von ungefähr zu einer großen, ungeheuren Gesamtleistung zusammenfügte, ohne daß auch nur ein einziger der Theile etwas Anderes als den Sonderzweck der von ihm ergriffenen Function ins Auge gefaßt hätte, — daß dies Alles einer einzigen Schulter auferlegt ist, die es zielbewußt nach den Neigungen, den Bedürfnissen und der Kaufkraft der Menschen auszuführen hat."

"Ich begreife sehr wohl die außerordentliche Arbeitslast des Handelsministeriums, oder wie das Verwaltungsorgan heißen mag, welches die Handelsthätigkeit zu leiten und zu ordnen hat,"

fiel ich ein, „aber wenn mir eine Unterbrechung gestattet ist, so möchte ich mir die Frage erlauben, ob diese eine Kraft, die das Ganze mit Zweckbewußtsein zu regieren hat, eben weil ihr dieser Zweck so bestimmt vor Augen steht, nicht mit voller Sicherheit alle diese Unregelmäßigkeiten und Ueberhaftungen vermeiden kann, die nur zu oft die schwersten Krisen heraufbeschworen haben, und die sich niemals verhüten ließen, solange alle Theile, die im Handel Beschäftigung suchten, ohne Rücksicht auf den Gesamtzweck der Handelsthätigkeit gewissermaßen planlos ihren Sonderzielen zustrebten. Der Handel suchte Verdienst und kümmerte sich im Uebrigen wenig darum, ob das Gelingen seiner Geschäfte dem Ganzen dienlich war oder nicht.“

Der Herr Generaldirector sah mich mit seinen großen, gutmüthigen Augen ernst und verwundert an.

„Gewiß,“ sagte er, „mit vollster Sicherheit kann er auch die kleinste Unregelmäßigkeit vermeiden, wenn er nur allweise und allmächtig ist wie ein Gott. Nur diese eine Kleinigkeit ist erforderlich, weiter nichts. Aber diese nach Bebel's Recept socialisirte Gesellschaft mag ja wohl allweise und allmächtig sein.“

Und damit stimmte er wieder sein fröhliches Lachen an.

„Wissen Sie, mein Werthester,“ fuhr er fort, „unsere alte Mutter Natur wird uns Menschen mitunter ein wenig unbequem. Sie erscheint uns oft nicht accurat, nicht peinlich genug. Bald ist es zu heiß, bald zu kalt; bald regnet's zu viel, bald ist es zu trocken. Und doch hat sie das Weltall seit Millionen Jahren noch immer in gutem Gange erhalten. Auch in der socialen Welt ging es oft nicht ganz regelmäßig zu. Die guten Zeiten wechselten mit schlechten ab, und der Eine gewann, der Andere verlor. Der Eine erwarb mühelos Schätze, der Andere schwitzte um das tägliche Brod. Aber man kann doch darum nicht sagen, daß dieser sociale Weltkörper nicht sicher zu functioniren vermocht hätte. Er hat vielmehr die Menschheit auf eine riesige Stufe der Entwicklung gebracht, und wenn die Menschen nur nicht so oft mit ihrem Aberwitz und ihrer Habgier in das Getriebe hineingegriffen hätten, es würde noch viel besser um sie gestanden haben, sie würden nicht so sehr unter den Umständen zwischen Reichthum und Elend zu leiden gehabt haben. Und worin bestand dieser eigenthümliche Apparat? Es war eine ungeheure Vielheit von Theilen, die alle in ruheloser Geschäftigkeit ihren Verrichtungen nachgingen, mit einem unwiderstehlichen Trieb des Eigennuzes vom Centrum hinwegstrebten, aber alle mit fester Hand am Bande gehalten und geleitet wurden, so daß

dieser Trieb des Eigennutzes die treibende Kraft der Gesellschaft wurde. Bei diesem Widerspiel der Kräfte kamen Fluthen und Ebben, Stauungen und Ueberschwemmungen vor, aber die Natur hatte mit wunderbarer Weisheit dafür gesorgt, daß alle extravagirenden Elemente immer wieder auf das Niveau zurückgeführt wurden, auf welchem das Schiff der Gesellschaft in ruhigem Fahrwasser treiben konnte. Indem sie den Werth aller Dinge nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmte, und indem sie den Eigennutz zur Triebfeder der Arbeit machte, bewirkte sie, daß das Gleichgewicht sich wieder herstellte, wo es gestört worden war, und daß die Gesellschaft nach jeder Erschütterung mit verjüngter Kraft zu wachsen und zu blühen begann. Und nun sagen Sie mir, mein Verehrtester, wo soll die socialistische Gesellschaft die Hebel des Aufschwunges hernehmen, wenn einmal eine Krisis ihr lähmend in die Glieder fährt? Der Eigennutz lebt zwar noch ungeschwächt in der menschlichen Brust. Er ist ein unzerstörbarer Theil der menschlichen Natur. Aber sie hat ihn in eine ruhende Kraft verwandelt, die wohl noch ihre widerwärtige Seite zu zeigen vermag, aber jeder schöpferischen Anstrengung unfähig ist. Sie muß also mit jeder Erschütterung eine Stufe niedriger sinken, aber aller Kraft ermangeln, sich wieder emporzuhelfen. Ihr allmählicher Rückgang ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Oder glauben Sie wirklich, daß diese menschlichen Wesen, die in den verschiedenen Staaten an die Spitze der Verwaltung gestellt werden, die nur menschlichen Wiß und menschliche Kraft zu ihrer Verfügung haben, im Stande wären, die Production mit solcher Sicherheit zu leiten, daß an keiner Stelle der Welt eine Stockung eintritt, die nach allen Richtungen hin den Strom zum Anschwellen bringt? Nebel sagt: „Die Krisen entstehen, weil kein Maßstab vorhanden ist, an dem sich jederzeit das wirkliche Bedürfniß nach einer Waare messen und übersehen läßt.“ Er hätte hinzufügen sollen, daß auch kein Maßstab vorhanden ist, an dem sich jederzeit die wirkliche Menge der producirten Waaren erkennen läßt, und er würde dann wohl eingesehen haben, daß Beides zu beurtheilen, das Bedürfniß der ganzen Welt und die Production der ganzen Welt, den Regierungsmännern der socialistischen Staaten auch nicht besser gelingen würde, als in früherer Zeit dem Kaufmannsstande, der sein Wohl und Wehe von der Wichtigkeit seines Urtheils abhängig wußte.“

Ich vermochte die Frage nicht zu bejahen und mußte zugeben, daß ich mich auch in diesem Punkte von Bellamy hatte irre leiten

lassen. Das Gebiet des Weltverkehrs ist zu groß und der Einfluß der Natur auf die Menschen zu wechselvoll, um für Bedürfniß und Production einen untrüglichen Maßstab zu finden. Im Uebrigen war mir Alles, was der Herr Generaldirector sagte, aus der Seele gesprochen. Daß der Eigennuß die wirksamste Triebfeder der Schaffenskraft ist, daß diese Schaffenskraft in der Dehnbarkeit des Bedürfnisses Luft und Nahrung findet, und daß Bedürfniß und Anstrengung durch ein unwandelbares Naturgesetz, welches den Werth aller Dinge nach dem Verhältniß von Nachfrage und Angebot regelt, ins Gleichgewicht gebracht werden, das hatte ich längst erkannt und war mir auch keinen Augenblick darüber zweifelhaft gewesen, daß in dieser Art der Werthbildung die Naturkraft liegt, welche alle die centrifugalen Interessen im Zusammenhange hält und im Interesse der Gesammtheit nützlich sein läßt. Nicht minder stimmte ich darin zu, daß der Gesellschaft die Bedingungen des Aufschwunges und die Bedingungen der Wiedererstartung nach einer krankhaften Krisis verloren sein müssen, wenn sie dem Eigennuß seine belebende Triebkraft nimmt.

„Aber wir haben uns ein wenig von unserem Gegenstande ablenken lassen,“ fuhr der Herr Generaldirector fort. „Ich habe Ihnen nur bisher die Arbeitsmenge des auswärtigen Handels gezeigt, aber der innere bietet der Regierung keine geringere Schwierigkeit. Sie muß ebenso, wie der frühere Handelsstand, nach dem Bedürfniß der Consumenten forschen. Sie muß Sorge tragen, daß jede Waare an die Stelle gelangt, wo man nach ihr begehrt, und daß keine Waare da fehlt, wo man sie sucht. Sie darf auch nicht verabsäumen, das Bedürfniß ein wenig anzuregen und Neigungen zu erwecken, damit die producirte Waare ihre Liebhaber findet. Ebenso wenig darf sie sich verdrießen lassen, aus allen Ecken und Winkeln alle die mannigfaltigen, dem Anscheine nach werthlosen Ueberreste und Abfälle, als Lumpen, Knochen, Felle u. dgl. einzusammeln, die noch zur Herstellung von Erzeugnissen verwendbar sind. Es sind also dieselben Obliegenheiten des früheren Handelsstandes und dieselbe Anzahl von Gegenständen, die von diesem vertrieben worden sind. Kann es die Arbeit vereinfachen, daß diese umfangreiche Thätigkeit von einer einzigen Stelle aus geordnet und geleitet wird? Gewiß nicht. Denn alle die Tausende von Hilfskräften, welche an allen Ecken und Enden des Landes die verschiedenen Functionen auszuführen haben, bedürfen einer stetigen Verbindung mit der Centralstelle, die aus ihren Berichten ihr Urtheil zu bilden,

ihren Anforderungen nachzukommen, ihre Thätigkeit ihnen vorzuschreiben und ihre Pflichten zu controliren hat. Es enthält das eine Summe von Arbeit, die dem früheren Staate unbekannt war. Sie sehen also, gewonnen hat die Gesellschaft nichts dadurch, daß der Privathandel aufgehört hat; im Gegentheil, der Vertrieb der Waare, die Geschäfte des Einkaufes und Verkaufes erfordern im socialistischen Staate bedeutend vermehrte Arbeitskräfte."

"Nun aber gar," fuhr er fort, "diese viel gerühmte Verminderung des Beamtenpersonals. Wie doch die Menschheit vertrauensfelig und leichtgläubig ist! Hat denn im socialistischen Staate das Regieren und Verwalten aufgehört? oder sind dem Staate Geschäfte abgenommen, die er früher zu führen hatte? Nun ja, er hat keine Vormundschaften mehr zu übernehmen, keine Concurse zu leiten, keine Erbschaften zu reguliren. Damit mag die Arbeitskraft von einigen tausend Menschen erspart worden sein. Ich gebe auch zu, daß die Zahl der Proceffe sich vermindert hat, seitdem das wichtigste Streitobject, das Eigenthum, den Menschen entwunden worden ist; aber das kann den Staat nicht entbinden, in jeder Stadt ein Gericht zu haben, und somit ist weniger ihm, als den Richtern eine Erleichterung geworden. Dagegen machen Sie sich einmal ein richtiges Bild von der ungeheuren Last, die ihm aufgebürdet ist. Er ist der Besitzer alles Grund und Bodens, aller Nutzthiere, aller Häuser, aller Fabriken, aller Maschinen und Geräthe, alles Lasten- und Personen-Fuhrwerks, aller Seeschiffe und Flußfahrzeuge geworden. Er hat alle diese Arten von Kapitalien nutzbar zu machen, zu leiten, zu überwachen, in Reparatur zu halten, zu ersetzen und mit dem Wachsthum der Bevölkerung zu erweitern. Er hat alle Arbeit zu leiten, die landwirthschaftliche, die gewerbliche, die persönliche; er muß für jeden Zweig der Arbeit, für jeden Theil des Landes, für jede Jahreszeit bestimmen, was gemacht werden soll, und welche Kräfte dafür verfügbar sind. Stellen Sie sich einmal vor, welche Anzahl von Ober- und Unterbeamten, von Verwaltern, Leitern, Aufsehern, Rechnungsbeamten, Schreibern erforderlich ist, um das Alles vom grünen Tische aus ins Werk zu setzen. Um Ihnen ein wenig auf die Sprünge zu helfen, will ich Ihnen beispielsweise einmal zeigen, welche ganz neue Arbeitslast allein durch die Fleischversorgung dem Staate erwachsen ist. Der Reigen beginnt im Ministerium für Landwirthschaft. Dasselbe hat aus den Berichten aller einzelnen Wirthschaftsverwalter festzustellen, welche Zahl von Kindern, Kälbern, Schafen, Schweinen, Gänsen,

Enten und Sühnern nach Art und Menge der Futtervorräthe, sowie nach den Betriebsverrichtungen in den einzelnen Wirthschaftsbetrieben für die Schlachtkant lieferbar sind, und in welchen Jahreszeiten sie zur Verfügung stehen. Dann kommen die Ministerien für Forsten und für Fischfang, welche zu ermitteln haben, wie viel Wild geschossen werden kann, wie viele Fische aus den Gewässern zu erwarten sind. Alle diese Berichte gehen an das Handelsministerium, welches zunächst für jeden Landes-theil festzustellen hat, wie groß der Bedarf der Bevölkerung im Ganzen ist, und für welche Arten von Fleisch oder Fisch in den verschiedenen Jahreszeiten Nachfrage ist. Ist es damit im Klaren, so muß es durch Ankauf Fürsorge treffen, daß immer zu den erforderlichen Zeiten das erforderliche Vieh aus dem Auslande eintrifft. Dies wären die vorbereitenden Handlungen; jetzt beginnt die eigentliche Thätigkeit der Fleischversorgung und Vertheilung. Nach eingegangener Meldung einer Ladung von Vieh oder Fleisch hat das Handelsministerium jedesmal Anweisung zu geben, in welche Provinzen oder Kreise dieselben zu senden sind, und die betreffenden Regierungspräsidenten oder Kreisdirectoren erhalten Befehl, bei ihrem Eintreffen Bestimmung zu geben, welche Dörfer und Städte davon empfangen sollen. Das Handelsministerium erhält nun wieder Berichte, welche Ergänzungen in den einzelnen Landes-theilen aus den einheimischen Viehbeständen erforderlich sind, und dieses ersucht nun das Ministerium für Landwirthschaft, die Schlachtung der nöthigen Thiere veranlassen zu wollen. Das Ministerium für Landwirthschaft schreibt nun wieder seinen Districtsdirigenten für die Abtheilung Fleischversorgung vor, welche Zahl der einzelnen Thiergattungen geschlachtet werden sollen; die Districtsdirigenten beauftragen die einzelnen Wirthschaftsbeamten, und die einzelnen Wirthschaftsbeamten wählen die zu schlachtenden Thiere aus. Ist dann die Schlachtung ausgeführt, so treten die Unterbeamten der Fleischversorgung in Thätigkeit. Sie bestimmen die Pfundenzahl und die Sorten, welche in die verschiedenen Magazine und Markthallen gebracht werden sollen, empfangen tägliche Berichte über Verbrauch, Bedarf und Vorrath von diesen und treffen darnach Bestimmung, welche Austauschungen zwischen den Magazinen und Markthallen zu geschehen haben."

"Aber verzeihen Sie mir, Herr Generaldirector," fiel ich ein, "ich bin früher selbst Landmann gewesen und weiß aus eigener Erfahrung, wie wenig der Landwirth in der Lage ist, mit annähernder Sicherheit vorher zu bestimmen, welche Fleisch-

mengen er auf den Markt zu bringen vermag. Ich kann mir daher garnicht denken, daß das Handelsministerium nach den Berichten, die ihm eingehen, eine einigermaßen zutreffende Disposition zu entwerfen im Stande ist."

"Das glaube ich freilich auch nicht, mein Lieber," entgegnete der Herr Generaldirector und fiel in sein herzlichcs Lachen. "Das hohe Handelsministerium wird auch schwerlich selbst der Ansicht sein, daß es die Welt mit gutem und billigem Fleisch versorgt. An der einen Stelle ist einmal Mangel, und dann hungern die Menschen; an der anderen herrscht Ueberfluß, und dann verdirbt das Fleisch. Ueberhaupt werden Sie sich noch an viele Besonderheiten des socialistischen Staates gewöhnen müssen. Sehr ökonomisch geht es nicht her und sehr prompt auch nicht. Denn so bunt und schwierig wie die Fleischversorgung, ist auch die Versorgung mit allen anderen Verbrauchsgegenständen. Unordnung und Unregelmäßigkeit überall. Mögen die Menschen noch so sehr ihre Schuldigkeit thun, die Socialdemokratie hat dem Staate Aufgaben gestellt, die über die Leistungen menschlichen Könnens gehen. Aber Sie werden sich nun wohl überzeugt haben, daß im socialistischen Staate an Beamtenpersonal nichts erspart worden ist. Die Vermehrung desselben ist im Gegentheil eine so ungeheure, daß die Zahl der für die Production verfügbaren Arbeitskräfte eine große Einbuße erlitten hat."

Dagegen war selbstredend nichts zu sagen, und ich mußte erkennen, daß Dr. Leete auch in diesem Punkte sehr mangelhaft orientirt gewesen ist.

"Ist denn die Production nicht sehr dadurch zurückgegangen," sagte ich, "daß die Menschen vom fünfundvierzigsten Lebensjahre an von der Arbeit befreit worden sind? oder ist auch diese ganze Geschichte nicht wahr?"

"Sie ist wahr, und auch nicht wahr. Wahr insofern, als diese Entfreierung von der Arbeit den älteren Leuten vorher versprochen worden ist. Man suchte sie dadurch der Idee des Socialismus geneigt zu machen, und gerade diese Altersklasse ist besonders einflußreich und durfte der Umwälzung nicht feindlich im Wege stehen. Man hat ihnen anfänglich auch einige Erleichterungen zu Theil werden lassen, aber von langer Dauer konnte das nicht sein, sonst wäre die Menschheit im Elend verkommen. Gesetzlich ist nun das fünfundsiechzigste Lebensjahr als die Altersgrenze für den Arbeitsdienst festgesetzt, und für die

meisten industriellen Beschäftigungsweisen und alle Altersklassen besteht der achttündige Arbeitstag.“

„Aber Bellamy's Julian West spricht doch gerade in so starken Ausdrücken sein Erstaunen aus über die ungeheure Zunahme des Reichthums während der Zeit seines hypnotischen Schlafes.“

„Diese Zunahme ist auch in der That eine bedeutende gewesen, nicht minder groß als vom Jahre 1800 bis 1900, aber dieser Reichthum konnte doch nur von der alten Gesellschaft erworben sein, nicht von der neuen, die erst seit kurzem besteht.“

„Erst seit kurzem besteht? Die Umwälzung soll sich ja nach Dr. Veete vor etwa hundert Jahren vollzogen haben.“

„Vor hundert Jahren?“ und der alte Herr brach in ein langdauerndes, schallendes Lachen aus „Nein, mein Verehrtester, hundert Jahre hält die Menschheit so etwas nicht aus. Hundert Jahre im socialistischen Staate, und wir sind längst wie die Kameruner und Hottentotten geworden.“

„Aber Dr. Veete erzählt doch sehr eingehend, daß im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts das gesammte Kapital sich bereits in den Händen von sehr Wenigen befunden habe, deren unverantwortliche Launen es erforderlich machten, es ihren Händen zu entwinden und in die alleinige Hand des Staates zu legen.“

„Und ich sage Ihnen ja, Dr. Veete hat noch niemals seine Nase in ein statistisches Handbuch gesteckt. Sonst würde er wissen, daß das Gegentheil die Wahrheit ist. Es sind wohl in verschiedenen Industriezweigen die einzelnen Betriebe sehr vergrößert worden, aber die Kapitalien, die sie geschaffen haben, sind aus einer Vielheit von Händen hervorgegangen. Das ist ja eben die erfreuliche Erscheinung, die bei allen Völkern, die im wirthschaftlichen Fortschritt begriffen waren, sich gezeigt hat, daß mit dem Wachstume des Reichthums das Vermögen sich unter eine wachsende Zahl von Händen vertheilte, daß die Zahl der Kapitalisten wuchs, und der Nichtkapitalisten sich minderte. Das beweist die Statistik der directen Besteuerung, das beweisen vor allem die wachsenden Milliarden, die in den Sparkassen niedergelegt worden sind. Im Mittelalter und auch im grauen Alterthume hatte die große Kluft zwischen Reichen und Armen vielleicht zur Socialisirung der Gesellschaft die Veranlassung geben können, aber in den letzten Jahrhunderten hat diese Kluft sich fortdauernd vermindert. Die Lage der mittleren und niederen Volksklassen wurde freier und leichter, materiell gesicherter, und niemals hat das Verhältniß der verschiedenen Volksklassen zu einander, namentlich das Verhältniß der Arbeiter zu den Arbeit-

gebern, geringere Veranlassung geboten zu einer so folgenschweren Umwälzung der Gesellschaft, als im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert.“*)

Das war freilich wieder richtig. Das mußte ich noch von meinen volkswirtschaftlichen Studien her, daß schon zu meiner Zeit die Entwicklung der Gesellschaft eine günstige war. Die mittleren und kleineren Vermögen vermehrten sich, die persönliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit aller Volkstheile war unverkennbar im Zunehmen begriffen, der Tagelohn stieg, und wachsende Productivität der Gesellschaft drängte zur Verwohlfeilerung aller Bedarfsgegenstände hin. So sehr auch die Zollpolitik der Regierungen in einer falschen Auffassung der wirtschaftlichen Fragen zu Maßnahmen gelangte, durch welche die Klassengegensätze angeschürt und der Unfriede genährt wurde, — die materielle Entwicklung der Gesellschaft zeigte sich in den Zahlen der Statistik als eine derartige, daß die Tendenz zum Ausgleich der Gegensätze nicht verkennbar war.

„Aber was hat denn die Menschheit für Gründe gehabt,“ sagte ich, „die von Alters her bestandene, in natürlichem Werdegange emporgewachsene Weltordnung umzustößen und an ihre Stelle die künstliche der socialisirten Gesellschaft zu setzen?“

Der Herr Generaldirector sah mich wieder mit großen Augen an.

„Ja,“ entgegnete er und lächelte dabei, „Gründe, d. h. vernünftige Gründe hat sie überhaupt nicht gehabt. Ich meine damit Gründe, die in der Gesellschaftsordnung selbst, in ihren Mängeln oder ihren Anzulänglichkeiten ihren Ursprung gehabt hätten. Ein Zustand allgemeiner vollkommener Glückseligkeit, wie die Menschen sie sich erträumen und wünschen mögen, ein Zustand der Menschheit, in welchem Allen ein gleiches Maß

*) Auch in diesem Punkte werden die Angaben des Generaldirectors Büchner nicht anzuzweifeln sein. So viel auch schon im Jahre 1890, wie auch in den vorausgegangenen Jahren von den Socialdemokraten von der zunehmenden Concentration des Kapitals in wenige Hände geredet wurde, so war doch bis 1890 in den Aufzeichnungen der Statistik von solcher Concentration nicht allein nichts zu spüren, sondern das reine Gegentheil zeigte sich in außerordentlicher Deutlichkeit. Daß in den nächsten Decennien darauf in dieser Beziehung ein Wandel eingetreten sein sollte, ist durchaus nicht anzunehmen. Wenigstens lagen in der Kapitalbewegung nur solche Thatfachen vor, nach welchen eine weitere Vermehrung der Zahl der Kapitalisten erwartet werden mußte.

der reichsten Genüsse gewährt ist, in welchem Niemand nothleidet, und Niemand die überlegene Kraft eines Andern empfindet, war freilich von dieser Gesellschaftsordnung so wenig zu erwarten, als ein Zustand des Erdballs, in welchem Niemand Mangel empfindet, Niemand friert, Niemand schwitzt, Niemand krank ist, und Niemand in der Fülle der Kraft ein frühzeitiges Ende findet. Aber sie hatte die Menschheit doch auf eine hohe Stufe des Glücks und des Reichthums gebracht und besaß in sich die Kraft und Entwicklungsfähigkeit, daß sie in ungestörtem Laufe die schreiendsten Mißstände hätte mildern, diesen Gegensatz von Besitzenden und Besitzlosen hätte abschleifen können. Es hätte nur bedurft, das Recht zur Basis der staatlichen Ordnung zu machen, jenes Recht, das in gleichem Maße die Bevorzugung der Einen wie die Benachtheiligung der Anderen verabscheut, und die Gesellschaft würde dahin gelangt sein, auch dem Arbeiter eine behagliche Existenz und das Bewußtsein der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verschaffen. Eine Ursache freilich muß die Erscheinung gehabt haben. Ohne Ursache keine Wirkung. Aber die Ursache ist weniger auf dem gesellschaftlichen, als auf dem staatlichen Gebiete zu suchen. Weil die regierenden Gewalten aller Länder, mit Ausnahme Englands, die besitzenden Klassen mit Vorrechten auszustatten liebten und eine Zollpolitik verfolgten, deren viel gelegener, aber doch nicht zu bestreiten-der Zweck war, die geringe Zahl von Unternehmern auf Kosten der gesammten consumirenden Bevölkerung zu begünstigen, hatte eine allgemeine Erbitterung Platz gegriffen und sich fortbauern vermehrt. Für die Regierungen mochte es vielleicht bequemer sein, eine Minderzahl von Millionären zu züchten, als eine Vielheit von kleinen Kapitalisten zu haben. Aber die mühsam ihre Existenz Erkämpfenden wollten es nicht gerechtfertigt finden, daß man den wenigen Unternehmern Schätze zuzuführen suchte, indem man der Gesammtheit das Brod und das Fleisch und überhaupt alle im Lande producirten Verbrauchsgegenstände zu vertheuern strebte. In erster Linie waren die Arbeiterklassen erbittert, deren Existenz ohnehin die schwerste war, und die unter dieser Zollpolitik am meisten zu leiden hatten; aber auch in den anderen Klassen griff der Widerwille Raum, denn die Erbitterung der Arbeiter verschärfte die Klassengegensätze in der Gesellschaft, und die Gesellschaft wollte mit den Arbeitern in Frieden leben. Um sich den Arbeiterstand gefügig zu machen, hatten die Regierungen zu verschiedenen Maßnahmen ihre Zuflucht genommen, die ohne Zweifel den Arbeitern von Nutzen waren und zu jeder anderen

Zeit die Gegensätze beseitigt haben würden; aber weil die Regierungen so lange hartnäckig an ihren irrthümlichen Ideen festhielten, verfehlten diese Maßnahmen nicht allein ihren Zweck, sondern trugen selbst zur Verbitterung der Stimmung bei. Die Gegensätze steigerten sich, und ein leidenschaftlicher Massenhaß machte das Leben der Gesellschaft unfriedlich und unangenehm. Je hartnäckiger die Regierungen an der Begünstigung der Unternehmer festhielten, desto mehr griff die Unzufriedenheit Platz. Auch die Gebildeten wurden mehr und mehr von der Vorstellung erfaßt, daß die staatliche Ordnung die Ursache der gesellschaftlichen Uebelstände sei. So konnte es kommen, daß eine Lehre Verbreitung fand, die mit der gesunden Vernunft im schreiendsten Widerspruche steht. Man hatte wohl Vieles gethan, das Verständniß zu wecken und den Geist zu bilden. Man hatte die Jugend gelehrt, in die Geheimnisse der uns umgebenden Natur einzudringen, aber man hatte versäumt, ihr den gesellschaftlichen Organismus verständlich zu machen, dessen Glieder sie sind, und von dessen glücklicher Gestaltung ihr Wohl und Wehe abhängig ist. Die Menschen kannten Vieles, aber sie kannten das Wichtigste nicht, und nur eine Gesellschaft, die von der Harmonie in der Weltordnung keine Ahnung hatte, und sich nicht klar zu machen vermochte, daß dieses wunderbare Getriebe des wirthschaftlichen Verkehrs nach der geheimnißvollen Anordnung der Mutter Natur zum inneren Frieden und Ausgleiche drängt, so lange nur die regierenden Gewalten den Umlauf der Säfte mit ihrem ungerechten Eingreifen nicht stören, — nur eine solche Gesellschaft konnte dem Irrthume verfallen, daß allein durch den Umsturz der Gesellschaft die schreiende Ungerechtigkeit zu beseitigen sei. Dies ist die einzige Erklärung für eine Erscheinung, die in dem hochcultivirten Zeitalter des zwanzigsten Jahrhunderts nicht hätte vorkommen sollen. Der Unverstand der Herrschenden war das befruchtende Element einer Irrlehre, die unmöglich hätte Raum gewinnen können, wenn nicht der Widerwille gegen die Ungerechtigkeit und die Unkenntniß der socialen Erscheinungen den freien Blick und das klare Verständniß umflort gehabt hätten. Jetzt haben wir eine Staatsordnung, die nicht mehr Reiche bevorzugen und Arme benachtheiligen kann, aber auch eine Gesellschaftsordnung, in der der Keim des Verfalls und des Todes liegt.“

Der Herr Generaldirector hatte sich erhoben und ging mit ernster Miene, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab.

„Es ist übrigens ein Glück für die Menschheit,“ fuhr er fort, „daß es ein Jahrhundert gedauert hat, bevor die Soziallehre zu allgemeiner Verbreitung gelangte. Wäre der sozialistische Staat, wie die Sozialdemokraten hofften, schon am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts errichtet, es wäre für die Gesellschaft viel schlimmer gewesen. Damals belief sich das durchschnittliche Einkommen nicht höher als auf 820 Mark, bis zum Jahre 1994 war es glücklich auf 1500 Mark gebracht, und ohne die unselige Schutzollpolitik würde ein noch viel höherer Betrag erreicht worden sein. Es ist nur schade, daß diese 1500 Mark nicht erhalten bleiben werden. Aber der Fortschritt ist in der neuen Gesellschaftsordnung ausgeschloffen, der Stillstand ist unmöglich, und so wird der Rückschritt die nothwendige Folge sein. Ich fürchte, schon die nächste Zeit wird viel Jammer und Elend erleben.“

Der Herr Generaldirector hielt in seinen Schritten inne und griff nach einer Pfeife, die er mit Tabak füllte. Ich hätte ihm gerne noch länger zugehört, aber über dem Gespräch waren der Stunden so viele enteilt, daß es eine Rücksichtslosigkeit gewesen wäre, den alten Herrn noch länger aufzuhalten. Ich erhob mich also, sagte ihm meinen Dank für die liebenswürdige Belehrung, die er mir gegeben, sowie für die Bemühungen um meinen Unterhalt und reichte ihm zum Abschiede die Hand.

„Nun denn adieu!“ sagte er. „Warten Sie nur, bevor Sie Ihre Reisepläne machen, die Instructionen des Reichskanzlers ab. Nichten Sie sich aber inzwischen häuslich ein, denn Berlin wird Ihr Domicilium bleiben müssen. Ein Wohnungsbureau finden Sie nicht weit von hier in der Jägerstraße. Mietthen Sie nur nicht zu theuer, damit Sie in Ihren sonstigen Bedürfnissen nicht allzu sehr knausern müssen. Aber jedesmal, wenn Sie wieder in unsere Hauptstadt kommen, melden Sie sich hübsch; ich bin begierig, was die neue Welt Ihnen für Eindrücke machen wird.“

Damit schüttelte er mir nochmals herzlich die Hand und ich entfernte mich.

Auf der Straße umging mich blendende Helle, und ich sah Berlin in ungewohntem, strahlendem Abendglanze. Was wäre natürlicher gewesen, als daß ich mein Auge hätte umher schweifen lassen, um das neue Berlin mit dem alten zu vergleichen! Aber meine Gedanken waren noch zu sehr nach Innen gekehrt. Die letzte Auseinandersetzung des Herrn Generaldirectors hatte mich mächtig gepackt. Sie führte mich so recht in die Ereignisse des

Jahres 1890 zurück und machte so Vieles in mir lebendig, was mich damals in Wünschen und Hoffen gefangen gehalten hatte.

In jenem Jahre war ein bedeutamer Wechsel eingetreten. Der alte Kurs sollte bleiben, hatte man gesagt, aber die Vorboten eines neuen hatten sich deutlich gezeigt, und die Welt hatte die Hoffnung gefaßt, die Politik möchte wieder in Bahnen einlenken, die ihr die Befreiung von dem socialen Zwiespalt ermöglichen würde. War jene schöne Hoffnung eine leere Täuschung gewesen? Hatte man geglaubt, den Arbeiterstand versöhnen zu können, ohne den Arbeitgebern den ungerechten Vortheil der Schutzzölle zu nehmen? Hatte der jugendfrische Sproß des Hohenzollernhauses, der mit so muthigem Griff und so gerechtem Sinn die Zügel des Regiments in die eigene Hand genommen, hatte er den Reichen und Bevorzugten der Gesellschaft zu sagen verabsäumt: Wenn Ihr wollt, daß ich Euch von dem Alp der Socialdemokratie erlöse, so werft nur erst den häßlicheren Socialdemokraten in Eurer Brust zu Boden, der von der Habe des Nächsten nicht abzulassen vermag?

Ich bedauerte, indem ich solches dachte, daß ich die Zeit nicht mehr finden würde, die Geschichte der damaligen Zeit zu lesen, und schritt langsam meine Straße dahin. Nach einem halbstündigen Marsche hatte ich die Schwelle des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Stiftes erreicht, das mir zum letzten Male zum Nachtlager dienen sollte.

Fünftes Kapitel.

Abschied und erste häusliche Einrichtung.

Es vergingen mehrere Stunden, bevor ich Gelegenheit fand, Schwester Martha von meinem Besuche bei dem Generaldirector Büchner Mittheilung zu machen. In Folge eines schweren Unfalles bei einem Bau waren mehrere Verwundete in die Anstalt gebracht, und sie hatte bei der chirurgischen Behandlung der Unglücklichen hülfreiche Hand leisten müssen. Dieses Warten war sehr qualvoll für mich. Einmal war es mir ein Herzensbedürfniß, der einzigen befreundeten Seele, die ich auf Gottes Erdenrund hatte, über das, was ich aus dem fesselnden Gespräch mit Büchner in mich aufgenommen, mich auszusprechen, sodann lastete auch noch etwas Anderes auf mir: ich hatte Abschied zu nehmen. Schon der folgende Tag sollte mich in meiner eigenen

Häuslichkeit finden, und damit hatte der tägliche Verkehr mit einem Wesen ein Ende, das mir unendlich theuer geworden war.

Das Verhältniß, welches sich zwischen Schwester Martha und mir herausgebildet hatte, war ein herzliches und inniges. Es war ein Verhältniß reinsten Freundschaft, wie es zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes wohl selten vorkommt, und wie ich es in meinem früheren Leben in gleicher Reinheit nur mit einer Einzigen gehabt. Nicht daß ich für ihre körperlichen Reize unempfindlich gewesen wäre; sie hatte genug, was auch einen Mann in meinen Jahren hätte in Wallung setzen können. Sie hatte eine üppige Figur, und jede Bewegung, jedes Wort, jede Miene verriethen eine wohlthunende Wärme des Naturelles. Ihr Gesicht hatte nicht eben, was das Auge eines Malers fesseln mochte, aber um den Mund ging ein edler aristokratischer Zug, der Energie und Willenskraft zeigte, und unter dunklen Brauen blickte ein graues Auge hervor, das schön und unergründlich war, und aus dem ein Schatz von Herzengüte und Hingebung sprach. Zwischen uns Beiden aber bestand ein Abstand von Jahren, bei welchem intime Beziehungen nur zu einem Mißklange führen. Ich war zu alt, als daß ihre jugendlichen Neigungen in meinem Aeußeren Befriedigung gefunden haben würden, und sie war zu jung, um jenes Gefühl völliger Gleichstellung in mir aufkommen zu lassen, welches die Grundbedingung einer wahren Liebe ist. Ich war von tiefer und inniger Freundschaft für sie durchdrungen, aber ich wäre mir als ein Fremder erschienen, hätte ich auch nur den Schatten einer anderen Empfindung in mir aufkommen lassen.

Auch die Dual der Erwartung hatte schließlich ihr Ende. Schwester Martha war Anfangs noch bedrückt von dem schweren Unglück, dem eine Anzahl braver Menschen zum Opfer gefallen, und den entsetzlichen Verstümmelungen, deren Zeugin sie gewesen; aber als sie das Alles von der Seele hatte, hörte sie mit Theilnahme meinen Ausführungen zu.

Ich kam nun auch auf den bevorstehenden Abschied zu sprechen. Ich sagte ihr, wie hoch ich sie schätze, und wie sehr ich sie lieb gewonnen, und daß ich nicht aufhören würde, ihr ein wahrer und aufrichtiger Freund zu sein. Sie war sichtlich gerührt und ergriff meine Hände. Auch sie, sagte sie, fühle sich ganz vereinsamt in dieser Welt, und es sei ihr eine unendliche Freude, in mir einen Menschen zu finden, dem sie von ganzem Herzen zugethan sei. Meine Trennung von diesem Hause dürfe unmöglich eine Trennung zwischen uns Beiden sein.

So wurde denn ein Freundschaftsbund gestiftet, der gestiftet war durch die reinste Seelensympathie. Wir versprachen auch ferner in engsten Beziehungen zu verbleiben. Ich sollte sie aufsuchen, so oft ich könne, und sei uns der persönliche Verkehr nicht möglich, so sollte das schriftliche Wort ihn ersetzen. Was wir auf dem Herzen hatten, versprachen wir einander mitzutheilen, und Keiner sollte ein Geheimniß vor dem Anderen haben.

„Ich halte Sie beim Wort,“ sagte ich, „und glaube Ihnen genugsam gezeigt zu haben, wie sehr es mir Bedürfnis ist, mich Ihnen anzuvertrauen. Ich wüßte keinen wichtigen Punkt in meinem Leben, den ich Ihnen nicht mitgetheilt hätte. Wie aber steht es in dieser Beziehung mit Ihnen? Noch weiß ich nichts von Ihrer Vergangenheit und hatte immer das Gefühl, als wollten Sie mir geflüstertlich verbergen, wer Sie sind, und was Sie veranlaßt hat, in so jungen Jahren einen Beruf zu ergreifen, der ja schon und dankbar, aber doch so wenig freudenvoll ist.“

„Lieber Freund,“ entgegnete sie, „Geheimnisse vor Ihnen zu haben, liegt mir fern. Im Gegentheil, es ist so recht mein lebhafter Wunsch, über Alles zu Ihnen mich auszusprechen, was mein Dasein betrifft und mein Herz bewegt. Aber es giebt Dinge, die man nicht gerne berührt, weil sie alte Wunden aufreißen. Und solches war es, was über meine Lippen nicht wollte. Verbergen aber möchte ich es nicht vor Ihnen, denn es wird mir ein Trost sein zu wissen, daß Sie mit mir theilen, was mich bekümmert. Da habe ich denn eine Bitte an Sie: ich habe häufig in stillen Abendstunden zu Papier gebracht, was ich am Tage erlebt. Es ist auf diese Weise so eine Art Tagebuch entstanden; nicht vollständig, doch ausführlich genug, um mir das Wichtigste meines Lebens in Erinnerung zu rufen. Ich habe es nur für mich, nicht für Andere geschrieben; aber Ihnen möchte ich es anvertrauen, und wenn Sie mögen, so nehmen Sie es mit und lesen es. Ich werde es Ihnen morgen beim Abschiede in die Hand geben.“

Das Anerbieten nahm ich natürlich mit Freuden an. Am folgenden Abend, in der ersten einsamen Stunde im eigenen Heim sollten mich die Blätter mit der Freundin beschäftigen.

Schwester Martha konnte nicht lange bleiben. Sie mußte zu den Verwundeten zurück, bei denen sie Nachtwache hatte. Sie gab mir noch einige Aufschlüsse, die ich im Tagebuch nicht hätte finden können. Ihr eigentlicher Name war Louise Wellner. Sie war die einzige Tochter eines Gymnasialdirectors, dessen Augapfel

sie gewesen, und der sich viel mit ihr beschäftigt hatte. Als sie eben confirmirt war, hatte sie ihren Vater durch den Tod verloren, und weil derselbe kein Vermögen hinterließ, und das Wittwengehalt ihrer Mutter nur gering war, hatte ihr der Vormund gerathen, in ein Seminar zu gehen und sich zur Lehrerin ausbilden zu lassen. Kurz, bevor sie die Prüfung bestanden, hatte sie auch die Mutter verloren und mußte es als ein Glück betrachten, in der Familie eines Gutsbesizers eine Stelle als Erzieherin zu finden. Der Aufenthalt in diesem Hause wurde zu einem Wendepunkt in ihrem Leben. Während desselben vollzog sich der Umschwung der gesellschaftlichen Ordnung, während desselben spielte sich aber auch ein anderes Ereigniß ab, welches mit schwerer Hand in ihr Schicksal eingriff.

So vollzog ich denn am folgenden Morgen meinen Auszug aus der Anstalt. Ich ging nicht voll so schwer beladen davon wie jener Student, der sich beim Umzuge mit seinem Stiefelknecht schleppte, aber auch wohl nicht ganz so leicht, denn ich hatte eine Creditkarte über 250 Mark und außerdem noch ein theueres Schriftstück in der Tasche. Mein erster Gang war natürlich nach dem Wohnungsbüreau, denn wenn ich obdachlos Gewordener eine geordnete Existenz führen wollte, so mußte ich nach der Art unferes Klimas und namentlich nach den Witterungsverhältnissen des Novembers vor allem eine Stelle haben, wo ich mein Haupt niederlegen konnte. Ich traf daselbst einen älteren freundlichen Herrn, der mir eine lange Liste freistehender Wohnungen mit Angabe der Preise und näherer Beschreibung der Räumlichkeiten vorlegte. Die Liste enthielt Wohnungen, bestehend aus nur einem möblirten Zimmer von 15 Mark pro Monat an bis zu unmöblirten, aus acht bis zehn Zimmern bestehend, im Preise von 100 Mark pro Monat. Da mir darum zu thun war, das Leben der Menschen im socialistischen Staate kennen zu lernen, die Art und Weise des Wohnens aber einen guten Gradmesser für den Standard of life eines Volkes abgiebt, benutzte ich die günstige Gelegenheit, an der besten Quelle, die sich mir bieten konnte, Erkundigungen einzuziehen.

„In früherer Zeit,“ sagte ich, „— ich kannte Berlin, wie Sie wissen werden, schon in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — war die Differenz zwischen den Preisen für theuerste und billigste Wohnungen eine ungleich größere, als ich aus dieser Liste ersehe. Es gab auf der einen Seite Wohnungen, die um das Vier- und Fünffache höher bezahlt wurden als jetzt die theuersten, auf der andern Seite ganz kleine, sogenannte Schlaf-

stellen, die ganz bedeutend niedriger standen als heute die billigsten. Die Socialisirung der Gesellschaft hat in dieser Beziehung also wohl einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt?"

Einen großen Einfluß gewiß, ob aber nach allen Seiten hin einen günstigen, dürfte zweifelhaft erscheinen," war die Antwort. „Diese sogenannten Schlafstellen und ebenso auch die Kellerwohnungen, von denen ich noch in alten Chroniken gelesen, waren schon lange vor der großen Umwälzung verschwunden. Man hatte einsehen gelernt, daß die Einrichtung der Wohnung für den gesundheitlichen Zustand des Volkes von größter Bedeutung ist, und ein energischer Feldzug gegen alle gesundheits-schädlichen Wohnräume, sowie strenge Vorschriften über den inne zu haltenden minimalen Luftraum pro Person und über die Baueinrichtung der Zimmer hatten in wenigen Jahrzehnten nicht allein einen günstigen Wandel in dieser Beziehung geschaffen, sondern auch in dem niedrigsten Volksschichten in Bezug auf Bedürfniß und Neigung einen belebenden Einfluß ausgeübt. So sehr man aber hätte erwarten dürfen, daß die gleiche Vertheilung des Einkommens den in dieser Hinsicht angebahnten Fortschritt förderlich gewesen wäre, so ist doch leider ein Rückschritt ganz unverkennbar. Wenn auch eine namhafte Anzahl von Menschen durch diese Gleichvertheilung des Einkommens günstiger gestellt ist, so scheint doch dieser Vorzug nicht dahin geführt zu haben, das Wohnungsbedürfniß zu heben, sondern im Gegentheil, seit wir die neue Gesellschaftsordnung haben, scheint es mehr und mehr zur Gewohnheit zu werden, die Ausgaben für die Wohnung auf das möglichst niedrige Maß zu beschränken, und der Staat fühlt sich, um unnöthigen Neubauten aus dem Wege zu gehen, gewissermaßen gezwungen, größere Wohnungen mehr und mehr in kleinere zu zerschlagen."

„Das ist ja in gewissem Sinne sehr erklärlich," entgegnete ich; „seitdem die reichen Leute verschwunden sind, ist Niemand mehr in der Lage, sich in seinem Wohnungsbedürfniß einen Luxus zu erlauben, und da wird der Staat wohl genöthigt gewesen sein, aus den ganz großen Wohnungen mehrere kleinere zu machen. Aber ich hätte doch geglaubt, daß die Gleichheit des Einkommens auch zu einer Uebereinstimmung im ganzen Lebenshalt, namentlich zu einer Uebereinstimmung in der Wahl der Wohnräume führen würde. Vor Allem, daß Diejenigen, die vor der Umwälzung weniger gut situiert gewesen sind, die Verbesserung ihrer Lage nach dieser Richtung hin sich zu Nutzen machen würden. So lange ich denken kann, habe ich immer

die Beobachtung gemacht, daß Menschen, die zu größerem Wohlstande gelangten, nachdem sie dem Bekleidungsbedürfniß den üblichen Tribut gezollt, auf die Vergrößerung und vermehrte Eleganz der Behausung den höchsten Werth gelegt. Eine psychologische Erklärung für die Erscheinung, die Sie mittheilen, finde ich daher nicht“

„Diese Erscheinung,“ sagte der Herr Büreaudirektor, „ist in gleichem Maße auch nicht von Anfang an vorhanden gewesen und findet sich selbst heute noch nicht in allen Schichten der Gesellschaft. Es giebt immer noch Leute, die einen unverhältnißmäßig großen Theil ihres Einkommens für Wohnungsmiethen hingeben und lieber in anderen Dingen entbehren, als in der Behaglichkeit ihres Heims. Auch kommt es vielfach vor, daß sämtliche Glieder einer Familie, also außer Mann und Frau auch die erwachsenen Söhne und Töchter, sich gemeinschaftlich einmieten und auf diese Weise durch vereinte Kraft wahrhaft üppig ausgestattete Wohnräume sich verschaffen. Diese Neigung findet sich aber nur in solchen Kreisen, in denen ein häuslicher Sinn und der Hang zum Familienleben sich vorfinden, und da der socialistische Staat den Tugenden der Häuslichkeit und des Familiensinns keine besondere Pflege angedeihen läßt — sie könnten ja auch leicht Interessen hervorrufen, die seiner Existenz gefährlich werden — so gehen im Volke mehr die Impulse verloren, in die Häuslichkeit den Schwerpunkt der Existenz zu verlegen. Dies zeigt sich sehr deutlich in der zunehmenden Frequenz von Miethern, die nach kleinsten Gargonwohnungen suchen. Selbst Ehepaare, wenn das Wort noch statthaft ist, zeigen häufiger Begehren danach. So kleine Wohnungen mit einem Bett und wenigen Mobilien genügen ja auch vollkommen den Ansprüchen, die der socialistische Staat für das häusliche Leben aufkommen läßt. Solche Paare finden gar kein Interesse daran, sich eine Einrichtung zu schaffen, die ihnen Mühe und Arbeit macht. Haben sie sich am Morgen aus ihrem Bett erhoben, so finden sie Kaffeeshänken an allen Ecken, ihr erstes Frühstück einzunehmen. Die Materialien zum zweiten Frühstück bieten ihnen die Markthallen und lassen sich leicht in der Tasche zur Arbeit mitnehmen. Das Mittagessen wird in Speisehallen verzehrt und pflegt bis zur Beendigung der Arbeitszeit vorzuhalten. Dann geht man eilends nach Haus, um für die Gesellschaft Toilette zu machen, und am Abend bis in die Nacht hinein fehlt es an Zerstreuungen nicht. Man kann alle Vergnügungen am besten genießen, je weniger man für Wohnung

und Genüsse des häuslichen Lebens sein Geld verthut. Für Männer und Frauen des socialistischen Staates hat also das Haus keinen andern Zweck, als daß es die Stelle bietet, wo man seine Nachtruhe hält.“

Diese Ausführungen konnten mir allerdings keinen Zweifel darüber lassen, daß das Wohnungsbedürfniß im Rückgange befindlich war. Daß das zur sittlichen Hebung der socialistischen Gesellschaft nicht zu dienen vermöchte, war mir klar, aber auch in wirthschaftlicher Beziehung schien es mir nicht bedeutungslos zu sein. Die Ausstattung der Wohnräume hatte in früherer Zeit eine Menge von Arbeitskräften in Nahrung gesetzt. Wer eine große Wohnung hatte, brauchte viele Mobilien, viele Kunst- und Schmuckgegenstände, viele Bedienung zur Erhaltung von Ordnung und Reinlichkeit, gab viele Gesellschaften, Diners und andere Festlichkeiten. Mit dem Erlöschen des Wohnungsbedürfnisses wurde, also eine Menge von Arbeitskräften frei, denen es bisher Beschäftigung gab. Konnten diese Kräfte der Gesellschaft in anderer Weise nützlicher werden? Konnten sie ihr in anderer Thätigkeit werthvollere, brauchbarere, den Lebensgenuß noch mehr erhöhende Dinge schaffen?

Es war das eine Frage, auf die ich eine Antwort noch nicht sogleich zu finden vermochte, zu deren Lösung ein tieferes Eindringen in das sociale und wirthschaftliche Leben erforderlich war. Ich begnügte mich also vor der Hand damit, mein eigenes Wohnungsbedürfniß zu befriedigen, und das war trotz der Reichhaltigkeit der Visite so leicht und einfach nicht. Uebermäßig verwöhnt war ich in dieser Beziehung gerade nicht. So lange ich Familie gehabt und auf dem Lande gelebt, hatte ich mich mit den Räumlichkeiten begnügen müssen, die ich in dem schon alten und ziemlich kleinen herrschaftlichen Hause vorfand, und meinen Neigungen war kein weiterer Spielraum gelassen, als mir diese Räume so gemüthlich und wohnlich zu machen, als es eben ging. Seitdem mein Mißgeschick mich wieder zum Junggesellen gemacht, hatte ich zwar wohlweislich von allem Luxus mich ferne gehalten, aber ich war doch gewohnt gewesen, mein Arbeitszimmer als meine Welt zu betrachten und es so meinen Neigungen entsprechend einzurichten, daß ich in jeder Minute den vollen Zauber der Behaglichkeit empfand. So wünschte ich es wieder zu finden, soweit es mit dem Betrag meiner Creditkarte vereinbarlich war. Der Bureauvorsteher brachte mir verschiedene Wohnungen in Vorschlag, die ich in Augenschein nahm, und von denen ich einer ihrer angenehmen Lage wegen den Vorzug gab. Sie war zwei

Treppen hoch, enthielt ein zweifenstriges geräumiges Wohnzimmer, dessen Meublement sich durchaus für eine Herrenwohnung eignete, eine kaum mindergroße luftige Schlafstube nebst einem kleinen Raum zur Aufbewahrung von Heizungsmaterial und kostete monatlich 36 Mark, der höchste Preis, den ich nach meinem Einkommen anlegen zu können glaubte.

Um mich in dieser Wohnung behaglich zu fühlen, ohne dem Wohnungsbedürfnis noch größere Opfer zu bringen, bedurfte es aber noch mancherlei. Zunächst einer Petroleumlampe und des nöthigen Brennstoffes dazu. Sodann einer Kaffeemaschine, einer Kaffeemühle, eines kleinen Rahmtopfs und einer Tasse, denn ohne diese Dinge hätte ich schon am frühen Morgen ins Wirthshaus gehen müssen. Ferner einiger Schüsseln und Teller, eines Paars Messer und Gabeln, um nicht auch das zweite Frühstück und das Nachtmahl auswärts verzehren zu müssen. Ferner einer Kleiderbürste, einer Bürste zum Stiefelwischen und einer Schachtel Glanzwische, eines Haarbesens und eines Wischtuchs, weil mein Wohnen mir zu theuer geworden wäre, wenn ich zur Reinigung der Zimmer, der Kleider und des Schuhzeugs das Bureau für persönliche Dienstleistungen hätte in Anspruch nehmen wollen. Endlich aber gebrauchte ich eine Anzahl Briquettes, um mir selbst meine Zimmer heizen zu können. Der Staat war zwar fürsorglich genug, um für die Erwärmung der von ihm gemieteten Wohnräume Sorge zu tragen, doch verlangte er einen Zuschlag zur Miethe dafür, und ich hatte keine Neigung, ihm diesen zu geben, noch mich allzu sehr von ihm abhängig zu machen.

Alle diese Utensilien und Vorräthe mir anzuschaffen — die Vorräthe bis zum Beginn des Januar — war der Zweck meiner nächsten Gänge, und als ich am Abend gegen sechs Uhr meine Wohnung betrat, war ich nicht allein mit diesen Dingen versorgt, sondern ich hatte auch einen Abendimbisß und eine Flasche Bier dazu in meinem Besitz. Inzwischen aber war ich durch den Zufall noch mit einigen anderen Erscheinungen im socialistischen Staate bekannt geworden, die mir viel zu denken gaben. Als ich während meiner Gänge in einem großen Speisehause mein Mittagessen einnahm, kam mir der Gedanke, daß es wohl keine ganz übele Sache sei, mir zur Feier des Tages eine Flasche guten Rheinweins zu zeugen. Ich rief den Kellner herbei und fragte nach Neroberger. Der junge Mann kam sichtlich in Verlegenheit.

„Neroberger?“ fragte er und griff nach einer Karte. „Ich finde diesen Wein in dem Verzeichniß der hier gangbaren Sorten

nicht aufgeführt und vermuthet, daß er zu jenen edleren Marken gehört, die im Lande jetzt nicht mehr ausgeschänkt werden.“

„Wie,“ rief ich verwundert, „unsere alten herrlichen Weine werden in deutschen Landen nicht mehr ausgeschänkt?“

„Wissen Sie,“ entgegnete er, „seitdem die Gesellschaft sich socialisirt hat, und alles Einkommen gleich gemacht ist, haben wir im Lande keine so reichen Leute mehr, um die theuren Weine zu bezahlen, und da die Nachfrage danach fast ganz aufhörte, hat die Reichsregierung beschlossen, nur die billigen Weine im Lande zu verkaufen, die theuren aber zu exportiren.“

Ich war wie aus den Wolken gefallen; daß man im socialdemokratischen Staate von theuren und billigeren Weinen sprechen könne, war mir neu. Ich hatte früher bei Bebel gelesen, daß der Werth der Güter in der socialistischen Gesellschaft nicht durch das Verhältniß von Nachfrage und Angebot, sondern ganz allein durch die auf die Herstellung derselben verwandte Arbeitszeit bestimmt werden würde. War denn mehr Arbeitszeit erforderlich gewesen, den guten als den schlechten Wein herzustellen?

„Aber Sie müssen sich im Irrthume befinden, mein lieber Freund,“ sagte ich; „die Unterschiede in der Dualität sind allein das Werk der Lage und der Sonne, aber diese Unterschiede bedingen einen Unterschied des Werthes doch nicht. Die Socialdemokraten wollen ja, daß der Werth sich allein nach der Dauer der Arbeit richtet.“

Der junge Mann schmunzelte ein wenig. „Nach den Herren Socialdemokraten geht es auch im socialdemokratischen Staate nicht immer. Anfanglich war es freilich so. Da sollte der edelste Rudesheimer nicht mehr kosten als der sauerste Dreimännerwein. Das war aber bald wieder vorbei. Die ganze Welt verlangte nach den guten Weinen und wollte die saueren nicht trinken, und als nun der gute Wein alle geworden war, bevor auch nur die Hälfte der Menschen ihn zu Gesichte bekommen, erhob sich ein Geschrei über Ungleichheit der Vertheilung, und war ein Lamento und Lärmen in der ganzen Welt. Seitdem hat die Reichsregierung für besser befunden, nur die schlechten Sorten im Lande zu vertreiben, und sendet die feinen Weine nach Deutsch-Ostafrika.“

„Ostafrika?“ rief ich entsetzt. „All unser edler Nebenjaß geht nach Ostafrika?“ Und es war mir, als steckte ich wieder mitten in dem colonialpolitischen Streit des Jahres 1890.

„Ja, nach Ostafrika,“ war die Antwort.

„Aber ich bitte Sie, wer ist denn in Ostafrika, der all unsern schönen Rheinwein trinkt?“

„Nun, die Kulis,“ sagte der junge Mann.

„Die Kulis?“ fragte ich erstaunt. „Wie kommen denn die Kulis nach unserm deutschen Ostafrika?“

„Nun, die Geschichte habe ich noch ziemlich gut von der Schule her behalten. Anfangs hatte es ja nicht gut gehen wollen mit Ostafrika, und das Reich übernahm die Verwaltung und überließ der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Ausnutzung. Aber die Verwaltung kostete von Jahr zu Jahr mehr Geld, und mit der Ausnutzung war es nicht weit her. Nach kurzer Zeit hatte die Gesellschaft sich völlig festgefahren, und das Reich sah sich, um nicht die bereits aufgewandten vielen Millionen zu verlieren, genöthigt, auch die ökonomische Ausbeutung des Landes selbst in die Hand zu nehmen. Da ging nun Alles aus voller Hand. Eisenbahnlinien wurden durch das ganze Land gelegt, Kulis wurden in großen Schaaren herbeigeholt, und so kam es bald dahin, daß etwas Erdnuß, Palmkern, Kaffee, Cacao, Mais und Baumwolle ausgeführt wurden. Als einige Hundert Millionen glücklich hineingepackt waren, meinten die Kulis aber, daß sie sich als selbständiger Staat besser stehen würden, denn als deutsche Colonie, und da haben sie denn die Schutztruppen in ihren eigenen Dienst genommen und den Reichscommissar und alle Beamten höflich nach Hause geschickt.“

„Und das hat das deutsche Reich sich gefallen lassen?“

„Es hatte allerdings wenig Lust dazu. Anfangs sollte eine allmächtige Flotte errichtet und eine große Armee dorthin geschickt werden. Aber die Besinnung kam nach. Man meinte, ein solcher Krieg würde eine Milliarde kosten, und die Herstellung von allem, was die Soldaten in Grund und Boden schießen würden, eine zweite Milliarde. Hätte man aber Alles glücklich wieder fertig gebracht, so würde die Colonie zum zweiten Male abfallen, und unsere wackeren Soldaten wären dann dem mörderischen Klima ganz vergebens zum Opfer gebracht. Man ließ daher die Sache gehen und begnügte sich, mit den Kulis einen Meistbegünstigungsvertrag abzuschließen.“

„Und seitdem haben wir einen bedeutenden Handel mit Deutsch-Ostafrika gehabt?“

„Eine kleine Einfuhr von dort allerdings. Die Producte der mit den deutschen Millionen angelegten Pflanzungen.“

„Aber doch jedenfalls auch eine stattliche Ausfuhr deutscher Fabrikate?“

„Je nun, wie man es nehmen will. Kanonen und Schießgewehre hatten sie einstweilen ja noch. Die Eisenbahnen waren

fertig. Kleidung gebrauchten die Eingeborenen nicht viel, und die Kulis ließen sie sich aus ihrem Heimathlande kommen. Die Ausfuhr von Branntwein dorthin war aber durch internationale Verträge unter sagt. Immerhin aber sind wir alle Jahre etwas rauchfreies Pulver, Tuberkulin, Buntpapier und künstliche Blumen los geworden.“

„Sie sagten ja doch, unser schöner Rheinwein ginge dorthin.“

„Gewiß, das ist aber erst später gekommen. Als in ganz Europa die Gesellschaft sich socialisirte, und das Geld abgeschafft wurde, war mit den Kulis nichts mehr anzufangen. Die Kerle wollten Geld und nichts als baares Geld für ihre Waaren. Da gelang es einem geschickten Reisenden unserer Regierung, ihnen Geschmack an unserem Rheinwein beizubringen. Seitdem geht das Geschäft recht flott. Unsere Schiffe schaffen den Wein dorthin und bringen uns Erdnüsse, Gummi, Kaffee u. s. w. von dort zurück.“

Ich glaubte, das Herz stände mir still. Diese gelben Kerle mit den geschlitzten Augen über der kostbaren Blume unseres Vaters Rhein! Und das Alles, weil diese elende Idee der Gleichmacherei den Einen den schönen Genuß versagte, weil nicht für Alle genügend vorhanden war. Aber ändern konnte ich ja nichts in der Sache, und so war das Ende vom Liede, daß ich ohne den gewünschten Neroberger trauernd davon schlich.

Wenige Schritte davon fiel ich in einen Cigarrenladen ein und hoffte mich hier wenigstens in etwas schadlos zu halten. Ich verlangte zunächst nach Proben von gewöhnlichen Sorten und kostete Verschiedenes durch. Die Preise waren etwas niedriger als in früheren Zeiten, weil ein Steueraufschlag nicht mehr stattfand, aber der Geschmack und Duft sagten mir nicht ganz zu.

„Mir scheint, die Tabakindustrie ist im Rückgange begriffen,“ sagte ich. „Was in früherer Zeit trotz aller Steuerpladerei der Pflanze noch an Adel verblieben war, das finde ich jetzt nicht mehr.“

„Das mag wohl sein,“ war die Antwort des Ladenhüters; „früher wurde mehr fremdländischer als einheimischer Tabak verarbeitet, und dabei überwogen, wenigstens in den nicht ganz geringen Cigarren, die feineren Eigenschaften des überseeischen Krautes. Seitdem aber der Regierung die Aufgabe zufällt, die Menschheit mit Tabak zu versorgen, wird es ihr schwer, die Tauschmittel herzustellen, um auswärtige Pflanzen einzuhandeln. So haben wir uns mehr auf die nationale Production verlegt.“

„Nun,“ entgegnete ich, „ins Unvermeidliche muß der Mensch

sich fügen, und ich werde mich damit trösten, daß ich nicht schlechter rauche als die ganze Welt. Aber heute Abend möchte ich mir ausnahmsweise einmal etwas ganz Apartes gestatten. Geben Sie mir wenigstens eine echte Havana-Cigarre, meiner wegen so theuer, wie Sie sie haben."

"Ich fürchte, ich werde Ihnen damit nicht dienen können," sagte der Verkäufer verlegen, indem er eine Anzahl leer gewordener Kisten umkehrte; „was wir noch von der Staatsumwälzung her an echten Sorten hatten, ist nach und nach verbraucht; und Nachschuß haben wir nicht gehabt."

"Nachschuß haben Sie nicht gehabt? Importirt denn die Regierung keine echten Cigarren mehr?"

"Es verlohnt sich nicht mehr; die Nachfrage hat aufgehört. Seitdem das Einkommen gleich gemacht ist, besitzen wir keine Wohlhabende mehr, die zu solchem Genuß die Mittel haben. Dafür haben wir es aber auch Alle gleich gut."

"Das wäre ja auch das höchste Ziel, welches die Menschheit erreichen könnte, wenn alle ihre Glieder so gestellt sind, daß Niemand es schlechter hat als die Reichsten unter ihnen. Aber der Vorzug erscheint mir doch zweifelhaft, wenn darum die schönsten Genüsse der Menschheit verloren gegangen sind. Sind denn auch keine Schätze der Kunst und der Malerei mehr verkauflich?"

"An Privatleute kaum. Wenn Niemand viel mehr hat, als zu des Lebens Nothdurft gehört, so kann für kostspielige Genüsse nichts ausgegeben werden."

"Und die schönen Teppiche und Portieren? Die kostbaren Vasen und Schnitzwerke?"

"Nun, die findet man in alten Wohnungen wohl noch, aber heute werden sie nicht mehr gemacht. Wozu sollte der Staat das Alles anfertigen lassen, wenn Niemand da ist, der es ihm bezahlt?"

"Und die kostbaren Seiden- und Sammetstoffe?"

"Die werden zum Theil noch gemacht, in großen Massen freilich nicht. Die ehrbaren Frauen haben keine großen Mittel dazu übrig, und der weniger Bedenklichen, die von den Männern Nebenverdienste beziehen, haben wir bis jetzt noch nicht allzu viele."

Ich verabschiedete mich von dem jungen Manne und lenkte meine Schritte nach meinem Heim. Im Verlauf von wenigen Stunden waren mir ganz neue Lichter aufgegangen. Von der Anzahl von Bedürfnissen, die die Menschheit gehabt, war ihr eine ganze Menge verloren gegangen. Die Gleichvertheilung hatte die Folge gehabt, daß die Menschheit als Ganzes armer ge-

worden war. Aber sie hatte den Vortheil dafür, daß es keine Arme mehr gab, daß alle Menschen mehr hatten als das tägliche Brod, daß Niemand mehr der Noth und dem Elend verfiel. Der Tausch konnte meinem Gefühl nach so schlecht nicht sein. Daß es Reiche giebt, die in Luxus und Ueppigkeit schwelgen, mag eine Nothwendigkeit nicht sein; daß Niemand mehr da ist, der das tägliche Brod mit Thränen verzehrt, den es hungert und friert, kann nur ein unendlicher Segen sein. Nothwendige Bedürfnisse sind gewonnen, überflüssige verloren. Ich schämte mich fast, nach einer Flasche Neroberger und einer Havanna-Cigarre Verlangen gehabt zu haben und freute mich des Glückes der Millionen, die durch die Gleichvertheilung so Unendliches gewonnen haben mußten.

Und doch war mir, als ginge mir durch mein volkswirthschaftliches Herz ein Stich. Es war mir, als könne dieser Rückgang der Bedürfnisse kein günstiges Wahrzeichen für die Zukunft der Menschheit sein. Diese glückliche Eigenschaft der Menschen, mit jedem Genuß ihr Bedürfniß zu steigern, war ohne Zweifel die wesentliche Ursache der zunehmenden Bereicherung gewesen, denn ohne diese Eigenschaft hätten der menschliche Vorstand und die menschliche Kraft nicht fortdauernd immer neue Dinge erfinden und schaffen können, die die Begierden, Neigungen und Gewohnheiten der Menschen zum Wachsen und Steigen brachten. Wenn in den Zeiten meiner Vergangenheit noch immer so viele Menschen gewesen waren, die ihre Arbeitskraft billig verkaufen mußten oder gar vergebens nach wirksamer Beschäftigung suchten, so war der alleinige Grund dieser Erscheinung, weil hohe Bedürfnisse noch nicht genugsam Verbreitung fanden. Wird diese Ursache nicht eine Verschärfung erfahren, wenn ins Leben gerufene Bedürfnisse dem Siechthum verfallen? Werden die Anlässe zu nutzbringender Beschäftigung nicht mehr und mehr zusammenschrumpfen, wenn nach so vielen Dingen, welche die menschliche Arbeitskraft hervorzubringen vermag, kein Verlangen mehr herrscht?

Es war das eine heikle und schwierige Frage, in der ich vergebens nach Klarheit rang. Wenn ich einfach den Schlüssen der Logik folgte, so stieg ein düsteres, trostloses Bild in mir auf. War das Bedürfniß in Wahrheit im Rückgange begriffen, so waren Menschheit, Kultur und Wohlstand haltlos dem Rückschritt verfallen. So war ihr die belebende Kraft verloren, die sie hätte festhalten und wieder aufrichten können. Eine Gesellschaft, deren Grundbedingung die Gleichheit ist, kann wohl in

Armut verfinfen, aber zum Reichthume nicht aufsteigen. Denn die Steigerung des Wohlstandes ist kein anderer Proceß als der Hergang des Wachsthums, der sich an den organischen Geschöpfen vollzieht. Das Thier oder die Pflanze wächst, indem der Körper von Zelle zu Zelle sich aufbaut, indem ein Theil nach dem anderen aus dem Umlauf der Säfte sich Nahrung sucht. Kann ein gesellschaftlicher Körper seinen Grenzen entwachsen, wenn das Grundprincip der Gleichheit seinen Theilen versagt, Nährstoffe in sich aufzunehmen, die nicht alle Theile zugleich sich aneignen können? Wenn kein Theil vor dem anderen emporstreben darf?

Auf der anderen Seite aber, war mir denn schon der Beweis geliefert, daß das Bedürfniß dem Rückgange verfallen war? War ihm nicht auf der einen Seite gewonnen, was ihm auf der anderen verloren war? Hatten nicht in demselben Maße die Aermern ihre Bedürfnisse gesteigert, wie die Reicheren in der Mivellirung der Einkommen sie hatten abmindern müssen? Ich war nicht im Stande, den vorgefallenen Ausgleich hinwegzuleugnen, und ich hatte noch zu wenig von der Welt gesehen, um alle die Folgen erkennen zu können, die die Ummwälzung hatte nach sich ziehen müssen. Ich war inzwischen aber in meiner Wohnung angelangt und hielt es für rathsamer, von einem vorzeitigen Grübeln abzulassen und in Ruhe die Thatfachen abzuwarten, die mir nicht lange verborgen bleiben konnten.

Meine Lampe verbreitete bald ihr gemüthliches Licht. Ich zog Schwester Martha's Hest aus der Tasche, und mich durchströmte ein wonniges Gefühl, als ich die theueren Schriftzüge vor mir hingebreitet sah. Behaglich streckte ich mich auf mein Kanape und las mit steigender Theilnahme, was eine schöne Seele und eine zierliche Hand zu Papier gebracht hatten.

Sechstes Kapitel.

Aus Schwester Martha's Tagebuch.

16. April 1993.

Seit drei Tagen befinde ich mich nun in meinem neuen Heim und fühle mich erleichtert in dem Gedanken, daß ich wieder thätig sein und mich nützlich machen kann. Es ist schwer, wenn man in so kurzer Zeit sein Alles verliert und unter fremden Deuten vereinsamt in der Welt dasteht. Aber es scheinen hier prächtige, liebe Menschen zu sein, an die mich anzuschließen mir

wohl nicht schwer werden wird. Nichts von dem Hochmuth oder der Herablassung, die man arme Waisen so häufig empfinden läßt, sondern aufrichtige Theilnahme und wahre Herzengüte. Herr Hormann ist in der That der vortreffliche Mensch, als der er mir geschildert ist; gerecht und wohlwollend gegen Jedermann. Die Frau ist fürsorglich, heiter und arbeitsam; wie zur Landfrau geschaffen; alle Menschen in Hof und Dorf scheinen sie zu ehren und lieb zu haben. Die kleine Mathilde ist ein hübsches, gutes Kind, von trefflichen Anlagen. Sie schließt sich gerne an mich an und es wird mir Freude machen, mit ihr umzugehen. Auch mein neuer Wohnort wird mir schon gefallen; Meiendorf ist ein reizender Aufenthalt.

20. Mai 1993.

In den letzten beiden Wochen war viel Bewegung im Hause. Nachbarn und andere Freunde kamen und gingen. Wenn man's nicht schon aus den Zeitungen wüßte, auf den Gesichtern der Menschen würde man es lesen, daß merkwürdige Dinge im Flusse sind, die die Gemüther erregen und in Athem halten. Von Amerika ist die Bewegung ausgegangen. Der dortige Verein der Friedensapostel hat nach und nach hervorragende Männer aus allen Ländern Europas an sich gezogen, und ein großer, von Tausenden besuchter Congreß ist zu dem einmüthigen Beschlusse gelangt, eine ganz neue Ordnung der Gesellschaft ins Leben zu rufen. Man sehnt sich nach Frieden mit dem Arbeiterstande, ist es müde, durch die nimmerfatte Selbstsucht vieler großer Arbeitgeber und durch die Scheu der Regierungen, ihnen entgegenzutreten, die ruhige Entwicklung der Dinge verhindert zu sehen. Die Idee scheint überall einen fruchtbaren Boden zu finden, und die Regierungen mit ihrem ganz kleinen Anhang von Großgrundbesitzern und Industriellen sehen rath- und kopflos dem Treiben zu.

25. Mai 1993.

Heute Abend machte Herr Hormann einen längeren Spaziergang mit uns und klärte uns in verständlicher Weise über die neuen Bestrebungen auf. Man wolle die Gesellschaft socialisiren, wie man es nennt. Das heißt, man wolle, um den immer widerwärtiger werdenden Streit der Interessen aus der Welt zu schaffen, die gesammte Production, den Betrieb der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels, den Händen der Einzelnen entwenden und in die einzige Hand des Staates legen. Alle Privatwirthschaft solle aufhören, und an ihre Stelle eine staatliche Organisation der Arbeit treten. Wie der Staat bisher

schon die Eisenbahnen und die Post und stellenweise auch andere Monopole verwaltet, so solle er nun der Verwalter des gesammten Besitzes und der gesammten Arbeit werden. In ähnlicher Weise wie durch die Wehrpflicht zum Militärdienst sollen alle Menschen dem Staate zur Arbeit verpflichtet sein, und an den Dingen, die die Arbeit erzeugt, sollen Alle den gleichen Antheil haben.

Wir will scheinen, als müsse die Idee eine gute sein, denn ich vermag nicht einzusehen, warum so viele Millionen ein kärgliches Dasein fristen sollen, da die Arbeit doch Güter genug schafft, um Allen eine behagliche Existenz zu bieten. Herr Hormann ist dem Gedanken nicht abgeneigt. Er ist ein uneigennütziger, humaner Mensch, will gerne sein schönes Gut zum Opfer bringen und zufrieden sein mit dem, was alle Anderen haben, wenn es nur der ganzen Menschheit zum Nutzen gereicht. Aber er fürchtet, die Regierungen werden nicht im Stande sein, für die Menschen die Stelle der Vorsehung zu übernehmen. Frau Hormann, so gut und menschenfreundlich sie ist, steht der Sache weniger sympathisch gegenüber. Sie denkt zuerst an ihre Kinder und erst in zweiter Hand an andere Interessen.

30. Mai 1993.

Das Project der Socialisirung scheint doch nicht auf allen Seiten den Anklang zu finden, den man erwartet hat. Das weibliche Geschlecht will der Mehrzahl nach von einer so radikalen Umwälzung nichts wissen. Ein großer Theil der Arbeiter sträubt sich, das sauer Ersparte, was sie in den Sparkassen haben, so ohne Weiteres fahren zu lassen. Auch viele Handwerker und kleine Grundbesitzer sind dagegen; sie wollen lieber mit einem geringeren Verdienst fürlieb nehmen, wenn sie nur ihre Selbstständigkeit behalten. Am erbittertsten aber sind die Führer der Socialdemokratie dagegen. Man sagt, sie seien böse darauf, daß für sie nichts dabei abfällt, und darum widersetzten sie sich nun der Idee, die sie immer gepredigt haben. Diese Letzteren zu gewinnen, hofft man nicht mehr, aber die Anderen glaubt man noch in die Bewegung hineinanzuziehen und setzt darum alle Hebel in Bewegung. Es ist auch zu diesem Zweck das alte Bebel'sche Buch: „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ neu aufgelegt worden. Das soll den Menschen zeigen, einen wie glücklichen Tausch sie machen werden.

2. Juni 1993.

Ich habe mich schon ein wenig in den Bebel hineinstudirt. Vieles gefällt mir recht gut. Ich liebe es, wenn ein Mann ganz

rückhaltlos die Schäden in der Gesellschaft aufdeckt, denn so lange die Menschen die Augen verschließen, kann es nicht besser werden. Es ist aber keine Frage, daß das weibliche Geschlecht großen Nachtheilen ausgesetzt ist. Die es nicht bis zur Heirath bringen, mögen oft schwer ihren Unterhalt finden oder müssen sich zu einer Beschäftigung verstehen, die ihren Neigungen nicht zusagt.

Wenn ich es nun aber auch verdienstlich von Bebel finde, daß er sich der bedrängten Frauenwelt annimmt, so vermag ich doch aus dem, was ich bisher gelesen, noch nicht recht einzusehen, daß, um den Frauen zu helfen, gleich die ganze Gesellschafts=Ordnung umgekehrt werden muß. Das wäre am Ende doch ein schlechter Arzt, der einem Menschen den Fuß abnimmt, weil ihn der Leichdorn schmerzt.

3. Juni 1993.

Nein, der Bebel ist doch ein garstiger Mensch! Was in des Weibes Seele vorgeht, und welchen Werth die Frau nach ihrer Anlage und Art für die Gesellschaft hat, davon kann er nicht die blasseste Ahnung gehabt haben. Sein Glaube scheint gewesen zu sein, daß das Dichten und Trachten des weiblichen Geschlechtes sich hauptsächlich um jenes Häßliche drehe. Für Kultur und Sitte muß er wenig Verständnis gehabt haben. Sonst hätte er sich doch wohl sagen müssen, daß wir in den Urzustand der Menschheit zurück versinken würden, wollte Jeder nach freiem Belieben seinen Begierden und Lüsten nachgehen.

Ich möchte wissen, wie er zu seinen Ansichten über das, was dem Weibe frommt, gekommen sein mag. Mit edlen Frauen kann er niemals in Verkehr gestanden haben. Wenn einer der Herren, mit denen ich häufiger zusammen komme, jemals derartige Vorschläge zur Hebung des weiblichen Geschlechtes machen sollte, ich glaube, ich würde mich schämen.

Er will, die Frauen sollen das Recht haben, sich die Männer nach ihren Neigungen zu suchen, gerade wie es bisher seitens der Männer geschah. Wenn er nur auch die Männer zwingen könnte, keine Körbe zu geben. Sonst fürchte ich, wird kein junges Mädchen sich darauf einlassen, einem Manne einen Heirathsantrag zu machen. Auch vermag ich nicht einzusehen, wie durch die Socialisirung der Gesellschaft das Unglück in der Liebe verhütet werden soll. Daß der Eine liebt, und die Andere keine Gegenliebe empfindet, ist vorgekommen, solange es Menschen giebt, und es wird auch wohl in der Zukunft nicht ausbleiben, gleichviel ob die Production durch den Staat oder durch Private geleitet wird. Die Menschen aber, denen die Ehe ein

Gegenstand der Berechnung, nicht der Neigung ist, werden auch in der socialistischen Gesellschaft nicht aus Neigung heirathen. Werden Geld und Vermögen aufgehört haben das Lockmittel zu sein, so wird man in der Lebensstellung, der Beschäftigungsweise, den Bekanntenkreisen u. s. w. das Object der Berechnung suchen.

Vollkommen unverständlich ist mir, was Debel damit bezweckt, durch freie Zuchtwahl und gymnastische Uebungen das weibliche Geschlecht von gleicher Körperstarke wie das männliche zu machen. Sollen denn alle Frauen zu Dragonern werden? oder will er das Princip der Gleichheit auch auf die Geschlechter ausdehnen? Den einen Unterschied wird er doch wohl gelten lassen müssen, daß die Männer Männer, und die Frauen Frauen sind.

8. Juni 1993.

Seit acht Tagen weilt der Bruder von Frau Hormann hier, Herr Albert Croner. Ein hübscher, heiterer Mann von geselligem Wesen, der viel Munterkeit in unser Haus gebracht hat. Er ist Ingenieur, hat sich viel in England und Amerika aufgehalten und erzählt gern und interessant von seinen Erlebnissen. Er ist aber auch sehr belesen und scheint viele Kenntnisse zu besitzen. Ich verkehre gern mit ihm, weil er immer in fröhlicher Stimmung ist und auf jeden Scherz eingeht. Von der Socialisirung der Gesellschaft ist er nicht erbaut; er spottet darüber, und es ist recht amüßant, ihm zuzuhören. Wie mir scheint, kommt ihm aber der Spott nicht so recht aus dem Herzen heraus; er ist mehr das Mittel, einen tief gehenden Unmuth nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Nach meiner Auffassung ist Herr Croner ein großer Menschenfreund und scharfsinniger Denker, und es quält seine Seele, daß die Menschheit im Begriffe steht, einen Schritt zu thun, der nach seiner Ueberzeugung den Untergang alles Wohlstandes und der gesammten Kultur zur Folge haben wird.

Es finden jetzt fast täglich Versammlungen statt, in denen die große Frage besprochen wird. Herr Hormann wohnte gestern einer solchen bei und kehrte gedrückt und schwermüthig zurück. Er meinte, die Zahl der völlig Ueberzeugten ware noch nicht allzu groß; die Leute hätten oft bedenklich die Köpfe geschüttelt, wenn ein Redner mit allzu großer Emphase von den Vorzügen der socialistischen Gesellschaft gesprochen. Ein schlimmes Zeichen aber sei es, daß ein ernster Widerspruch in den Massen sich nicht kund gegeben, und daß kein Redner den geringsten Beifall gefunden, der die bestehende Gesellschaftsordnung zu vertheidigen

versucht. Es gehe eine zu tiefe Mißstimmung durch das Volk, daß ein jeder gezwungen werde, von dem sauer Verdienten noch einen Tribut an den Großgrundbesitzer und Großindustriellen zu zahlen, und daß man diesen noch politische Vorrechte gegeben. Er fürchtet, von dieser Mißstimmung bis zur Befreundung mit dem neuen Project sei nur ein Schritt.

15. Juni 1993.

Wir haben bei herrlichem Wetter fast täglich weite Spazierfahrten gemacht. Herr Croner war immer dabei, und stets sehr munter und aufgeräumt. Ich kann nicht bergen, daß er mir täglich angenehmer und lieber wird. Es ist mir immer, als entbehre ich etwas, wenn er einmal nicht in der Gesellschaft ist. Er ist ein Mann von tiefem Ernst und edlem Gemüth.

Gestern Abend trat ich einen Augenblick aus dem Zimmer hinaus, um den Mondschein zu genießen. Er goß ein wunderbares Licht auf das frische grüne Laub. Plötzlich stand Herr Croner an meiner Seite. Er declamirte scherzhaft das „Mondbeglänzte Zaubernacht“. Dann sagte er: „Ich weiß nicht, was es jetzt mit mir ist, Fräulein Wellner. An jedem Abend, wenn ich in den Mond hineinschau, habe ich immer ein und dieselbe Frage an ihn. Haben Sie nicht auch so eine Frage an den Mond?“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, aber ich hatte nicht das Herz, ihn zu fragen, was es denn sei, daß er vom Mond zu erfahren begehre.

18. Juni 1993.

Es kommen jetzt täglich die wunderbarsten Nachrichten aus Amerika. Die Stimmung solle dort einen ungewöhnlichen Aufschwung nehmen, und die Menschheit sei wie von einem Taumel erfaßt. Seit dem Jahre 1000, wo in der alten Welt die Menschen aus Furcht vor dem Weltuntergange ihre Habe der Kirche vermachte und sich auf das Beten und Singen verlegt, sei eine gleiche Mißachtung der irdischen Güter nicht dagewesen. Was sich nur irgend versilbern lasse, das gebe man für die kleinsten Summen hin, und habe man das Geld in der Tasche, so suche man auch sofort, es in irgend einem Vergnügen oder in solchen Dingen anzulegen, die man nach der Umgestaltung der Gesellschaft nicht abzugeben braucht. Die Börse sei völlig geschäftslos. Für kein Papier sei auch nur ein Cent zu stehen.

19. Juni 1993.

Gestern Abend — es ist, als hätte die Feder keinen Halt in meiner Hand — habe ich mich mit Albert Croner verlobt

O Gott, welche Wonne! Hätten doch das meine Eltern erlebt! Wir gingen im Dämmerlichte im Garten spazieren. Der Abend war wundervoll, und ein unendlicher Zauber durchwogte meine Brust. Aber mein Herz hämmerte, daß mir fast der Athem stockte. Die Unterhaltung ging mühsam; Albert war weicher, als es seine Art ist, und seine Stimme zitterte mitunter. Plötzlich, als wir in die Haselallee traten, stand er still und ergriff meine Hand. „Louise,“ sagte er mit einem Ton, den ich nie vergessen werde, „es muß endlich heraus; ich liebe Sie und halte es ohne Sie nicht mehr aus. Kann ich diese kleine Hand und Ihr schönes Herz nicht mein Eigen nennen?“ Ich weiß nicht, was ich ihm sagte, oder ob ich überhaupt etwas sagte. Ich fiel ihm an die Brust und schwamm in Stolz und Seligkeit.

Nach geraumer Zeit traten wir ins Gartenzimmer, wo die Familie beisammen war. Ich setzte mich in eine Ecke und konnte kein Wort hervorbringen. Als ich mich verabschiedet und auf mein Zimmer ging, kam Frau Hornmann mir nach, umarmte und küßte mich.

22. Juni 1993.

Mein Glück kennt keine Grenzen mehr. Wie herrlich, einen solchen Mann zu lieben! Ich will nur noch leben für ihn, ihm dienen und meinen Halt in ihm suchen. Mein Lebensziel liegt klar und im Sonnenscheine vor mir, und wo gebe es einen schöneren Beruf, als das Haus dem geliebten Manne wohnlich zu machen und die Falten des Unmuths von seiner Stirne zu scheuchen!

Wie köstlich folgt doch der Morgen der Nacht! Ich fühle mich nicht als vereinsamte Waise mehr und sehe die Welt nur in lachendem Hoffnungsstrahl. O, könnte ich doch den Eltern sagen, wie glücklich ich bin!

28. Juni 1993.

Der bachantische Taumel scheint sich auch über Europa zu ergießen. In Rußland verlassen die Bauern ihre Dörfer und ziehen berauscht und lärmend durch das Land. Alle Beamten werden geprügelt, und sie verlangen das Geld wieder heraus, um das sie betrogen seien. In Frankreich umarmen sich die Menschen auf der Straße und schwärmen von dem Reiche der Gleichheit und der Gerechtigkeit. Auch den lieben Deutschen scheint die Besinnung abhanden zu kommen. Die bisher noch Zweifelhafte geben ihren Widerstand auf, und die Idee beginnt die Oberhand zu gewinnen, daß das Heil der Menschheit davon abhängt, daß es kein Kapital und keine Unternehmer mehr gebe.

Die bedächtigen Leute schütteln die Köpfe, aber sie sind feige und schweigen dazu.

Albert sagt, die Menschheit sei horntoll geworden, aber es sei das nichts Neues unter der Sonne. Die Geschichte sei reich an Beispielen, daß auch kultivierte Völker die thörichtesten Ideen erfaßt, und eigentlich habe es noch zu keiner Zeit selbst an klugen und hervorragenden Menschen gefehlt, die nicht das albernste Zeug geglaubt. So oft es aber noch vorgekommen, daß ganze Völker von einer verrückten Bewegung ergriffen, seien allemal Maßlosigkeiten der durch Besitz und Intelligenz bevorzugten Klassen die bewirkende Ursache gewesen.

Nur England scheint noch von aller Ansteckung frei geblieben zu sein. Albert sagt, das käme davon, weil die Entwicklung schon seit langem eine freiheitliche und ruhige gewesen, und weil sich hier der Staat nicht dazu hergegeben habe, die konsumierenden Klassen dem Unternehmertum tributpflichtig zu machen. Leider würde aber auch England zuletzt mit fortgerissen werden. Ein Vernünftiger könne unter lauter Narren seinen Platz nicht behaupten. Er möge sich sträuben, so viel er wolle, die Narrheit stecke an.

7. Juli 1993.

Es ist ein neuer internationaler Congreß zusammen berufen. Man will über die einzelnen Maßnahmen Verständigung suchen, durch die man zu gleicher Zeit und in gleicher Weise die alte Gesellschaftsordnung in die neue überführt. Die Tagung wird am 15. d. M. ihren Anfang nehmen.

17. Juli 1993.

Der Congreß hat begonnen, der Redekampf ist im Gange. Alle Zeitungen sind voll davon. Wie es den Anschein hat, wird man mit allzu vielen Reden die Sache diesmal nicht mehr hinschleppen, denn für tief gehende Meinungsdivergenzen ist in der Versammlung kein Raum. Nach einer emphatischen Eröffnungsrede des Präsidenten ergriff ein alter Socialdemokrat vom reinsten Wasser das Wort, einer von Denen, die sehr erboht darauf sind, daß ihnen die Bewegung über den Kopf gewachsen ist. Er warnte vor aller Schablonisierung und vor jedem bewußten Vorgehen in der Sache. Man solle dem großen Worte Liebknechts folgen, daß der jetzige Staat in den Zukunftsstaat hineinwachsen müsse. Er wurde aber so schallend ausgelacht, daß er kein Wort mehr zu sagen wagte. Man entgegnete ihm, ein blöderes Wort sei noch niemals gesprochen worden, denn es sei ganz unmöglich, daß Dinge ineinander

hineinwachsen könnten, die auch nicht die geringste Verwandtschaft zu einander hätten. Der socialistische Staat sei der reire Gegensatz vom jetzigen Staat; auch nicht das Geringste sei den Beiden gemein. Daß sich Privatwirthschaft zur Staatswirthschaft und Privateigenthum zu Staatseigenthum entwickle, sei ebenso unmöglich, als daß Del zu Wasser oder Sauerstoff zu Quecksilber werde. Wolle man einen socialistischen Staat, so gebe es nur ein Mittel, dahin zu gelangen: man müsse durch einen Act der Gesetzgebung das Eigenthum für aufgehoben und den Staat zum alleinigen Inhaber aller Dinge erklären, und man müsse die Dienstleistungen der Menschen unter einander untersagen und dem Staate alle Arbeitskraft unterthänig machen. Diese Ansicht wurde als die einzig mögliche erkannt, und es wurde beschlossen, auf Grundlage derselben in die Berathung der zu vereinbarenden Maßnahmen einzutreten.

Mir scheint das ganz logisch und richtig zu sein, aber mir dünkt, man hätte vor Allem die Frage prüfen müssen, ob diese im vollen Gegensatze zur heutigen sich befindende Staatseinrichtung in Wirklichkeit im Stande ist, das Lebenslicht der Gesellschaft im Gange zu erhalten. Es könnte doch leicht das Gegentheil der Fall sein. Gießt man Wasser statt Del auf eine Lampe, so erhält man keine brennende Flamme.

18. Juli 1993.

In der zweiten Sitzung des Congresses ist nochmals ein Führer der Socialdemokratie aufgetreten. Er warnte nachdrücklich, sogleich auf das Ganze zu gehen, sondern man solle sich zunächst noch mit einzelnen Maßnahmen begnügen, um à la Liebknecht in den Zukunftsstaat hinüberzuleiten. Er zog eine alte Broschüre aus dem Jahre 1891* hervor und beantragte, nach deren Vorschläge, vor der Hand nur die Besitzer der großen Arbeitsmittel zu expropriiren, sie durch Ueberweisung zinsloser Tauschmittel=Obligationen zu entschädigen und das Recht auf Vererbung größerer Vermögen aufzuheben. Dagegen aber freie Ackerbaugemeinschaften der kleinen ländlichen Grundbesitzer und freie Verbände für die industrielle Production zu errichten. Aber auch dieser Redner scheint nur allgemeine Heiter-

*) Es kann hiermit nur die in den ersten Tagen des Jahres 1891 erschienene Broschüre vom Kurt Falk: „Die Bestrebungen der Socialdemokratie beleuchtet vom Irrsinn Eugen Richters“ gemeint sein, eine Arbeit, die die bekannte Taktik der Socialdemokraten befolgt, ihre Ziele zu verschleiern, sobald sie darauf angefaßt worden. D. G.

keit erregt zu haben. Man meinte, eine Entschädigung mit Tauschmittel-Obligationen, die nicht vererblich seien, wäre keine Entschädigung, sondern nur eine Pension auf Lebenszeit.

Ein zweiter Redner warnte nachdrücklich vor jeder Anerkennung der Entschädigungspflicht. Man gebe damit zu, daß ein wirkliches Recht zur Ueberführung des Privateigenthums in Staatseigenthum nicht vorhanden sei, und damit negire man von vorne herein die Rechtsbeständigkeit des Zukunftsstaates. Nur allein in der Proclamirung der Idee, daß Alles, was in der Welt vorhanden, Gemeingut der gesammten Menschheit sei, könne dem socialistischen Staate eine rechtliche Basis gewonnen werden. Es sei übrigens auch ein unmögliches Ding, zwischen den Besitzern großer und kleiner Arbeitsmittel die zweckmäßige Grenze zu finden.

Ein dritter Redner legte dar, daß man durch die Gründung von freien Ackerbaugemeinschaften und freien industriellen Verbänden nur vom Regen in die Traufe käme. Wolle man das, so solle man lieber alles beim Alten lassen, denn alle derartigen Verbände und Gemeinschaften würden bald mit einander in Kampf gerathen. Die Einen würden besser, die Anderen weniger gut prosperiren, und so würden auch bald wieder die Einen wohlhabende, die Anderen arme Mitglieder haben. Der Fortbestand der Gesellschaftsordnung nach socialistischem Princip wäre aber durchaus in Frage gestellt, wenn man nur irgendwie die Möglichkeit ließe, daß Einzelne mehr als alle Anderen erwerben. Es liege einmal die rasche Vermehrung durch sich selbst in der Natur alles Besitzes, und man würde niemals zu ruhigen Verhältnissen gelangen, wenn irgend Jemandem Gelegenheit geboten würde, durch größeren Wohlstand seinen Mitmenschen überlegen zu werden.

Es wurde daher in dieser Sitzung der Beschluß gefaßt, daß an einem später noch festzusetzenden Tage alles Eigenthum als Staatseigenthum erklärt und als solches durch besondere Beamte in Besitz genommen werden solle. An diesem Tage soll jedem Einzelnen von seiner Habe nur belassen werden: alles Küchens- und Speisekammergeräth, leere Fässer und sonstige Utensilien zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln, alle Mobilien und Schmuckgegenstände der Wohnräume mit Ausnahme solcher Sachen, in deren Zusammenfügung sich echtes Gold, echtes Silber und Edelsteine befinden, ferner derjenige Anzug, welchen der Einzelne an diesem Tage auf seinem Leibe trägt, jedoch mit leeren Taschen und ohne Verbindung mit echten Schmucksachen,

und endlich so viele Nahrungsmittel und Getränke, als für den Unterhalt während der ersten Woche des neuen Staates erforderlich sind. Vom Beginn der zweiten Woche an soll aber außer diesen Gegenständen auch alles dasjenige dem Einzelnen angehören, was er käuflich vom Staate erwirbt.

Nach dem Zeitungsberichte hat man sich recht lange über diese Resolution herumgestritten, doch ist der Beschluß einstimmig gefaßt, weil man sich schließlich allseitig überzeugete, daß auf keine andere Weise in den socialistischen Staat hineinzukommen sei. Ein Antrag, statt Staatseigenthum Gesellschaftseigenthum zu sagen, wurde abgelehnt, weil die Begriffe Staat und Gesellschaft im socialistischen Staate völlig identisch seien.

Ich fürchte nur, die meisten Menschen werden es nicht unterlassen, sich Nahrungsmittel und Kleidungsstücke zu verstecken, und es wird wohl noch zu vielen Denunciationen, gerichtlichen Untersuchungen und Bestrafungen kommen.

19. Juli 1993.

In der dritten Sitzung einigte man sich dahin, daß alles Geld, auch alles ungeprägte Gold und Silber eingezogen und diebs- und feuerfest eingemauert werden solle. Ausgenommen bleiben nur gewisse pro Kopf der Bevölkerung noch näher festzusetzende Mengen, deren Verarbeitung zu Schmuckgegenständen und Verwendung zur Production zulässig ist. Die Größe dieser Mengen wird alle fünf Jahre durch einen internationalen Congreß je nach dem hervorgetretenen Bedürfniß bestimmt. Die Gewinnung von Gold, Silber und Edelsteinen durch Bergwerksbetrieb, Wäschereien, Verarbeitung von Erzen u. dergl. ist nur in demjenigen Maße zulässig, als deren Verwendung zu Schmuckgegenständen und zur Production gestattet ist. Gefundenes Gold, Silber und Edelsteine sind bei hoher Strafe an den Staat abzuliefern, in welchem der Fund stattgehabt hat, müssen aber von diesem denjenigen Quantitäten einverleibt werden, die zu Schmuckfachen und zur Production verwandt werden dürfen. Die Einfuhr von Gold, Silber oder Edelsteinen aus solchen Ländern, die sich dem Verbands der socialistischen Staaten nicht angeschlossen haben, ist untersagt. Die genaue Präcisirung, was im Sinne aller dieser Bestimmungen als Gold, Silber oder Edelstein zu betrachten ist, hat durch einen internationalen Naturforschercongreß zu geschehen. Im Falle von Zuwiderhandlungen unterwirft sich jeder einzelne Staat einer Conventionalpön, bestehend in der unentgeltlichen Lieferung von ihm producirter Güter an alle übrigen Staaten, je nach Kopzzahl der

letzteren. Die Menge und Art der Güter wird in jedem Contraventionsfall durch ein internationales Schiedsgericht festgesetzt.

Am siebenten Tage nach geschehener Socialisirung der Gesellschaft wird in jedem Staate einem jeden Staatsbürger, welcher das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hat, eine Creditkarte ausgehändigt in demjenigen Betrage, welcher gleich ist dem Gesamtwertb aller Güter und Dienstleistungen, welche nach der Statistik der letzten drei Jahre durchschnittlich innerhalb desselben hergestellt sind, dividirt durch die Zahl der zum Empfang der Creditkarte Berechtigten. Die Creditkarten sind so einzurichten, daß alle nur irgend möglichen Summen, welche beim Ankauf von Waaren oder bei der Benutzung sonstiger Dienstleistungen des Staates zu entrichten sind, mit einer Couponscheere derselben entnommen werden können. Die Art der Einrichtung und die Feststellung des Werthbetrages der Creditkarten ist Sache jedes Einzelstaates; der Werthbetrag wird in allen folgenden Jahren bestimmt je nach dem Gesamtwertb der im vorausgegangenen Jahr zum Consum verfügbar gemachten Güter und Dienstleistungen. Die Creditkarten sind in fremden Staaten nur in dem Falle verwendbar, daß der dieselben ausgebende Staat die verbindliche Erklärung abgibt, den Werth der darauf entnommenen Güter und Dienstleistungen in anderen Tauschmitteln wieder erstatten zu wollen.

Die Bestimmung des Wertbes der den Inhabern der Creditkarten seitens des Staates zu liefernden Waaren und Dienstleistungen geschieht durch die Regierungen der einzelnen Staaten nach Maßgabe des Geldes, welches vor der Socialisirung in denselben gesetzlich war. Als Richtschnur für die Werthbestimmung soll nach Möglichkeit die Dauer der zur Herstellung erforderlichen Arbeitszeit gelten, soweit nicht besondere Umstände, als z. B. allzu großer oder allzu geringer Begehr seitens des Publicums oder Rücksicht auf die Verkäuflichkeit anderer Waaren es erforderlich machen.

Im internationalen Verkehr findet ein anderer Austausch von Gütern u. nicht statt, als zwischen den Regierungen unter sich, und alle Zuwiderhandlungen unterliegen einer Conventionalpön gleich den Conventionen gegen die Bestimmungen über den Gold- und Silberverbrauch. Die Werthbestimmung sowie die Umrechnung der zwischen den einzelnen Staaten geschehenen Tausche geschehen durch ein internationales Syndicat.

Wir war der Kopf recht schwindlig, als ich dies Alles gelesen hatte, aber aus der ganzen Debatte ist mir doch klar ge-

worden, daß ohne alle diese Festsetzungen die Socialisirung der Gesellschaft nicht möglich wäre.

20. Juli 1998.

Ueber das Thema der vierten Sitzung ist man bis zur Beschlußfassung noch nicht gelangt. Es handelte sich um die Organisation der Arbeit. Die Führer der Socialdemokraten suchten nochmals einen Keil hineinzutreiben und rückten wieder mit ihren alten Gemeinplätzen heraus, mit denen sie immer bei der Hand sind, wenn man ihre Ideen ernsthaft nimmt. Diesmal war es Friedrich Engels, auf dessen Wort sie sich beriefen: die planmäßig bewußte Organisation der gesellschaftlichen Gesamtproduction ist ein Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit. Sie behaupteten, es könne niemals zur Freiheit führen, wenn der Staat die gesammte Arbeit leite, denn das sei für den Einzelnen der äußerste Zwang. Sie verlangten daher, daß jedem einzelnen Erwerbszweige die Organisation seiner Arbeit überlassen bleiben sollte. Aber sie wurden sehr energisch abgetrumpft. Man sagte ihnen, ein socialistischer Staat, in welchem nicht durch die Organe des Staates die gesammte Arbeit geleitet werde, sei wie jenes Messer ohne Hest, woran die Klinge fehlt. Wollte man nicht dem Staate die gesammte Production in allen ihren kleinsten Theilen übertragen, so sollte man es lieber beim Alten lassen, wo der Einzelne vom Staate nicht abhängig war, dafür aber die Folgen zu tragen hatte, wenn seine Arbeit mit den Bedürfnissen der Gesellschaft nicht im Einklange sich befand. Hiergegen sollte gerade der Einzelne durch den socialisirten Staat geschützt werden, also müsse er sich auch gefallen lassen, daß der Staat, und nicht der Erwerbszweig, dem er angehöre, seine Arbeit dirigire. Es wurde hinzugefügt, daß ohne Gesamtleitung durch den Staat es leicht an den nöthigen Tauschmitteln fehlen könne, gegen die man aus anderen Ländern die wichtigsten Erzeugnisse einhandeln müsse.

Man einigte sich also sehr leicht über den Satz: die gesammte Arbeit des Volkes geschieht unter Leitung des Staates. Und nicht minder über den zweiten: Jeder Staatsbürger ist dem Staate zur Arbeit verpflichtet. Große Meinungsverschiedenheiten zeigten sich aber über die weitere Frage, ob ein Jeder sich nach seinem Belieben seine Beschäftigung wählen könne, oder ob der Staat berechtigt sein sollte, ihm dieselbe vorzuschreiben. Die Einen meinten, es hieße den Zwang zu weit ausdehnen, wenn man dem Staate das Recht zuerkennen wollte, über jedes Ein-

zelen Arbeitskraft nach Belieben zu schalten und zu walten. Es sei auch gar kein Grund dazu vorhanden, denn die Neigungen der Menschen seien so sehr verschiedene, daß dem Interesse der Gesamtheit nach allen Seiten hin Genüge geschehen würde, wenn ein Jeder sich die Beschäftigung wähle, zu der sein Geschick und seine Neigung ihn führe. Die Anderen aber warfen diese Idee weit von sich. Es gebe zu viele Arbeiten, meinten sie, die mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft wären, und zu denen sich Niemand verstehen würde, wenn er nicht auf irgend eine Weise sich gezwungen fühle oder einen besonders hohen Verdienst in Aussicht habe. Man vergleiche immer so gerne die allgemeine Arbeitspflicht mit der allgemeinen Wehrpflicht; da möge man denn aber auch die Consequenzen ziehen. Wollte man bei der allgemeinen Wehrpflicht den Einzelnen die Wahl der Waffe überlassen, so würde man wohl viel Reiterei, aber wenig Fußvolk haben. Ebenso würde bei der allgemeinen Arbeitspflicht die freie Wahl dahin führen, daß für alle angenehmeren, bequemerer und reinlicheren Beschäftigungen ein großer Ueberfluß, für alle anderen ein Mangel sich zeige, und die Grundbestimmung der gesammten Arbeitsleitung durch den Staat werde ein leerer Schall.

Ueber beide Ansichten wurde lebhaft hin und her gestritten, und es hatte fast den Anschein, es würde die Uneinigkeit in dieser Frage das ganze Project zum Scheitern bringen. Nach sechsstündiger Debatte hob der Präsident die Sitzung auf und setzte die Fortführung der Diskussion auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung.

21. Juli 1993.

In der fünften Sitzung wurde auch dieser Gegenstand leicht zum Austrag gebracht. Gleich vor Beginn derselben lag ein Vermittlungsantrag vor, der also lautete: Die Wahl der Beschäftigung ist Sache des Einzelnen. Tritt dabei wider Erwarten der Nebelstand hervor, daß in einzelnen Beschäftigungszweigen Ueberfluß, in anderen Mangel an Arbeitskräften sich zeigt, so ist der Staat gehalten, geeignete Maßregeln zu ergreifen, um dem Nebelstande abzuhelpfen. Der Antragsteller machte zur Motivierung geltend, daß der Antrag beiden Anschauungen genügend entgegenkomme. Derselbe vermeide auf der einen Seite, daß es dem Staate an Machtmitteln fehle, die Production zum Nutzen der Gesamtheit zu leiten, weiche auf der anderen aber einem unbegründeten Zwange auf den Einzelnen aus. Wer der Ansicht sei, daß die Gesellschaft mit der Freiheit der Wahl aus-

kommen würde, könne ihn unbedenklich annehmen, und wer das Gegentheil befürchte, dem biete er genügende Remedur. Diese Ausführung begegnete keinem Widerspruch, und so wurde der Antrag einstimmig angenommen.

Ueber den zweiten Gegenstand der Tagesordnung, das Erziehungs- und Schulwesen, zeigte sich, daß in allen Ländern verschiedene Bedürfnisse herrschen, und man kam bald zu der Ueberzeugung, daß man Gefahr laufen würde, mit den Gewohnheiten, Sitten und dem Bildungsbedürfniß der verschiedenen Völker in Collision zu gerathen, wenn man für alle Staaten gleichlautende Vorschriften erlasse. Es wurde daher beschlossen, es den einzelnen Staaten zu überlassen, das Erziehungs- und Schulwesen in derjenigen Weise zu leiten und anzuordnen, die nach dem Bildungsgrade und den Anschauungen des Volkes für die Bedürfnisse der socialisirten Gesellschaft als die geeignetste erscheine.

Ein dritter Gegenstand, die Stellung der Frau zum Staate und des Kindes zur Familie, wurde als noch nicht spruchreif von der Tagesordnung abgesetzt. Man hielt es für rathsamer, diese tief einschneidende Frage durch Besprechungen in der Presse und in Versammlungen zu größerer Reife zu bringen. Man einigte sich noch über den 2. Januar 1994 als denjenigen Tag, an welchem allgemein die Einführung der socialistischen Staatsordnung erstrebt werden sollte, und dann schloß der Präsident mit einem Dank für die hingebende Arbeit den Congreß.

22. Juli 1993.

Albert ist längere Zeit verreist gewesen; kehrte erst gestern Mittag zurück. Wir machten gegen Abend einen längeren Spaziergang und kamen auch auf die sociale Frage zu sprechen. Albert meinte, in Anbetracht der großen Tollheit, an der die Menschheit krankte, könne man dem Congreß das Zeugniß nicht vorenthalten, daß er recht vernünftig gearbeitet habe. Auf keine andere Weise würde es möglich sein, in die socialistische Staatsordnung hineinzukommen. Er war aber recht verstimmt und niedergeschlagen. Er nannte es eine Schande für unser Zeitalter der Besitzung und Intelligenz, daß es die sociale Frage nicht zu einer besseren Lösung gebracht. Die Hauptschuld aber trügen die bevorzugten Klassen, nicht der Arbeiterstand. Es sei doch sehr schlimm, wenn alle noch so hohe Bildung die Menschen nicht dahin zu führen vermöchte, sich von ihren angeerbten Vorurtheilen frei zu machen. Aber diese Gesellschaft, in der wir leben, und deren Glieder wir sind, schaue Niemand anders als durch die Brille an, die die Vorurtheile des Standes, der Er-

ziehung und der Interessen ihm auf die Nase setzen. Vor allem das Klassenvorurtheil mache die hellsten Leute zu Narren.

Ich hörte ihm mit Entzücken zu. Es giebt nichts Schöneres als einen vorurtheilsfreien Mann. Und wie sehr hat er Recht in dem Allen! Alle diese Vorurtheile tragen die Schuld, daß der Grundherr, der Großindustrielle, der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Arbeiter über die Gesellschaft, ihre Zwecke und das Leben darin alle ihre grundverschiedenen Ansichten haben. Aber es hat auch wohl seinen guten Grund. Die Schule hat unseren Kopf wohl mit Wissen angefüllt, aber auf den eigentlichen Zweck aller Bildung, die Bekämpfung unferer Vorurtheile, hat sie uns nicht genügend hingeführt.

24. Juli 1993.

Ich fragte Albert heute, ob es nicht doch eine Möglichkeit gebe, daß die Menschheit auch im socialistischen Staate auf der Bahn des Wohlstandes fortschreiten könne. „Denke Dir eine Eiche in einem Blumentopf,“ sagte er, „und frage Dich, ob sie wird Aeste treiben und wachsen können, sobald ihren Wurzeln der Spielraum fehlt. Engt man der Menschheit den Erwerbssinn und den Eigenthumstrieb ein, so fesselt man ihr gerade die Kräfte, deren Bestimmung die Zuführung von Nahrung ist.“

27. Juli 1993.

Seitdem der Congreß seine Hauptarbeit erledigt hat, ist an ein Aufhalten nicht mehr zu denken. Die Menschen sprechen nur noch von der Socialisirung der Arbeit, wie sie früher vom Wetter sprachen, und die Grundbesitzer und Fabrikanten gehen mit langen Gesichtern einher.

29. Juli 1993.

Jetzt kommen auch die Frauen- und die Kinderfrage in Fluß. Ueber die Frauenfrage scheint die Berständigung sich Bahn zu brechen. Die Ansicht gewinnt an Boden, daß die Frau als Glied der Gesellschaft dem Manne gleichberechtigt sei. Sie müsse daher zu gleichen Theilen mit ihm vom Gesamteinkommen empfangen. Das bedinge indessen, daß sie auch wie er der Güterzeugung ihre Kräfte widme.

Das mag theoretisch kein übler Gedanke sein, aber ich weiß nur nicht, wer das Hauswesen und die Kinder besorgen soll, wenn man die Frau an die Werkstätte fesselt.

1. August 1993.

Der Socialismus weiß für Alles Rath. Er überwindet die Hindernisse, indem er sie einfach bei Seite setzt. Ich glaube, hätten Socialdemokraten schon vor Erfindung der Schiffahrt ge-

lebt, sie wären eher darauf verfallen, den Ocean abzulassen, als sich Schiffe zu bauen. Sind ihnen Hauswesen und Kindererziehung ein Hinderniß für die Gleichstellung der Geschlechter, so räumen sie die Pflichten der Hausfrau und der Mutter hinweg. Daß Leben der Familie will man in Speisehäuser und Restaurants verlegen, und die Kinder sollen in staatlichen Anstalten ernährt und großgezogen werden. Es ist doch ein schönes Ding um die Gleichheit! Alles soll strenge nach Befehl gehen.

4. August 1993.

Heute fand ich einen Aufsatz in der Zeitung, der mir ganz aus der Seele geschrieben war. Der Verfasser warnte davor, das Princip der Gleichheit auf die Spitze zu treiben. Man könne die Frau nicht glücklich machen, wenn man sie ihrem natürlichen Beruf entziehe, und man beraube auch dadurch die Welt der unendlichen Wohlthaten, die weiblicher Sinn und weibliche Umgebung ihr zu schaffen vermöchten. Auch die stille häusliche Thätigkeit der Frau habe den Wohlstand erstehen und die Kultur erringen helfen, und man stoße die Menschheit von ihrer Höhe herab, wenn man dem Weibe einen ihr fremden Wirkungskreis gebe. Uebrigens lasse sich auch ein Ausgleich schaffen, indem man den Ehepaaren für den Unterhalt ihrer Kinder Unterstützung gewähre.

So urtheile ich auch. Die Frau bleibe Mutter ihrer Kinder und sorgende Gattin ihres Mannes. Verfehlen einige Frauen ihren Beruf, weil sie nicht heirathen oder unglücklich in der Ehe sind, so suche man Hülfe für diese, aber lasse dem Geschlecht, was ihm gebührt.

7. August 1993.

Der neuliche Aufsatz in der Zeitung hat viele Entgegnungen gefunden. Darunter viel Unsachliches, viel eitles Geschwätz. Leider war aber auch manches darunter, welchem man die Sachlichkeit nicht ganz absprechen kann, und ich fürchte, so wie die Strömung nun einmal ist, wird dieses wohl zum Siege gelangen. Die für die volle Verstaatlichung der Kinderaufzucht aufgeführten Gründe laufen im Wesentlichen ungefähr auf Folgendes hinaus:

„Durch die Socialisirung der Gesellschaft wird die Menschheit auf einen ganz anderen Nährboden gestellt, als auf dem sie bisher sich entwickelt hat, und sie muß sich demselben anzupassen suchen, wie auch die Pflanze es muß, die man von der Hochebene in die Niederung, von schwerem auf leichteren Boden setzt. Eine

Besonderheit des socialistischen Staates ist es, daß er die Gesellschaft nicht mehr in Männer und Frauen scheidet, sondern allen Menschen ohne Unterschied des Geschlechts die gleichen Bedingungen des Daseins gewährt. Dieser seiner Besonderheit wird man sich nicht anpassen können, wenn man die Einrichtungen bei Bestand erhält, welche die Frauen behindern, der Gesellschaft zu leisten, was ihnen zukommt, und von ihr zu empfangen, was ihnen gebührt. Eine Frau, die sich der allgemeinen Arbeitspflicht entzieht, weil sie dem Manne das Hauswesen führt und seine Kinder erzieht, wird nach allen Richtungen hin zu einer Quelle der Disharmonie. Sie wird dem Manne zur Last, zerreißt die Gleichbedingungen der Existenz und läßt die befruchtende Kraft des Socialismus, die Gleichvertheilung der Güter der Erde, nicht wirksam werden. Ein Mann, der an dem Gesammtergebniß der Arbeit den Antheil empfängt, den er als Mensch und Arbeiter zu beanspruchen hat, der mit diesem Antheil aber nicht allein sich, sondern auch eine Frau und sechs bis acht Kinder zu erhalten hat, ist nicht ein Gleicher unter Gleichen, sondern ein hart bedrängtes Geschöpf, das durch die Zahl der Kinder wohl der Gesellschaft die größten Dienste leistet, aber der Wohlthaten nicht theilhaftig wird, die diese ihren Gliedern bereiten will. Wenn der Vorschlag gemacht ist, einem jeden Vater für jedes Kind einen bestimmten Credit auf Erzeugnisse der Gesellschaft zu geben, so vermag demselben zwar die Anerkennung nicht versagt zu werden, daß er in wohlwollender Weise und nach gerechtem Ermessen eine anscheinend heikle Frage zu lösen strebt, allein jedes nähere Eingehen läßt erkennen, daß er seinen Zweck nicht erfüllen kann und auch völlig undurchführbar ist. Wollte man nämlich diesem Vorschlage gemäß für jedes Kind eine Art von Kostgeld geben, so müßte man dieses so reichlich bemessen, daß es auch für zarte und schwächliche Kinder, die mehr Nahrung, Kleidung und Obhut bedürfen, ausreichend wäre. Dann hätten aber alle Väter einen ungerechtfertigten Gewinn, deren Kinder von glücklicherer Constitution sind und sie mit Geringerem auskommen läßt, und anderseits könnten sie sich durch Dienstleistungen, kleine Arbeiten und häusliche Berrichtungen ihrer Kinder noch mancherlei Vortheile vor Anderen verschaffen. Man würde also, um die Scylla zu vermeiden, in die Charybdis hineinfallen. Man würde, um Ungleichheiten auszuweichen, nur Ungleichheiten hervorrufen. Weit mehr aber als dieser Uebelstand fällt der ökonomische Effect ins Gewicht, den eine derartige Zahlung von Kostgeldern zur Folge haben würde. Die

Zahl der Kinder unter 15 Jahren beträgt 35 Procent der ganzen Bevölkerung, beläuft sich also bei der jetzigen Einwohnerzahl des Deutschen Reiches von hundert Millionen^{*)} auf 35 Millionen. Zahlte man für diese ein Kostgeld von nur 300 Mark, was doch mindestens gegeben werden müßte, so käme man auf einen Betrag von 10½ Milliarden, während mit der Hälfte gut auszukommen wäre, wenn die Ernährung und Auferziehung der Kinder in Anstalten des Staates im Großen betrieben wird. Die Gesellschaft hätte also einen Schaden von mehr als fünf Milliarden dabei, und da außerdem Millionen Mütter, welche Kinder unter 15 Jahren zu pflegen haben würden, nicht allein der Gesellschaft nichts produciren, sondern billigerweise ihren Unterhalt aus allgemeinen Mitteln beziehen müßten, so ergebe sich aus der Aufzucht der Kinder in der Familie für die Gesellschaft ein gesammter Schade von 6½ bis 7 Milliarden Mark im Jahr. Das wäre mehr als die Gesellschaft zu tragen vermag. Es muß daher einleuchten, daß man auch in dieser Beziehung es machen muß, wie die Natur der socialisirten Gesellschaft es verlangt. Wenn es vielen Müttern schwer werden mag, sich von ihren Kindern zu trennen, so sollen sie nicht uneingedenk sein, welche leiblichen und geistigen Genüsse der neue Staat ihnen schafft, und daß sie auf diese Weise endlich die Würde und Freiheit erlangen, die ihnen nach Bebel als Sclavinnen der Gesellschaft noch niemals zu Theil geworden ist. Auch das unvernünftige Vieh verwindet es bald, wenn man ihm sein Junges nimmt; wie viel leichter wird sich die Frau darein finden, die zu denkenden Wesen gehört.“

Es kochte in mir, als ich dies Alles las. Es mag ja ökonomisch und logisch sein, und ich glaube auch gern, daß die Existenz des socialistischen Staates gefährdet ist, wenn er anders verfährt. Aber das weiß ich, daß mir die Menschheit gewogen bleiben kann, wenn sie sich zu so haarsträubendem Unsinn entschließt.

^{*)} Die Bevölkerung des Deutschen Reichs hat sich von 1870 bis 1885 um durchschnittlich 0,92 Procent im Jahr vermehrt. Sie belief sich 1885 auf 46,855,704 Personen und müßte bei gleichbleibender Zunahme im Jahre 2000 auf 96,428,294 angewachsen sein. Wenn sie nach obiger Angabe in Wirklichkeit 100 Millionen betrug, so scheint die stärkere Zunahme eine günstige Folge der Bekämpfung der Bacillen gewesen zu sein.

9. August 1993.

Gestern Abend in der Familienstunde lenkte sich das Gespräch auf unsere Hochzeit. Frau Hormann fragte, ob wir uns noch keinen Zeitpunkt dafür ausersehen hätten. Gesprochen haben wir freilich oft darüber, aber so wie die Dinge heute liegen, lassen sich für die Zukunft keine Pläne machen. Albert sucht nach einem Dirigentenposten in einer größeren Maschinenfabrik, und sobald er einen solchen gefunden, könnte die Heirath vor sich gehen. Seitdem aber die große Umwälzung in der Luft schwirrt, ist an solche Stelle nicht zu denken. Die Geschäfte stehen fast still. An neue Unternehmungen denkt kein Mensch, und in alten maschinelle Verbesserungen zu machen, kommt Niemandem in den Sinn. Jeder Nutzen davon fällt ja fort, sobald das Werk zur Staatsanstalt wird. Schwager Hormann meinte, Albert müsse sich bei Zeiten bemühen, nach geschehener Neuordnung in einem großen staatlichen Etablissement eine Anstellung zu finden. Da seine Tüchtigkeit so bekannt sei, würde man froh sein, eine solche Kraft zu gewinnen. Albert will das auch und meinte, habe er nur erst eine Stellung nach seiner Neigung gefast, könne der Standesbeamte uns sogleich zusammenthun. Er rechnete aber scherzhaft vor, einen wie ausgezeichneten Tausch er dabei mache. Bisher hätte er 6000 Mark Gehalt gehabt, hernach müsse er sich mit demselben begnügen, was jeder Arbeiter erhalte, der nichts thue, als nach den Modellen und Zeichnungen, die er nach schwerer Geistes thätigkeit ausarbeiten lasse, das Metall zu hämmern und zu feilen.

Mir macht das die allergeringste Dual. Ich habe nur den einen Wunsch, Albert's Frau zu sein, und alles Andere ist mir nebensächlich. Ich glaube, ich zöge mit ihm bis ans Ende der Welt, und ginge der Weg durch Disteln und Dornen hindurch.

11. August 1993.

Die Frage der Kinderaufzucht wird munter weiter erörtert, und auch Frauen greifen in die Debatte ein. Eine schriftstellernde Dame — sie soll alt, häßlich und mager sein, aber sehr sich für Männer interessiren — wunderte sich neulich über die engherzige Beschränktheit ihrer Geschlechtsgenossinnen. Es sei thöricht, sich einzubilden, daß jede Mutter ihr Kind am besten erzöge. In den Staatsanstalten würde man die tüchtigsten Kräfte dazu haben, und jede Frau solle froh sein, in solchen Händen ihre Kinder zu wissen und durch keinen Hemmschuh am Lebensgenuß behindert zu sein.

Es ist heute schlimm in der Welt! Was die Gutgesinnten schreiben, das liest man nicht, aber das albernste Gewäsch wird gierig verschlungen.

12. August 1993.

Heute Morgen wurde eine Anzahl kleiner Füllen gebracht, die Schwager Hormann auf der Ausstellung gekauft hat. Die kleinen Thiere sperrete man in eine Bucht, und mit den Stuten ritten die Bauern davon, um sie neuen Mutterpflichten entgegenzuführen. Es war recht jämmerlich anzusehen. Die Füllen, als sie die Mutter davon gehen sahen, kamen in Angst und Schrecken und liefen unruhig umher. Die armen Mütter wieherten kläglich nach ihnen.

Und so wollen sie es in Zukunft mit dem Menschen machen! O blode, viehische Welt! Und was wird dann mein Beruf als Albert's Gattin sein? Mir stockt das Herz in der Brust! es ist ein Gedanke, um in sinnlosen Wahnsinn zu verfallen!

8. September 1993.

Schwägerin Hormann hat mit Albert und mir eine längere Reise gemacht. Wir haben viel Schönes gesehen und sind viel unter Menschen gekommen. Ich habe häufig mit den Leuten aus dem Volke verkehrt und überzeugte mich immer und immer wieder, wie viel Gutes auch in diesen herzigen Menschen steckt. Die meisten von ihnen habe ich lieb gewonnen und denke gern an sie. Bei Allen ward ich gewahr, wie sehr sie an ihren Kindern hängen. Gute Freunde waren in bittere Feindschaft gerathen, weil über die Töchter der Einen und die Söhne der Andern ein Klatsch gemacht war, und wo ich recht freundlich mit den Kleinen that, hatte ich die Eltern sogleich im Sturme gewonnen. Mein größtes Vergnügen war, in der Feierabendstunde durch die Dorfstraßen zu gehen. Die lieblichsten Bilder überall; die Menschheit vor den Thüren. Die Männer die Pfeife im Munde und die Kinder auf dem Schooße. Die Mutter mit dem Strickstrumpfe dabei.

Und dieses herrliche Glück soll aus der Welt geräumt werden! Und um was? Um Schlösser und Paläste? Um Kronen und Scepter? Die Socialisten sagen: um Recht und Gerechtigkeit. Albert meint: um dem Neid und der Mißgunst ein Opfer zu bringen. Er hat mir vorgerechnet, der ganze Erfolg der Socialisirung würde sein, daß die am schlechtesten gelohnten Arbeiter im Jahr 200 Mark gewonnen. Also für 200 Mark Frauenpuß, Branntwein und Bier gegen das allerhöchste Erdenglück, welches Menschen zu Theil werden kann!

5. October 1993.

Die Dinge gehen unaufhaltsam ihren Gang. Der Congress ist wieder zusammen gewesen und hat dem socialistischen Bau, wie er sagt, das Dach aufgesetzt. Nach kurzer Berathung ist auch der letzte Zwiespalt durch eine Art von Compromiß zum Austrag gebracht. Alle Mütter sollen ihre Stunde in der Klinik erwarten und auf Kosten des Staates in derselben verbleiben, so lange die Kinder der Mutterbrust bedürfen. Dann gehen die Mütter zu den Männern, und die Kinder werden vom Staate ernährt, erzogen und ausgebildet. Alle vor dem 2. Januar 1994 geborenen Kinder dürfen noch bei den Eltern verbleiben, doch sind Letztere berechtigt, sie dem Staate zur Ernährung und Erziehung anzuvertrauen.

So ist also jede Hoffnung dahin! Und wenn ich bisher noch einige Zweifel hatte, nun habe ich sie nicht mehr. Die Socialisirung wird der Untergang der Kulturwelt sein.

In der Debatte sind alle Bedenken recht gründlich durchgesprochen, und eigentlich ist kein Redner gewesen, der die Schattenseiten dieser Einrichtung nicht eingeräumt hätte. Aber die Staatsraison siegte. Im socialistischen Staate habe die Familie keinen Raum, so hieß es, und es dürfe anderen Interessen als denen für die Gesellschaft keine Stelle gelassen werden. Weiche man vor dieser letzten Consequenz jetzt feige zurück, so würde man später das Verabsäumte nachholen müssen, dann aber die Gesellschaft in Parteiungen spalten. Man tröstete sich damit, daß die Menschen sich an Alles gewöhnten, und die Freuden des Lebens im neuen Staate den elterlichen Schmerz vergessen lassen würden.

10. November 1993.

Seit dem Anfange dieses Monats hat man schon mit den Vorbereitungen begonnen, damit Alles rechtzeitig zur Ordnung gelangt. Inventuren werden aufgenommen, die Vorräthe abgeschätzt und zu Buch gebracht. Man meint aber, daß es garnicht möglich sei, in so kurzer Zeit mit der Riesenarbeit fertig zu werden.

27. November 1993.

Heute hatte ein Glaser aus der Stadt in meinem Zimmer zu thun. Er schien auch recht ungehalten über die Socialisirung zu sein. Er meinte, der Staat würde gleich im Anfange viele Arbeit bekommen; kein Mensch verstehe sich zu irgend einer Reparatur, und käme der 2. Januar ins Land, so müßten alle Maschinen und Geräthe fast neu gearbeitet werden.

10. December 1993.

Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, was ich im socialistischen Staate für einen Beruf ergreifen soll. Erzieherinnen in Privathäusern giebt es dort nicht mehr, und zum Unterrichten in der Schule habe ich weder Neigung noch Geschick. Mein Wunsch ist, mich recht nützlich zu machen, und mir scheint, daß ich mir in keiner Weise größere Verdienste erwerben kann, als wenn ich mich Derjenigen annehme, die in der socialistischen Gesellschaft am meisten benachtheiligt sind. Ich werde mich zu einer Wärterinstitute in einem Kinderasyl melden.

20. December 1993.

Mein Wunsch scheint in Erfüllung zu gehen. Ein alter Freund meines Vaters, Herr Büchner, langjähriger Director des statistischen Büreaus, hat sich für mich bemüht und schreibt mir heute, daß ich meine Anstellung im Kinderasyl als gesichert betrachten könne.

22. December 1993.

Auch Albert's gute Empfehlungen sind erfolgreich gewesen. Er wird am 2. Januar die Leitung einer großen Maschinenwerkstätte übernehmen.

Unsere Hochzeit soll noch ein wenig hinausgeschoben werden, bis wir Beide uns in unseren neuen Wirkungskreis hineingearbeitet haben. Ich weiß nicht, warum ich jetzt so ungern an meine Verheirathung denke. Mir ist, als sei alle Freude dahin. Und doch ist meine Liebe größer als je.

29. December 1993.

Für Formann's ist die glückliche Entscheidung gefallen, daß sie in Meiendorf verbleiben können. Er soll die Leitung der Oekonomie, sie die Führung der Hauswirthschaft und Meierei übernehmen. Aenderungen ihrer Stellung für die Zukunft sind vorbehalten. So bleibt ihnen doch wenigstens der Kummer erspart, dem Familiengute des Mannes den Rücken zu kehren. Ich packe bereits meine Sachen und reise schon übermorgen nach Berlin.

10. Januar 1994.

Ueber die allergroßten Schwierigkeiten des Ueberganges sind wir nun wohl hinweg. Es ist aber ein recht arger Wirrwarr gewesen, und viele komische Geschichten werden erzählt. Das Schwierigste ist die Einziehung des Geldes gewesen. Niemand

wollte mit seinen Goldstücken heraus, und viel Geld soll heimlich eingegraben sein.

Meine Arbeit war bisher noch nicht allzu schwer, weil es an dem Rohstoff fehlt, wie Albert scherzend sagte, den ich zu verarbeiten habe. Hauptsächlich bin ich noch in der Frauenklinik beschäftigt gewesen, wo sich jetzt mit jedem Tage die Zahl der Wöchnerinnen zu mehren beginnt. Kleine Kinder unter 6 Jahren sind erst sehr wenige eingebracht; selbst die in Privathäusern in Pflege gegebenen Waisenkinder scheinen die Pflegeeltern nicht aus der Hand lassen zu wollen.

24. Januar 1994.

Allmählich ist doch eine kleine Rinderschaar zusammengekommen. Es hat ja zu allen Zeiten Rabenmütter gegeben, aber nach dem Umfange dieses Stadtbezirks ist der Procentsatz nur gering. Die meisten Menschen wollen lieber die pecuniären Opfer bringen, als sich von ihren Kindern trennen. In maßgebenden Kreisen soll man über diesen Mißerfolg recht ungehalten sein, und man spricht davon, daß Maßnahmen geplant werden, die widerstrebenden Eltern willfähriger zu machen. Gelingt das nicht, so wird es freilich lange dauern, bevor die ersehnte Gleichheit in der socialistischen Gesellschaft zur vollen Thatsache wird.

Mir hat man die Abtheilung der drei- und vierjährigen übertragen. Die Kleinen schienen anfänglich scheu und furchtsam zu sein, aber ich gewann sie mir bald. Erst ließ ich sie artige Spiele spielen, dann mußten sie sich auf ihren Schemeln um mich setzen, und ich erzählte ihnen die Geschichten von Schneewittchen und Dornroschen. Wie ihnen dabei die Augen leuchteten!

15. Februar 1994.

Albert und ich kommen jetzt zweimal wöchentlich bei Hermann's hier wohnender Schwester zusammen. Ich erhalte Urlaub dazu, wenn die Kinder zu Bette sind. Es ist die einzige Zerstreuung, die ich habe, aber sie genügt mir. Albert erzählt stets mit köstlichem Humor von den endlosen Wirrnissen in seiner Fabrik. Alles geht bürokratisch und actenmäßig her. Ein unvermuthet sich ergebender Bedarf nach einem Material oder Geräth, oder eine als nöthig sich herausstellende Aenderung im Plan ruft fast immer einen Stillstand hervor, weil viele Schreibereien und Formalitäten erledigt werden müssen.

Auch unter den Arbeitern gehen kuriose Dinge vor. Die

Arbeiter, welche mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit besitzen, wie die Monteure, Former u. dgl., verlangen, daß um die einzelnen Arbeiten in der Fabrik gekabelt werde, weil Alle den gleichen Lohn empfangen. Keiner will es dem Anderen zuborthun, aber zurück zu bleiben scheut sich Niemand.

19. März 1994.

Eigentlich stände unserer Verheirathung nichts mehr im Wege. Wir könnten es machen, wie so viele junge Leute; sie miethen sich ein meublirtes Zimmer und gehen dann sogleich zum Standesamt. Es ist das auch am Ende der einzige Weg, denn bis zu einer Aussteuer bringt man es heute nicht mehr, weil von dem Einkommen nichts erspart werden kann, und weil es jedem lästig ist, sich eine Sammlung von Mobilien, Hausrath, Leinenzeug u. dergl. anzulegen, bevor man gar an das Heirathen denkt.

Mich drängt es unter heutigen Umständen nicht, so sehr mich auch das Verlangen beseelt, untrennbar mit ihm vereint zu sein. Auch Albert spricht nicht davon. Es scheint, als ob ihm etwas am Herzen nagt, was seinen fröhlichen Sinn danniederbrückt.

10. October 1994.

In der Frauenklinik spielen sich fast täglich traurige Scenen ab. Viele Mütter, die hier ihren Beruf erfüllt, werden nach Hause entlassen, und das ist nicht so leicht, als die Herren es sich dachten. Die Kleinen zwar verstehen es noch nicht und vergessen die Mutter bald, aber den Müttern ist's der schwerste Gram, den man ihnen auferlegen könnte.

Viele kehren auf Augenblicke in die Anstalt zurück, um sich nach ihren Kindern umzuschauen; oft in Begleitung ihrer Männer. Aber den Kleinen sind sie fremd geworden, und sie wenden sich schreiend von ihnen ab.

27. November 1994.

Oft habe ich recht trostlose Augenblicke, und wenn ich den Blick in die Zukunft richte, wird es mir schwarz vor Augen.

Heute Abend holte ich das Album hervor, welches mir die Eltern zu meiner Confirmation geschenkt, und mein Auge ward naß, als ich die schönen Widmungsworte meines Vaters darin fand. „Dein Grundsatz, liebe Louise sei, in schwierigen Fällen immer so zu handeln, wie es die Achtung vor Dir selbst verlangt; dann wirst Du nie in die Lage kommen, bereuen zu müssen.“

Kann denn eine Frau sich achten, die allen schöneren Pflichten der Ehe entsagt?

Es ist ein verzweifelttes Ding! Eine solche Frau möchte ich nicht sein, doch von Albert zu lassen, ist ein Gedanke, den ich nicht zu denken vermag.

10. December 1994.

Ich hatte gestern einen traurigen Abend und hernach eine trostlose Nacht. Was ich lange geahnt und gefürchtet, nun ist mir's zur Gewißheit geworden. Albert ist von einem unüberwindlichen Mißmuth erfüllt. Das Leben in der heutigen Gesellschaft ist ihm schal und ekelhaft. Wie sollte es auch anders sein bei einem Manne, der in all seinem Denken und Streben über das Niveau des Mittelmäßigen hinaus trachtet! Für große und hervorragende Leistungen ist in einer Gesellschaft kein Raum, der es als höchstes aller Ideale gilt, jedem Menschen die Möglichkeit ferne zu halten, einmal ein in ihm aufkommendes neidisches Gefühl gegen seinen Nächsten niederkämpfen zu müssen. In einer solchen Gesellschaft ist Alles klein und beschränkt angelegt, und eine aufstrebende energische Kraft fühlt sich nach allen Seiten hin eingeengt. Nach oben hin klagt Albert über unüberwindliche bürokratische Bornirtheit und bürokratisches Pflagma, nach unten hin über Gleichgültigkeit, Schlassheit und Trägheit der Arbeiter. Und das Schlimmste ist, daß es kein Mittel giebt, die geschickteren, befähigteren und fleißigeren Elemente anzuspornen. Es widerstrebt ihnen, sich hervorzu thun, seitdem durch die Gleichmachung alles Arbeitsverdienstes auf die Ungeschicklichkeit und Faulheit gewissermaßen eine Prämie gesetzt ist.

Albert machte am liebsten auf und davon. Er weiß nur nicht, wohin er sich wenden soll; in allen Kulturländern herrschen dieselben Uebelstände wie hier, und in uncivilisirte Länder zu gehen hat ihm die Socialisirung der Gesellschaft die Mittel geraubt. Aber ist es denkbar, daß ein so thatkräftiger Mann durch die Scheu vor Mangel und Entbehrung sich zurückhalten läßt, sein Bündel zu schnüren, wenn die mächtigsten Triebe ihn vorwärts drängen? O Gott, ich fürchte, es steckt etwas Anderes dahinter! Am Ende bin gar ich das Hinderniß!

13. December 1994.

Ich werde den Gedanken nicht mehr los. Albert möchte fort von hier, mag aber auch von mir nicht lassen. Wie gerne folgte ich ihm, theilte Noth und Strapazen mit ihm! Aber

darf ich schwaches Weib es wagen, mich wie ein Hemmschuh an ihn zu hängen? Würde ich nicht seine Schritte lähmen, in Roth und Gefahr die Freiheit des Entschlusses ihm rauben? Müßte ich nicht fürchten, die Ursache seines Untergangs zu werden?

28. December 1994.

Es ist Alles vorbei. Mein Glück ist aus, und ich wollte, auch mein Leben wäre aus. Wir waren gestern wieder bei Hormann's Schwester zusammen, und es war wohl das letzte Mal, daß ich an seinem Halse hing. Albert sprach viel von den Widerwärtigkeiten in seiner Fabrik, und daß es ein trostloser Gedanke sei, sein Uebelang zu halben Kraftleistungen verurtheilt zu sein. Ich erzählte von manchen Vorfällen im Kinderasyl, die auch nicht allzu erfreulich waren, und so wollte keine fröhliche Stimmung kommen. Allmählich kam das Gespräch auf eine unglückliche junge Frau, die die Trennung von ihrem Kinde, welches sie in der Klinik hatte lassen müssen, nicht zu ertragen vermochte und in einem Wahnsinnsanfälle sich aus dem Fenster gestürzt hat. Ich theilte auch noch andere traurige Fälle mit, die in der Frauenklinik sich abgespielt. Albert schien tief ergriffen zu sein. Er legte seinen Arm fester um mich, und wir saßen lange schweigend aneinander. „Mein armes Herz,“ brachte er endlich zögernd heraus, „es ist für bessere Menschen heute eine furchtbare Zeit. Möchtest Du die Frau eines Mannes sein, der Dich nicht einmal zur Mutter seiner Kinder machen kann?“ Ich mochte nicht zu ihm aufblicken und barg meinen Kopf an seiner Brust. Mir war, als ginge mir ein Dolchstoß durch das Herz; ich konnte die Thränen nicht zurückhalten und brach allmählich in lautes Weinen aus. Albert preßte mich an sich und bemühte sich, mir die Thränen zu trocknen. „Es läßt sich heute nicht aussprechen,“ sagte er nach einer Weile; „prüfe und überlege Dir die Frage und sage mir ein andermal, wie Du denkst.“

Ich vermochte kein Wort zu erwiedern, und meine Zeit war auch um. Ich warf mich noch einmal an seine Brust und drückte ihn an mich und küßte ihn. Dann stürzte ich zur Thür hinaus.

Es war eine bitterschwere Nacht. Ich wälzte mich ruhelos umher, und mein Kopfkissen ward naß von meinen Thränen. Müßte ich eine Stelle auf der Welt, auf der Raum für uns Beide wäre, ich hätte den saueren Entschluß nicht über mich gebracht. Aber ich hatte sein Glück zu wahren und die Achtung vor mir selbst, und wie ich auch verzweifelte und rang, ich konnte weder Rettung noch Hülfe finden. Als ich mich heute

Morgen, müde und durchwacht, von meinem Lager erhob, war ich mit mir klar und setzte mich nieder und schrieb:

Mein lieber, theurer Albert!

Unser Schicksal will es anders als wir. Wie glücklich bin ich gewesen in meiner Liebe zu Dir, und wie stolz würde ich geworden sein als Dein Weib! Eine Gattin aber nach dem Herzen der heutigen Menschheit werde ich nicht.

Laß uns thun, was wir uns selbst schuldig sind! Ich werde nicht aufhören Dich zu lieben, und in allem, was ich thue, wird Dein Bild die leuchtende Sonne meiner Seele sein. Dich aber lasse ein gütiges Geschick die Ziele finden, die Dein hoher Sinn wie Dein thatkräftiger Geist erstrebt. Das wird sein und bleiben mein höchster Wunsch, mein heißestes Gebet.

Deine Louise.

Schon in der Dämmerungsstunde traf Alberts Antwort ein:

Mein theures Herz!

Du hast gesprochen, wie ich mir's dachte. Ob es richtig ist? ob es so kommen mußte? Der Schmerz brennt zu tief in mir, als daß ich ein Urtheil hätte. Mein Lebelang aber wird es mir der süßeste Gedanke sein, daß mich ein solches Weib geliebt.

Sei es denn, wie Du willst! Doch nur von Deinem Leibe, nicht von Deinem Herzen kann ich mich trennen. Gott gebe Dir Trost, und Engelschaaren behüten und schirmen Dich!

Dein Albert.

So hat also der goldene Traum sein Ende gefunden. O Gott, gieb mir Kraft und laß mich nicht in Anfechtung fallen!

3. Januar 1995.

Hormann's Schwester lud mich mit kurzen Worten zu heute Abend ein. Was mag sie für einen Zweck damit haben? Ware es möglich, daß Albert noch einmal — —? Das wäre zu viel für meine Kraft. Es wäre ein Wagniß, eine Vermessenheit. Ich bleibe daheim.

4. Januar 1995.

Albert ist richtig dort gewesen. Auguste Hormann war hier und erzählte es mir. Er hat sich zur Abreise gerüstet, es aber nicht über sich bringen können, ohne Abschied von mir aus der Heimath zu gehen. Es war gewiß eine gute Eingebung, die mich hier bleiben hieß. Ihm für immer Lebewohl zu sagen, das wäre zu viel für mich gewesen.

Albert wird mit seiner Creditkarte bis Baku kommen, hofft dort für den Restbetrag derselben leicht bewegliche Waaren ein-

zutauschen, die sich auf der Weiterreise gegen Geld umsetzen lassen. Dann geht es weiter in die weite, weite Welt. Seine Hoffnung ist, unter den soeben erwachten Bewegungen der Kultur in Mittelasien sich sein Fortkommen zu erkämpfen.

5. Januar 1995.

Albert ist fort. Sei stille, Herz, und verzage nicht! — Ich habe das Gefühl, als müsse ich weg von hier; als fände ich hier nicht Arbeit genug, mich von meinem Kummer abzulenken. Ich glaube, wenn ich in einem Krankenhause wäre und die Aufgabe hätte, den Leidenden Linderung zu verschaffen und Verzagten Muth einzusprechen, ich käme am leichtesten über meinen Schmerz. Vielleicht, daß der alte Bückner mir dazu zu verhelfen im Stande ist.

1. Februar 1995.

Seit acht Tagen bin ich als Krankenpflegerin hier im Kaiser und Kaiserin Friedrich-Stift. Es ist der Name eines großen Dulders, den diese Anstalt trägt. Was dieses edlen Menschen Seele zu tragen hatte, wiegt am Ende noch schwerer als mein Leid, und der Gedanke daran soll mir zur Stärkung dienen. Ich habe mir den Namen Schwester Martha beigelegt, denn auch mein Name soll mich nicht daran erinnern, welche Seligkeit ich aufgegeben habe. Es war nicht ganz leicht, mich in diese neue Thätigkeit zu finden. Es ist viel Schweres und Widriges damit verknüpft, aber ich gewöhne mich daran. Vielleicht hat nicht einer von den Kranken, die ich zu pflegen und aufzurichten habe, so viel zu leiden, als ich, aber es thut mir wohl, ihnen zu helfen, und mein Herz findet sein Genüge daran. Fahre ich so bis zu meinem Lebensende fort, so werde ich mein Haupt mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, daß ich trotz des Grams, den die Gesellschaft mir angethan, meinen Beruf als Weib nicht verfehlt habe.“

Von hier an wurde das Tagebuch lückenhafter und enthielt im Wesentlichen nur noch Dinge, die mit dem Schicksal der Freundin und mit der großen Frage, die mich beschäftigte, in keinem engeren Zusammenhange stehen. Ich war tief ergriffen von allem, und konnte meine Gedanken nicht abwenden von diesem Engel in Menschengestalt und seinem tragischen Geschick. Aber auch der Werdegang dieser Umwälzung, wie das Tagebuch in leichten Strichen ihn mir vorführte, hatte mich mächtig erregt. Wie hatte es doch so eigenthümlich sich gefügt, daß die Mensch-

heit einer Idee hatte Raum geben können, die so sehr mit allen Regungen im Widerspruche steht, die wie ein klar sprudelnder Quell so natürlich dem Gemüth und dem Herzen entspringen? Wie hatte die Verblendung der Bevorzugten der Erde es geschehen lassen können, daß alle die Millionen in Bahnen einlenkten, die, wie ich nun nicht mehr zu zweifeln vermochte, die Gesellschaft von der höchsten Stufe der Kultur in den tiefsten Abgrund stürzen müssen?

Mein Sinnen und Grübeln hielt mich lange auf meinem Lager wach, aber als mich endlich der Traumgott umfing, stiegen wundersüße Bilder der Vergangenheit in mir auf. Ich sah, wie mein Knabe in seinem Bettchen die Arme nach mir streckte und mir sein erstes „Papa“ entgegen lallte; wie er auf meinen Knien sich schaukelte, lustig sich tummelte und spielte und im sinnreichen Spiel sein kleines Herz und seinen Verstand zu bilden sich bemühte. Ich sah, wie er wuchs und gedieh und lernte und nach Erkenntniß strebte, und wie er schließlich in das Leben hinaus trat als ein Jüngling, der das Gute liebt und dem Bösen abhold ist. Und indem der Gott der Träume alle diese süßen Bilder mir vorgaukelte, durchkostete ich noch einmal das herrlichste Glück, das im Laufe meines Lebens mich beseligt hatte.

Siebentes Kapitel.

Eine Unterredung mit dem Reichskanzler.

Wenige Tage darauf empfing ich ein kurzes Billet des Generaldirectors Büchner. Der Reichskanzler hätte den Wunsch, mich über einige Punkte mündlich zu instruiren und ließe mich bitten, abends sieben Uhr auf einige Augenblicke zu ihm zu kommen. Das war meiner Wißbegierde keineswegs unangenehm, und ich trat präcise zur angesagten Stunde bei dem Herrn Reichskanzler ein.

Ich fand in ihm einen schlanken, hochgewachsenen Mann, der sich trotz seiner Siebzig noch aufrecht trug. Auf seinem Antlitz ruhte ein sinniger Ernst, und die gedankenvolle Stirn, wie die scharf ausgeprägten hageren Züge ließen den Mann der Geistesarbeit in ihm erkennen.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Ost,“ begann er die Unterredung, nachdem er mich mit einer Handbewegung zum

Sigen genöthigt, „weil es mich drängt, einige besonders mir am Herzen liegende Punkte mit Ihnen durchzusprechen. Durch Herrn Generaldirector Büchner wird Ihnen bekannt sein, daß es mir gelegen kommt, über die heutige Betriebsweise der Landwirthschaft das Urtheil eines Mannes zu hören, der selbst ausübender Landwirth war in einer Zeit, die für die technische Verbesserung des Landbaues, namentlich für die Nutzbarmachung der wissenschaftlichen Forschung von höchster Bedeutung wurde, und wie ich höre, haben Sie gerade jene ewig denkwürdigen Jahrzehnte mit durchgemacht, in denen sich durch Liebig's großartige Entdeckungen eine wahre Revolution in den Bestrebungen der Landwirthschaft vollzog.“

„Gewiß, Excellenz,“ war meine Antwort, „diese glanzvolle Epoche habe ich als Landwirth erlebt und bin selbst zu meinem Theile bemüht gewesen, den Lehren der Wissenschaft unter meinen Berufsgenossen Eingang zu verschaffen.“

„Nun, seit jener Zeit hat dieser segensreiche Beruf an Bedeutung für die Menschheit noch nicht verloren. Im Gegentheil, je mehr die Erde sich bevölkert hat, desto gebieterischer ist die Nothwendigkeit hervorgetreten, mit peinlichster Sorgfalt alle Hülfquellen zu erschließen, aus denen sich Nahrungsmittel für alle die Millionen gewinnen lassen. Ob wir uns in dieser Beziehung heute auf der Höhe unserer Aufgabe befinden, das ist die Frage, die ich mir oft nicht ohne Sorgen durch den Kopf gehen lasse.“

„Ow. Excellenz wollen sich versichert halten, daß ich es als einen unermesslichen Vorzug betrachte, nach Verlauf eines Jahrhundert's die Welt in ihrer Arbeit wiederzuschauen und den Werth der Kämpfe und Bestrebungen meiner Zeit an den Früchten zu erkennen, die aus ihnen hervorgegangen sind. Ich vermag mir aber nicht anders zu denken, als daß diese Früchte sehr reiche sein müssen, und daß allen Riesenfortschritten der Industrie, die ich mir vorstelle, auch die Landwirthschaft ebenbürtig zur Seite stehen wird.“

„Das thut sie auch, Herr Ost,“ entgegnete er; „seitdem der Forschung die Bahnen geöffnet waren, hat immer eine Erkenntniß die andere hervorgerufen, und bei der stetigen Zunahme des Wissens ist es der Landwirthschaft gelungen, die Kräfte des Bodens zu erhöhen und feindseligen Einflüssen der Natur mit größerem Erfolge entgegen zu treten. Aber die Sorgen, die mich bedrücken, erstrecken sich nicht auf die Prosperität der landwirthschaftlichen Kunst im Allgemeinen, sondern allein auf die

Frage, ob wir in unserem socialistischen Staate diese hohe Kunst zu voller Wirksamkeit bringen. Ich bin — dazu drängte mich ja schon die wichtigste Aufgabe, die der neue Staat mir auf die Schulter gelegt — mit größtem Eifer darum bemüht gewesen. Es ist ja heute die Sache des Staates, alle die Genüsse zu schaffen, die die Menschheit verlangt, aber das Nahrungsbedürfnis muß befriedigt sein, bevor zur Erheiterung, zur Bequemlichkeit, zur Verfeinerung des Daseins die Kräfte verfügbar sind, und nur was uns die Beschaffung von Nahrungsmitteln an Arbeitskräften übrig läßt, kann für diese höheren Zwecke der Gesellschaft Verwendung finden.“

„Das verstehe ich sehr wohl,“ fiel ich ein, „aber ich meine, bei der heutigen Dichtigkeit der Bevölkerung muß die Zahl der Menschen, die für andere Productions-Thätigkeit als die Nahrungsbeschaffung verwendbar sind, eine bedeutend vermehrte sein. Die Erfahrung lehrt, daß hochentwickelte Völker um so reicher werden, in je größerer Zahl sie sich auf der Quadratmeile zusammendrängen, und dieser Umstand erklärt sich sehr leicht aus der Thatsache, daß die Beschäftigung mit der Industrie, mit jener Thätigkeit, die den Rohstoff veredelt und in höhere Formen bringt, im Allgemeinen erfolgreicher ist als die Thätigkeit, die den Rohstoff erzeugt und der Natur abringt.“

„Darin haben Sie wohl recht. In einem industriereichen Lande pflegt die Dichtigkeit der Bevölkerung eine Quelle des Wohlstandes zu sein, und auch in unserem Vaterlande ist der Reichthum in progressiver Weise gewachsen, je mehr es durch die Zahl seiner Bewohner genöthigt war, aus weniger bevölkerten Ländern an Nahrungsmitteln zuzukaufen. Aber was mich schon seit einigen Jahren quält, ist die Wahrnehmung, daß in dieser Beziehung ein Wandel sich vollzieht. Ich habe dem Gedeihen der Landwirthschaft meine ganze Sorgfalt zugewandt und scheue kein Opfer, das nach den Ansichten des Herrn Ministers für Landwirthschaft für die Hebung der Bodenerträge irgend ersprießlich scheint. Alle Versuchstationen sind in reger Thätigkeit, und allen Anforderungen, die von den Organen der landwirthschaftlichen Verwaltung an mich herantreten, wird in bereitwilligster Weise genügt. Es wird an keiner Arbeitskraft gespart, die von den Wirthschaftsbeamten für ihren Betrieb verlangt wird; für landwirthschaftliche Bauten wird eine Anzahl von Maurern und Zimmerleuten hergegeben; der Bedarf an landwirthschaftlichen Maschinen ist seit der Socialisirung der Gesellschaft, d. h. seitdem der Betrieb die Anschaffungskosten nicht mehr

zu bezahlen hat, ungleich größer wie zu irgend einer früheren Zeit, und deren Herstellung nimmt einen namhaften Theil unserer Arbeitskräfte in Anspruch; auch der Verbrauch von künstlichem Dünger und von Kraftfuttermitteln hat seitdem eine außerordentliche Steigerung erfahren, und es ist keineswegs erfreulich für die Regierung, zur Herstellung derselben eine größere Zahl von Arbeitern und zum Ankauf der Rohstoffe aus dem Ausland eine vermehrte Menge von industriellen Erzeugnissen abgeben zu müssen. Ich kann zu meiner Genugthuung sagen, daß der socialistische Staat, wie die Zahlen der Anbau- und Erntestatistik uns zeigen, die Ergiebigkeit des Bodens nicht hat zurückgehen lassen, sondern daß wir eine Steigerung der Erträge zu constatiren vermögen. Meine Befürchtung aber ist, diese Förderung der Kultur wird zu theuer erkauft. Wenn auch die Herstellung derjenigen Erzeugnisse, die wir für den Import der aus dem Auslande zu beziehenden Mengen an Brodform und Fleischnahrung herzugeben haben, heute mehr Arbeitskräfte in Anspruch nimmt als früher, so ist doch die Abnahme der zur Beschaffung von Kleidung und allen zu Vergnügungen, zur Erheiterung, zur Bequemlichkeit, überhaupt zur Verschönerung des Lebens dienenden Genüsse verfügbar bleibenden Menschenhände zu groß, als daß ich eine andere Erklärung dafür zu finden vermöchte.“

„Wenn ich also recht verstehe, Excellenz,“ entgegnete ich, „würde ich als meine Aufgabe zu erfassen haben, die Gründe klar zu legen, die seit der Socialisirung der Gesellschaft dem Anscheine nach die Vertheuerung der Herstellung von Brod und Fleisch herbeigeführt haben.“

„Ganz recht, Herr Ost,“ war die Antwort. „Ich wünsche hierüber recht klar zu sehen, da ich nach zwei Seiten hin Verbesserungen erstrebe. Ich möchte, soweit es in rationeller Weise möglich ist, die Ergiebigkeit der Landwirthschaft erhöhen, um in dem Ankauf von Nahrungsmitteln entlastet zu sein; ich möchte aber zugleich das Quantum der menschlichen Arbeitskraft, die zur Herstellung von landwirthschaftlichen Producten Verwendung findet, wieder auf dasjenige Maß zurückföhren, das in früherer Zeit dazu genügt hat. Haben Sie nur die Güte, sich recht deutlich vorzustellen, wie sehr es im Interesse der Gesellschaft liegt, in dieser Beziehung Erleichterung zu schaffen. Die letzte Volkszählung, deren Ergebnisse Ihnen bekannt gewesen sind, nämlich des Jahres 1885, hatte eine Einwohnerzahl von rund 47 Millionen ergeben, und schon damals überragte die Bevölkerung den Ertrag des Bodens so sehr, daß erhebliche Mengen von Getreide einge-

führt werden mußten. Heute haben wir 100 Millionen Bewohner, also 53 Millionen mehr, deren ganzer Nahrungsbedarf zu importiren ist. Rechnen wir nur einen Brodkornverbrauch von 300 Pfund pro Kopf, so ergiebt das allein an Brodkorn einen Mehrimport von 159 Millionen Centner. Nun haben Sie ganz recht, daß dieser Zuwachs der Bevölkerung bei tüchtiger Arbeitsleistung durch industrielle Thätigkeit viel höhere Werthe herzustellen vermag, als der Werth der Nahrungsmittel beträgt, die aus dem Auslande anzukaufen sind, und daß der Gesellschaft darum auch zur Verschönerung des Daseins eine vermehrte Zahl von Menschenhänden verfügbar wird. Aber die Voraussetzung dabei ist eben, daß die Arbeitsleistung sich auf derselben Höhe hält, auf der sie früher gestanden hat, denn jede Verschwendung von Arbeitskraft führt gerade zur Verminderung dieser für die Verfeinerung des Daseins arbeitenden Menschenhände hin und muß darum einen Rückgang im gesammten Lebenshalt der Gesellschaft zur Folge haben. Wenn Sie sich aber vergegenwärtigen, daß es nur ein kleiner Theil aller Menschenhände ist, die nicht für die unumgänglichen Bedürfnisse an Nahrung, Bekleidung und Wohnung, sondern nur für verfeinerte oder, wie ich sagen möchte, für luxuriöse Bedürfnisse in Thätigkeit sind, so wird Ihnen die Größe der Gefahr für die Gesellschaft schon verständlich werden.“

Die Richtigkeit dieser letzten Bemerkung des Herrn Reichskanzlers war mir sehr klar. Zu meiner früheren Zeit überwog die Zahl der in der Landwirthschaft beschäfftigten Erwerbsthätigen die Gesamtzahl aller industriellen Arbeiter. Schon damals aber hatten die Letzteren nicht allein alle die Millionen des Volkes mit Kleidung, Schuhzeug, Hausgeräthen und Arbeitswerkzeugen zu versorgen, sondern auch der Landwirthschaft die mannigfaltigen Hülfsstoffe, Ackergeräthe, Utensilien und Maschinen zu beschaffen und zugleich diejenigen Fabrikate herzustellen, ohne deren Verkauf an das Ausland die Mittel zum Ankauf der im Lande nicht producirten Nahrungsmittel nicht vorhanden gewesen wären. Mit der Zunahme der Bevölkerung mußte sich das Verhältniß insofern freilich günstiger gestalten haben, als die Zahl der für die Landwirthschaft erforderlichen Arbeitskräfte relativ, d. h. im Verhältniß zur Gesamtzahl der Arbeitskräfte, geringer geworden war. Immerhin aber mußte die Zahl der für die nothwendigen Bedürfnisse erforderlichen Menschenhände noch eine so überwiegende bleiben, daß jeder Rückgang in der Zahl der für nicht nothwendige Bedürfnisse

Thätigen nicht anders als in einem hohen Procentsatze zum Ausdruck kommen konnte und darum in der Menge der zum Vergnügen und zur Verschönerung der Existenz dienenden Genüsse eine fühlbare Verminderung zum Vorschein bringen mußte. Ich fühlte mich also gedrungen, dem Herrn Reichskanzler ein Wort der Zustimmung zu sagen und ihm die Versicherung zu geben, daß ich es mir sehr angelegen sein lassen würde, die Ursachen des größeren Verbrauches der Landwirthschaft an Arbeitskräften aufzufinden.

„Es ist aber auch noch ein Anderes,“ fuhr der Herr Reichskanzler fort, „was mir in Betreff der Rentabilität des heutigen Landwirthschaftsbetriebes Bedenken einflößt. Außer den hauptsächlicheren Erzeugnissen desselben, als Getreide, Fleisch von Rindern, Schafen und Schweinen, Milch, Butter und Käse, sind der Gesellschaft noch manche andere Nahrungsmittel zugeflossen, die gewissermaßen als Nebenproducte gewonnen wurden, und die, so sehr sie hinter jene zurücktreten, doch dem Volke sehr unentbehrlich sind und immerhin einen nicht unbeträchtlichen Werth repräsentiren. Ich habe da vor anderen im Auge: Eier, Geflügel und Honig. Unter diesen sind namentlich die Eier von höchster Wichtigkeit, denn sie sind der Gesundheit sehr dienlich, zu den mannigfachsten Zwecken verwendbar und galten stets als eine sehr billige Quelle von Eiweißsubstanz. Aber die Production dieses ungemein wichtigen Nahrungsmittels ist stark zurückgegangen. Dasselbe gilt von der Geflügel- und Bienenzucht. So sehr ich auch bemüht gewesen bin — und ich habe darin die eifrigste Unterstützung des Herrn Ministers für Landwirthschaft gefunden — es ist uns nicht gelungen, einen Wandel zu schaffen. Aus den landwirthschaftlich-technischen Kreisen wird uns immer entgegengehalten, die Production von Eiern, von Federvieh und Honig würde vollständig unrentabel werden, wenn man andere landwirthschaftliche Erwerbsquellen um ihretwillen zurücksetzen wollte, und so vermögen wir uns dem Vorwurf nicht zu entziehen, daß wir dem Bedürfniß der Gesellschaft in so wichtigen Dingen nicht gerecht werden können. Am meisten sind es die Klagen wegen unzureichlicher Versorgung des Marktes mit Eiern, die mich drücken. Also auch auf diesen Punkt möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, Herr St. Sie werden sich ein ganz besonderes Verdienst erwerben, wenn Sie uns die Gründe dieser Erscheinung nachzuweisen und Mittel zur Abhülfe in Vorschlag zu bringen vermöchten.“

Ich war ganz erstaunt über diese Worte und wußte im

ersten Augenblicke nicht, was ich darauf erwiedern sollte. So lange ich Landwirth gewesen, war die Geflügelzucht mit großer Vorliebe von allen ländlichen Damen betrieben, von der Frau Baronin bis zur Tagelöhnerfrau hinab, und nichts hätte mir ferner gelegen, als dieselbe für einen kostspieligen und wenig rentablen Produktionszweig zu halten. Auch die Bienenzucht war mehr eine Quelle des Vergnügens als der Arbeit gewesen. Sie hatte vielen Leuten gewissermaßen zur Erholung gedient, wenig Kosten verursacht und doch bei einiger Pflege und Sorgfalt großen Gewinn gebracht. Was konnte es für Gründe haben, diese so lohnenden Nebenbetriebe der Landwirthschaft im socialistischen Staate wegen Unrentabilität zurückzustellen?

„Sch vermag zwar im Moment nicht zu sagen, Excellenz,“ brachte ich endlich hervor, „was diese mir unerklärliche Erscheinung für Gründe haben mag, aber es soll mein Bestreben sein, sie aufzufinden. Wie mir scheint, wird der erste Theil meiner Aufgabe mir leichter werden. So gewagt es wäre, mir auch darüber, bevor ich mir die heutige Betriebsweise vollkommen verständlich gemacht, ein abschließendes Urtheil zu erlauben, so dürfte meiner Vermuthung nach doch eine der Ursachen für die größere Kostspieligkeit der Nahrungsbeschaffung in dem Umstande zu finden sein, daß bei dem völligen Mangel an Concurrrenz im socialistischen Staate mit geringerer Energie gearbeitet wird als früher. Nach dem Bilde, welches ich bisher über die Prosperität der socialistischen Production zu entwerfen im Stande war, wäre ich anzunehmen geneigt, daß die Schwierigkeit, die es der Regierung macht, die Genüsse der Gesellschaft auf gleicher Höhe zu erhalten, in gewissem Grade in einer Verminderung des Arbeitstriebes ihre Ursache hat.“

„Darin haben Sie recht,“ war die Antwort; „daß nicht mehr mit dem gleichen Eifer gearbeitet wird, ist unverkennbar, und wer die Natur des Menschen kennt, der wird es erklärlich und begreiflich finden.“

„Es würde also die nächstliegende Aufgabe sein, nach Mitteln zu suchen, durch die man diesen Uebelstand zu beseitigen vermöchte. Und würde es gelingen, den Eifer der Arbeiter zu beleben, so wäre wohl die Hoffnung noch nicht ganz verloren, die socialisirte Gesellschaft in gedeihlicher Entwicklung zu erhalten.“

„Das war auch meine Hoffnung, Herr Ost. Sie war nur schwach, aber ich hatte sie, und so lange mir nur ein Schimmer davon verblieb, war die Sorge, die mich drückte, verhältnißmäßig leicht. Es ist wahr, es ward uns bis dahin schwer, die

Gesellschaft auf dem Niveau des Reichthums zu erhalten, zu dem sie sich emporgearbeitet hatte, weil es uns bei der sinkenden Energie der Arbeit an Menschenhänden fehlte. Wäre dies das einzige Uebel gewesen, es wäre durch wachsende Erkenntniß der Menschen vielleicht überwunden worden. Unbemerkt aber und unscheinbar zog eine andere Gefahr herauf, die sich heute schon in deutlicheren Umrissen zeigt, und deren wachsende Gewalt keine menschliche und göttliche Kraft wird zurückhalten können.“

Der Herr Reichskanzler schwieg einen Augenblick, und ein düsterer Schatten legte sich auf sein sinniges Antlitz. Dann fuhr er mit nachdenklicher Miene und Wort für Wort langsam betonend fort:

„Der socialistische Staat wird nicht zu Grunde gehen, weil es ihm für die Arbeit an Menschenhänden fehlt, sondern weil es ihm für die Menschenhände an Arbeit gebricht.“

Das war ein Wort von furchtbarem Ernst. Der Mangel an nutzbringender Beschäftigung war in den Zeiten der Vergangenheit die Ursache aller Leiden der niederen Volksklassen gewesen. Mit der Zunahme des Wohlstandes der Gesellschaft hatte er sich im Laufe der Jahrhunderte vermindert, und das riesig sich vermehrende Kapital, dem äußeren Scheine nach der unerbittliche Feind des Arbeiterstandes, hatte in seinem Suchen nach Arbeitskräften sich selbst Concurrrenz gemacht und war mit seinem Wachsthum die belebende Sonne geworden, unter deren fruchtbringenden Strahlen derselbe seine Lage zu verbessern und aus seiner persönlichen Abhängigkeit sich zu befreien vermochte. Immerhin hatte die Beschäftigungslosigkeit nicht ganz aufgehört, ein schwer empfundenes Uebel zu sein, denn unregelmäßige Strömungen riefen unaufhörlich Störungen hervor, die bald hie bald da zu Elend und Nothständen führten, und diesen Uebelstand aus der Welt zu schaffen, war einer der Beweggründe zur Einführung des socialistischen Staates gewesen. Die socialisirte Gesellschaft, so wähnte man, würde alle ihre Glieder in Erwerb und Thätigkeit halten. War auch in diesem Punkte die Rechnung eine falsche gewesen? War gerade die Socialisirung der Arbeit eine Quelle der Beschäftigungslosigkeit geworden?

Wie schon an jenem Nachmittage, als ich beim Einkaufe meiner kleinen Bedürfnisse in die Besonderheiten des heutigen socialen Lebens einige Einblicke that, so ging auch in diesem Moment eine dunkle Ahnung in mir auf, als müsse die Nivelirung der Bedürfnisse ein ungünstiges Zeichen für die Prosperität der neuen Gesellschaft sein. Wiederum aber wußte ich

mir von Ursache und Wirkung nach kein klares Bild zu entwerfen. In höchster Spannung hing mein Auge an den Lippen des Herrn Reichskanzlers, der nach kurzer Pause mit sorgenvoller Miene in seinen Ausführungen fortfuhr:

„Sie sind ein Mann der Praxis, Herr Ost, und als solcher werden Sie sich selbst schon zum Bewußtsein gebracht haben, daß mit der Socialisirung der Gesellschaft gewisse Aenderungen in der Productionsweise sich vollziehen mußten. Die hohen luxuriösen Bedürfnisse der reichen Leute mußten ihre Endschafft haben, sobald der Reichthum verschwand, und der Ertrag der Production als Gesamtgut der Menschheit in gleiche Theile ging. Die Folge davon war, daß alle jene Luxusgegenstände, die nur von Leuten gekauft werden konnten, deren Einkommen über das durchschnittliche Einkommen hinausging, nicht mehr hergestellt werden durften, und daß die Menschenhände, die damit beschäftigt gewesen, Verwendung finden mußten in der Herstellung von solchen Verbrauchsgegenständen, die nun von allen denen verlangt wurden, die vorher in ihren Einnahmen hinter dem Durchschnittseinkommen zurückgeblieben waren. Ein völliger Ausgleich hat dabei nicht stattgefunden, denn die Herstellung eines großen Theiles jener hochwerthigen Luxusgegenstände, in deren Erzeugung eine Einschränkung stattfand, erfordert weit mehr Anstrengung der Menschenhand, als die Erarbeitung der an ihre Stelle tretenden minderwerthigen Fabrikate, bei der auch das Kapital in bedeutendem Maße in Wirksamkeit tritt. Um Ihrem Verständnisse näher zu kommen: wenn beispielsweise die Erzeugung von kostbaren Gegenständen der Kunst und der Kunstgewerbe, der Glas- und der Porzellanindustrie, der Holzschneiderei u. dergl. für den inländischen Verbrauch ihre Endschafft fand, und ferner eine große Menge persönlicher Dienstleistung, für die im Haushalte der Reichen lebhaftes Bedürfniß war, in Wegfall kam, dafür aber in größerer Menge als bisher Kleidungsstücke, Schuhzeug, feinere Nahrungsmittel oder mit geringerer Kunstfertigkeit zu erzeugende Gegenstände des Zimmerschmucks hergestellt wurden, so wurde, obwohl der Gesamtwertb der Production derselbe verblieb, eine Anzahl von menschlichen Arbeitskräften frei, weil bei der Herstellung der letzteren mehr als bei jenen mechanische Kräfte in Anwendung kommen.

Gesetzt aber auch den Fall, fuhr der Herr Reichskanzler fort, „es wären dadurch Arbeitskräfte überflüssig geworden — in Wirklichkeit ist es nicht der Fall, weil wir durch die Verminderung der Leistungen der Arbeiter weit mehr verloren haben,

als hierdurch gewonnen sein konnte — so würde daraus ein fühlbarer Uebelstand noch kaum hervorgegangen sein. In anderen Berrichtungen zum Nutzen der Menschheit, z. B. in der Anlage von öffentlichen Gärten, in der Einrichtung von Vergnügungslocalen, in der Verbesserung der Wohnungen u. dgl. würde sich Beschäftigung genug gefunden haben, und ich neige in der That dem Glauben hin, wenn nur nicht zugleich andere Uebelstände dem socialistischen Staate an der Wurzel nagten, dieser Rückgang in der Zahl der Bedürfnisse würde es uns nicht unmöglich gemacht haben, in Consum und Production die Gesellschaft im Beharrungszustande zu erhalten. Aber unser Deutsches Reich ist nicht der einzige Staat, in welchem diese Einschränkung der Bedürfnisse sich fühlbar machte. Gleichzeitig hat ja auch in allen anderen Kulturländern die socialistische Produktionsweise und damit dieser Uebelstand sich eingebürgert, und in Folge dessen nahm derselbe Dimensionen an, die ihn für die Zukunft als eine ernste Gefahr erscheinen lassen. Zunächst erwachsen uns Schwierigkeiten daraus, daß wir in den Agrikulturländern die frühere Menge verfeinerter Bedürfnisse nicht mehr finden. Von ihnen haben wir unsere Nahrungsmittel zu beziehen, und unsere Fabrikate müssen im Ankauf derselben als Tauschmittel dienen. In derselben Lage befinden sich alle anderen Industrieländer der Welt. Auch ihnen ist der Export die Existenzbedingung, das Hülfsmittel zur Beschaffung des Nahrungsimportes. So lange die Zahl der Gegenstände, die dem Bedürfnis zu dienen vermögen, eine unbeschränkte und mannigfaltige war, ward es den Industrieländern nicht schwer, durch einen großartigen Export ihrer Bevölkerung reichliche Nahrung zu schaffen. Je nach der Geschicklichkeit der Bewohner und der Veranlagung des Volkes fand das eine Land in dieser, das andere in jener industriellen Beschäftigung eine unerschöpfliche Quelle des Erwerbs. Seitdem aber mit der Socialisirung der Gesellschaft in allen Ländern die Bedürfnisse auf ein einfacheres Niveau herabgesunken sind, ist allen kostbaren Erzeugnissen überall der Markt verschlossen, und alle Industrieböcker sehen sich genöthigt, sich auf die Herstellung eben dieser Gegenstände zu werfen, die einfacheren Bedürfnissen Rechnung tragen. Dies aber, wie ich sagte, sind eben die Dinge, deren Hervorbringung ein geringeres Maß von Kunstfertigkeit und eine geringere Zahl von Menschenhänden erforderlich macht. Dadurch wurde der Absatz von Fabrikaten wesentlich erschwert. Einestheils gelang es den Agrikulturländern, die leichter herzustellenden Gegenstände in größerem Maße selbst zu erarbeiten

und sich dadurch vom Auslande weniger abhängig zu machen, und andertheils entstand in Folge der Verminderung der Nachfrage unter den Industrieländern eine vermehrte Concurrenz, die den Werth ihrer Ausfuhr zum Sinken brachte. Sie alle werfen in verstärktem Maße die minder kostspieligen Fabrikate für einfachere Bedürfnisse auf den Markt. Aber so sehr es auch für die Menschen einen Reiz haben mag, bei rückgehenden Preisen in größerer Menge sich Kleider und Schuhzeug oder einfachere Schmuck- und Biergegenstände zu kaufen, auch hierin ist schließlich eine Grenze gesteckt, und was darüber hinaus in den Handel gelangt, ist rettungslos der Werthlosigkeit verfallen. Sie werden sich hieraus klar zu machen im Stande sein, einer wie ungeheuren Gefahr wir entgegen gehen. Die Dehnbarkeit der Bedürfnisse war die treibende Kraft aller Kultur, auf dem materiellen, wie auf dem geistigen Gebiete. Wird das Bedürfniß von seiner Höhe herniedergedrückt, so wird die materielle Wohlfahrt der Menschheit und damit die Civilisation in Frage gestellt. Nur in dem sich Ausdehnen und Wachsen pulst alles Leben in der Welt; von dem Augenblicke an, wo das Wachsthum zum Stillstand gelangt, gehen die Geschöpfe ihrem Verfall entgegen.“

Der Herr Reichskanzler schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Ich aber vermochte mir doch noch nicht ganz klar zu machen, warum dieser Umstand so bedrohlich sein sollte. Daß die Dehnbarkeit der Bedürfnisse der eigentliche Hebel alles Kulturfortschrittes ist, war mir nicht zweifelhaft, und daß dem Fortschreiten der Kultur ein Hinderniß gesteckt wird, wenn die Menge der Bedürfnisse eine Einschränkung erleidet, war mir so einleuchtend wie möglich. Aber die Bedürfnisse waren ja nur qualitativ, nicht quantitativ zum Sinken gebracht, und ich vermochte darum noch nicht zu erkennen, wie die Production der Industrieländer einer ernstern Gefahr ausgesetzt sein sollte, so lange der Consum der Menschen seinem Werthe nach auf gleicher Höhe verbleibt. Das aber war, soviel ich erfahren konnte, bisher noch der Fall. Was von denjenigen Leuten, die in der Vergangenheit reicher gewesen, für Industrieerzeugnisse weniger verausgab wird, das verausgaben die Andern, die damals ärmer gewesen, in Folge des Ausgleiches heute mehr, und wenn die Gleichvertheilung der Einkommen die Wirkung gehabt hat, daß die Herstellung der gleichen Werthquantität von Verbrauchsgegenständen wegen der stärkeren Zuhilfenahme von mechanischen Kräften mit einer geringeren Zahl von Menschenhänden bewerkstelligt wird, so kann das, wie mir scheinen wollte, nur ein Gewinn, aber kein Nach-

theil sein. Werden auf diese Weise Arbeitskräfte frei, so kann die Gesellschaft daraus nur den Vortheil gewinnen, entweder die Arbeitsstunden der Menschen abzukürzen oder durch Erweiterung der Production das Bedürfniß emporzuheben.

„Daß der Gesellschaft so manche Bedürfnisse verloren gegangen sind,“ fiel ich ein, „hat mir selbst nicht geringe Bedenken gemacht. Aber ich kann nicht verbergen, daß mein noch so gründliches Nachdenken mich immer wieder zu dem Schlusse führt, daß dieser Umstand wohl für den weiteren Aufschwung der Gesellschaft ein Hemmiß sein, aber ihren jeweiligen Lebenshalt doch nicht ernstlich schädigen kann. Wenn in Folge des Ausgleiches der Zweck der Arbeit, die Befriedigung der Bedürfnisse, in leichter und mühelosere Weise zur Ausführung gelangt, insofern er durch geringere Anstrengung von Menschenhand geschieht, so sollte das im Grunde nur erfreulich sein, und die Concurrrenz der Industrielländer im Export ihrer Fabrikate müßte die Production, wie ich mir denke, von selbst wieder in die richtigen Bahnen leiten.“

„Wenn man die Sache rein theoretisch betrachtet, mögen Sie recht haben, Herr Dt. Ein Einblick in die Praxis aber führt uns zu einem andern Schluß. Der Export der Fabrikate und der Import von Nahrungsmitteln ist nicht ein directer Gütertausch, sondern das Tauschgeschäft wird auf weiteren Umwegen beschafft. Aus Rußland z. B. wird der größere Theil unseres Getreides bezogen, während Rußland selbst nur Waaren von viel geringerem Werthe von uns empfängt. Unsere Industrieartikel gehen in alle Länder der Welt, und erst in endlosen Umschreibungen wird der Zahlungsausgleich beschafft. Diese Umwege sind so groß, daß wir mit den anderen Staaten schon Verhandlungen haben anknüpfen müssen, um im internationalen Verkehr wieder die Metalle als Tauschmittel einzuführen. Wenn Sie sich nun dreierlei vor Augen halten: einmal, daß es der Industrie unter solchen Umständen nicht leicht wird, Absatz zu finden, und daß die damit verknüpften Schwierigkeiten der Production oder vielmehr dem Staate, der diese zu leiten hat, sich fühlbar machen; sodann, daß die Beschränkung der Bedürfnisse doch nicht allein eine qualitative, sondern zum Theil auch eine quantitative gewesen ist, indem die Agrikulturstaaten mehr und mehr dahin gelangt sind, alle diese mit geringerer Kunstfertigkeit anzufertigenden Verbrauchsgegenstände selbst herzustellen, und drittens, daß jede Erschwerung des Absatzes von Industrieerzeugnissen eine Erschwerung des Ankaufs von Nahrungsmitteln für

uns ist, die Bevölkerung also an ihrem Lebensnerv getroffen wird, wenn wir für die Erzeugnisse unserer Industrie keinen ausreichenden Absatz finden — wenn Sie diese drei Punkte ins Auge fassen, so werden Sie sich den Gefahren nicht verschließen, denen die socialisirte Gesellschaft ausgesetzt ist.“

„Die Endziele der Socialdemokratie, Excellenz, haben mir Bedenken eingefloßt von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie kennen lernte, und ich bin weit entfernt, die Schwierigkeiten, die Sie mir vorgeführt, zu verkennen. Ohne Zweifel ist das socialistische Ideal ein Paradoxon, das im Widerspruche steht mit der gesunden Vernunft, und daß die Realisirung derselben der Menschheit nicht erspriesslich sein kann, ist eine Vermuthung, die ich gehegt habe von Anfang an und auch schon an so manchen Erscheinungen bestätigt fand. Ich vermag mir nur nicht zu vollem Verständniß zu bringen, weshalb, wie Sie vorher sagten, ein Mangel an nutzbringender Beschäftigung in Aussicht steht, der die Menschheit zu Grunde richten wird. Die Schattenseiten, die ich vor Augen habe, scheinen mir mehr in indirecter als in directer Weise zum Verfall zu führen. Ich bezweifle nicht, daß ein weiteres Fortschreiten der Gesellschaft nach der ganzen Unnatur der Verhältnisse eine Unmöglichkeit ist, und nach dem Laufe der Dinge enthält ja der Stillstand schon den Keim des Verfalles; nur die Unerbittlichkeit von Erscheinungen, die die Gesellschaft zu rascher Verarmung führen müssen, kann ich mir in voller Bestimmtheit nicht verständlich machen.“

„Diese Unerbittlichkeit liegt in der Natur des Verkehrs. In den Schwankungen, denen er ausgesetzt ist. Denken Sie einmal den Fall, es brächen Ereignisse herein, die einen bedeutenden Theil unserer Erzeugnisse unverkäuflich machten, und unsere dichte Bevölkerung wäre dem Nahrungsmangel ausgesetzt.“

„Aber von solchen Krisen war die frühere Gesellschaft ja sehr häufig ereilt, und allemal ist es ihr gelungen, ihre Schädigungen wieder auszugleichen. Sollte die socialisirte Gesellschaft die Kraft nicht haben, durch vermehrte Anstrengung, durch verstärkte Production sich wieder emporzuarbeiten?“

„Die frühere Gesellschaft hatte für solche Krisen Kapital in Reserve, die socialisirte Gesellschaft nicht. Das Privatkapital jener Gesellschaft, das die Socialdemokratie so angefeindet hat, konnte für sie das Mittel der Errettung werden; die socialisirte Gesellschaft hat dieses einzige Rettungsmittel aus der Hand gegeben.“

„Aber der socialistische Staat befindet sich ja im Besitze des

gesamten Kapitals. Die Maschinen, die Arbeitsgeräte, die Häuser und Werkstätten, die Eisenbahnen und Schiffe, der Grund und Boden und alle Vorräthe, genug, was alles der Production nur dienlich zu sein vermag, das hat er zu seiner unbeschränkten Verfügung und kann es nach seinem besten Ermessen verwenden.“

„Da übersehen Sie wohl, Herr Odt, welcher Unterschied zwischen der socialistischen und der natürlichen Produktionsweise besteht. So lange das Kapital sich in Privathänden befand, war es verkauflich und hatte außer dem Werth als Arbeitsmittel noch einen Handelswerth. Durch Schuldverschreibungen und ähnliche Certificate konnte man die Kapitalien — die Grundstücke und Gebäude, die Werkstätten und Waarenvorräthe — gewissermaßen in Theile zerlegen, und deponirte man diese Schuldverschreibungen in einer Bank, so konnte man in baarem Gelde das Zahlungsmittel erhalten, wodurch man den schlimmsten Mangel zu beseitigen und das auf den Grund gerathene Fahrzeug wieder flott zu machen im Stande war. Das Kapital war also in solchen Fällen in gewissem Sinne gleichbedeutend mit aufgespeichertem Vorrath, der in Zeiten der Noth zur Aushilfe dient. Die Gesellschaft zehrte in solchen Zeiten der Noth von ihrem Besitz. Wie anders in der socialistischen Gesellschaft! Sie verfügt nicht über einen einzigen Kapitalbesitz, der in ähnlicher Eigenschaft zu dienen, einem eintretenden Mangel abzuhelpen vermöchte. Selbst wenn sie sich mit eigener Hand den Todesstoß versetzen und das Kapital wieder den Privathänden hingeben wollte — in der ganzen civilisirten Gesellschaft lebt ja nicht ein Mensch, der nur eine Maschine oder ein Fahrzeug zu kaufen in der Lage wäre.“

Das war ja richtig und einwandfrei, und ich merkte, daß es in mir aufzudämmern begann.

„Diesen Nachtheil des socialistischen Staates verstehe ich wohl,“ fiel ich ein; „aber er hat doch alle die Millionen von Menschenhänden zu seiner Verfügung, die er nur in Thätigkeit zu setzen braucht, um Alles hervorzubringen, woran die Menschheit Mangel leidet. So sehr ich alle Schattenseiten der Socialisirung erkenne, die Unmöglichkeit, in solchen Fällen den Arbeitskräften Beschäftigung zu geben, will mir nur so ganz bestimmt noch nicht einleuchten.“

„Die Unmöglichkeit wird aus denselben Gründen kommen, die in allen schlimmen Zeiten die Ursache der Erwerbslosigkeit waren. Warum konnten der Schreiner, der Schuster, der Schmied im Zustande der Verarmung keine Beschäftigung finden? Weil

sie kein Holz, kein Leder, kein Eisen besaßen, das sie verarbeiten konnten. Warum haben in alten Zeiten so viele Arbeiter vergebens nach Arbeit gesucht? Weil die Gesellschaft zu arm war, um für die Gegenstände, die sie hätte erarbeiten können, ein wirksames Bedürfnis zu empfinden. Warum haben in Zeiten der Verkehrsstockung die Schiffe, die Eisenbahnen, die Lastfuhrwerke keine genügende Thätigkeit gefunden? Weil zwischen Production und Consum ein Mißverhältniß eingetreten war, so daß es zum Theil zu sehr an Käufern fehlte, um den Versand von Gütern auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Alle diese selben Ursachen werden zusammentreffen, sobald in dem Absatze unserer Industrieerzeugnisse ernstliche Störungen eintreten, und sie werden in der socialistischen Welt so sehr wie unter früheren Verhältnissen die Beschäftigungslosigkeit zur Folge haben. Der Unterschied wird nur sein, daß die Privatwirthschaft sich aus dem Sturze emporzuarbeiten vermochte, die socialisirte Gesellschaft aber rettungslos der Verarmung verfallen bleibt.“

„Hat denn der Mangel an Absatz von Erzeugnissen sich schon in ernstlicher Weise fühlbar gemacht, Excellenz?“

„Schwierigkeiten haben wir genug gehabt, einen wirklichen Mangel an Absatz aber bis jetzt noch erfolgreich ferne gehalten. Es war, ich möchte sagen, ein Segen für uns, daß seit dieser Umwälzung unsere alte Kultur wieder nach Osten, von wo sie gekommen, zurückzustauen begann. In den unermesslichen Gestrüchen Mittelasiens hat sich uns eine gute Absatzquelle eröffnet. Viel Kapital, die Socialisirung fürchtend, hat sich dorthin geflüchtet, und so manche tüchtige Kraft, der es im socialistischen Staate zu enge wurde, hat sich dort ein Feld der Thätigkeit gesucht. So ist es uns noch immer gelungen, die Menschheit mit Brod und Fleisch zu versorgen. Zur Zeit ist man in fieberhafter Weise mit der Anlegung von Schienensträngen beschäftigt, und unsere Bergwerke und Maschinenfabriken sind in äußerster Thätigkeit, um der gewaltigen Nachfrage gerecht zu werden. In England, Belgien, Schweden, auch in Rußland, macht man es ebenso. Sollte man im Bau der Bahnen dort fortfahren, und die Belebung des Verkehrs zu wachsendem Wohlstande führen, so möchte unsere Gesellschaft sich gesichert fühlen. Leider — und dabei nahmen die Mienen des Herrn Reichskanzlers wieder den ernststen und nachdenklichen Ausdruck an — habe ich in jüngster Zeit wiederholt ungünstige Nachrichten erhalten. Man spricht von Gährungen überall, die mit Krieg und Aufruhr drohen. Das könnte ein furchtbarer Schlag für uns werden“

„Doch hinweg mit den Sorgen für heute!“ fuhr er fort, indem er sich von seinem Sessel erhob. „Wir müssen in Ruhe erwarten, was kommen wird. Es wird Ihnen nun aber wohl klar geworden sein, warum es mich so gewaltig drängt, in der Verwendung unserer Kräfte die äußerste Dekonomie walten zu lassen. Wir müssen eben alle unsere Schuldigkeit thun, und das erwarte ich auch von Ihnen, Herr Ost. Ihnen wünsche ich viel Vergnügen von Ihrer Reise und mir einen günstigen Erfolg.“

Damit hatte die Audienz ihr Ende, und ich verabschiedete mich. Es war wieder ein bedeutungsvoller Tag für mich geworden, ja, ich möchte sagen, unter allen Tagen, die ich in der neuen Gesellschaft verlebt, der ernsteste und inhaltreichste. So gering im Ganzen meine Hoffnungen gewesen, die Täuschung war größer, als ich sie für möglich gehalten. Die Zeitungen, die ich gelesen, die Unterredung mit dem Herrn Generaldirector, das Tagebuch Schwester Martha's, die einzelnen Wahrnehmungen, die ich persönlich gemacht, sie alle ließen mich die Socialisirung der Gesellschaft als eine ungeheure Narrheit erkennen. Heute, aus den Ausführungen des Herrn Reichskanzlers erfuhr ich weit mehr. Und wie hätte mir an seinen Worten noch ein Zweifel verbleiben können? Diese Gesellschaft des socialdemokratischen Staates, die so ein Musterbild von Glück und Reichthum, von Tugend und Sittlichkeit sein sollte, sie lebt auf einem Krater, der in jedem Augenblicke ausbrechen und in seinen Aschenströmen Noth und Elend über sie ausschütten kann.

Wie doch die Welt dem Lügen ergeben ist! Und wie die Menschheit beflissen ist dem Verlogenen und Gleißnerischen ihr Ohr zu leihen! Arme Menschen, dachte ich, solange Ihr die Erde bewohnt, habt Ihr Euch nicht enthalten können, in dieses wunderbare, geheimnißvolle Getriebe, welches die Mutter Natur mit so unzerstörbarer Lebenskraft ausgerüstet hat, mit Eurem Aberwitz und Eurer Gedankenlosigkeit hineinzugreifen. Jahrhunderte hindurch habt Ihr geglaubt, ihrer Allweisheit eine Stütze zu geben, indem Ihr die Glücklichen und Reichen der Erde zu Euren Lieblingen machtet, sie mit Vorrechten versah't, und auf Kosten der Armen ihnen die Schätze in den Schooß zu werfen suchtet. Mißgunst und Zwietracht habt Ihr damit ausgestreut, bis Eure Parteilichkeit unerträglich wurde, und die Mehrheit unter Euch in einer anderen Ordnung der Dinge sich Frieden suchte. Heute seid Ihr in ein anderes Extrem verfallen und habt den Armeren die Reichen geopfert. Den einem Uebel seid Ihr ausgewichen, einem anderen habt Ihr Euch in die Arme

geworfen. Konntet Ihr niemals die goldene Mittelstraße wandeln und Allen ohne Unterschied das gleiche Recht und die gleiche Liebe und die gleiche Freiheit der Bewegung geben?

Achtes Kapitel.

Wie es in der Welt ausah.

Wir waren bereits über den Anfang December hinaus, als ich meine Reise begann. Mit denselben heiteren Gefühlen, die mich beim Empfange des ersten Auftrages erfüllten, trat ich sie nicht mehr an. Ich hatte bereits zu Vielem in mir aufgenommen, was mich ernüchtert und in eine hoffnungslose Stimmung versetzt hatte. Gleichwohl war mir von dem eigentlichen Interesse an der Sache nichts verloren gegangen. Welche Wirkungen in wirthschaftlicher Beziehung aus der Socialisirung entstanden; wie man sich in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft in die Anforderungen des Staates an den Einzelnen hineingewöhnt; welche Aenderungen in Sitten und Anschauungen zum Vorscheine gelangt, und welches Maß der Zufriedenheit in allen Theilen sich eingebürgert — das Alles mit eigenen Augen zu betrachten, war noch ebenso anziehend für mich als je.

Mein Urtheil wurde nicht gerade erleichtert dadurch, daß in die Zeit meiner Ausflucht ein Wendepunkt fiel, der auf die seelische Stimmung der Menschen nicht ohne Einfluß war. Am Anfange des Januar wurden neue Creditkarten ausgegeben, und mir war, als hätte ich nach diesem wichtigen Actus das Mienenspiel der Gesichter im Allgemeinen heiterer und selbstbewußter gefunden als vorher. In den Tagen des Januar fand ich die Stimmung mehr nach der optimistischen Seite geneigt, während vorher unverkennbar der Pessimismus vorgeherrscht hatte. Es war ein Wechsel etwa, wie wir ihn häufig gewahren, wenn nach trüben Nebeltagen heller Sonnenschein lacht.

Hätte ich mich nicht bereits in einem Zustande der Ernüchterung befunden, ich hätte mich wundern müssen, auch nicht durch einen einzigen Anlaß zu dem Bewußtsein gebracht zu werden, daß ich mich in Bellamy's Utopien befand. Gewiß, die Welt war reicher und schöner geworden. Ueberall die deutlichsten Zeichen, daß die Menschen in Verbesserung, Veredelung, Verschönerung in unermüdlichem Fleiße fortgefahren waren. Die

Species Mensch selbst aber war dieselbe geblieben. Sie hatte Alles, was für einen mangelhaften Erdball, und nichts, was für ein Utopien paßte. Keine andere Glückseligkeit las ich auf ihren Gesichtern, als die in unvollkommenen Zuständen gewonnen zu werden vermag, und keine andere Zufriedenheit, als die aus Lebensfreuden entspringt, von denen keine einzige ohne Beimischungen ist. Im Mörgeln und Kritteln dieselbe unverjüngliche Gewandheit, und zum Besserwissen immer noch mehr als zum Bessermachen die Naturanlage.

Es soll das kein Tadel gegen meine jetzigen Mitmenschen sein. Es wäre unrecht von mir, zu verlangen, daß sie mit ihrem Denken und Fühlen den Verhältnissen, unter denen sie leben, entwachsen sein sollten, denn die Lebensverhältnisse sind der Nährboden, von dem unser Geistesleben seinen Stoff, seine Säfte, seine Färbung empfängt. Wenn ich aber die Lebensverhältnisse der heutigen Welt mit denen der früheren verglich, so konnte ich ihnen nicht verargen, daß sie der alten Neigung zum Kritteln und Besserwissen getreu geblieben waren. Soweit ich mir Vergangenes in meinen Erinnerungen vergegenwärtigte, waren die Menschen am liebsten immer da mit ihrem Besserwissen bei der Hand gewesen, wo der Staat der Macher oder Hersteller war. Sie hatten sich dabei nicht immer im Recht, aber auch nicht ganz im Unrecht befunden. Der Staat mochte noch so redliche Absichten haben, die Schwierigkeit ward er nicht los, für seine Einrichtungen die passenden Kräfte zu finden. Von den Tüchtigen und Kenntnißreichen zogen Viele es vor, in Freiheit und Unabhängigkeit ihre Kräfte für sich selbst zu verbrauchen, oder sie hielten sich in Bescheidenheit zurück, weil sich Tugend zu Tugend wie Gleiches zu Gleichem gesellt. Streber und Vordränger aber waren häufig mehr auf gute Versorgung als auf tüchtige Leistungen bedacht. Sie entbehrten wohl ungern ein gutes Gehalt und häufige Zulagen, aber die Entbehrung der Arbeit verursachte ihnen in der Regel keinen Schmerz. Für den Mangel an Kenntnissen suchten sie im Dünkel und Uebermuth Ersatz und glaubten mit Vorliebe an das alte Wort, daß der liebe Gott mit dem Amte auch zugleich den Verstand verleiht. Es war also kein Wunder, daß sehr Vieles, was durch den Staat geschah, mit dem Stempel des Unverständes gezeichnet war, und wenn unter den Menschen die Gewohnheit sich eingebürgert hatte, seine Leistungen mit dem Auge des Zweiflers zu betrachten, so war es der Wahrnehmung entsprungen, daß er für die Hohlheit und Gleichgültigkeit den stachelnden Sporn nicht hatte, mit dem in der Thätig-

keit der alten Gesellschaft die nie rastende Concurrrenz die Kräfte zu ruhelosem Eifer zwang.

Waren aber schon in der alten Gesellschaft Krittelei und Tadelssucht nicht ohne Berechtigung gewesen — und wie oft hatte sie an dem Gange zur Verstaatlichung gekrankt! — wie viel weniger in diesem socialistischen Staate, der in der gesammten Thätigkeit der alleinige Macher und Leiter war. Ich durfte mich also nicht wundern, wenn ich, wo ich ging und stand, die unüberwindliche Neigung zum Besserwissen fand; wenn Kritteeln der Hauptgegenstand der Unterhaltung war. Ueber das Wetter habe ich überhaupt nicht mehr sprechen hören, und daß auf die Schlechtigkeit der Diensthofen die Rede nicht mehr kam, ergab sich schon aus dem Umstande, daß der jugendlichen Bevölkerung die Möglichkeit genommen war, sich in freier Wahl und in freiem Erwerbstrieb einen Dienst zu suchen. Aber die zunehmende Schlechtigkeit der Staatsleitung war eine unverfiegliche Quelle des Unterhaltungsstoffes. War Jemandes Uhr nicht fehlerlos aus der Reparatur zurückgekehrt, so trug der Mader von Staat natürlich die Schuld davon. Oder hatte Jemandes Stiefel einen schiefen Absatz bekommen, so hieß es, der Staat könne nicht einmal ein Paar Stiefel mehr machen. Der Staat mochte sich geriren, wie er wollte, dem Tadel entging er nie, und wenn ich ganz offen meine Meinung sagen darf — viel Unlaß zur Anerkennung zu geben, war ihm allerdings sehr schwer gemacht.

Aber wie in allen Dingen, so fand ich auch hierin Unterschiede vor. In einigen Bezirken wurde mehr, in anderen weniger geklagt, und es gab auch in einigen Kreisen mehr, in anderen weniger Veranlassung dazu. Es war eben auch damit, wie es zu allen früheren Zeiten gewesen. In der einen Verwaltung ging es tüchtiger als in der anderen her. Die eine Verwaltung legte in der Wahl ihrer Hülfskräfte mehr auf die Charaktereigenschaften und den sittlichen Gehalt der Person den Werth, während bei der anderen die Biegsamkeit und Gesinnungslosigkeit den Ausschlag gaben. Auch wo die Beamten durch freie Wahl ernannt wurden, waren in den Leistungen der Verwaltung Abstufungen vorhanden. Bei der einen Wahl erlangten die tüchtigen Leute, bei der anderen die Prahlhänse und Maulhelden die Majorität.

Aber ganz abgesehen davon, daß die Verwaltung nicht überall in gleicher Weise zur Klage Unlaß bot, traten auch in den einzelnen Theilen der Bevölkerung verschiedene Ursachen hervor, die zu Unterschieden in dem Maße der Unzufriedenheit führten.

Im Allgemeinen konnte ich wahrnehmen, daß wie bei mir in wenigen Wochen, in der gesammten Gesellschaft in der Reihe der Jahre der anfängliche Taumel der Ernüchterung Platz gemacht hatte. Die am meisten enthusiastisch gewesen waren, zogen sich still in den Schmollwinkel zurück, unter denen aber, die nicht Vorkämpfer des Socialismus gewesen, war kaum einer, der nicht unverhohlen über die Socialisirung schalt. Die Urtheile aber stufen in ihrer Schärfe sich ab, je nachdem man durch dieselbe einen schlechteren oder weniger schlechten Tausch gemacht.

Wenn überhaupt Existenzen denkbar waren, die sich durch den Tausch hätten beglückt fühlen können, so hätten es die jungen Leute von 21 bis 24 Jahren sein müssen, die, der Lehrzeit entwachsen, sofort in den Vollgenuß des Lebens eintraten. Ihnen war in materieller Beziehung ein außerordentlicher Vortheil erwachsen. Sie brauchten nicht mehr mühsam nach Erwerb zu suchen, nicht mit Schwierigkeiten mehr um eine Lebensstellung zu kämpfen, denn Erwerb und Stellung waren sogleich ihnen aufgetischt. Wenn ich zurückdachte an die vielen Widerwärtigkeiten, mit denen in früherer Zeit die Jugend sich durchzuschlagen hatte, so ging mir oft, wenn ich einen jungen Mann oder ein junges Mädchen sah, ein Gedanke freudiger Theilnahme auf. Sie waren von allen den wenig angenehmen Rücksichtslosigkeiten befreit, mit denen die zu fester Lebensstellung gelangten Gesellschaftstheile sie zu beglücken pflegten. Erfreut war ich namentlich, daß so ein junges Mädchen nicht mehr in die Zwangslage kam, als sogenannte Stütze alle möglichen und unmöglichen Berichtigungen zu übernehmen und dabei sich glücklich zu schätzen, wenn sie kein Postgeld zu zahlen brauchte. Aber so Großes ihnen verhältnißmäßig die neue Gesellschaft auch bot, Zufriedenheit fand ich nicht, und ich konnte ihnen die Unzufriedenheit nicht zum Vorwurfe machen. Sie liebten sich die Varias der Gesellschaft zu nennen, denn die schwierigsten Arbeiten und unangenehmsten Berrichtungen wurden ihnen auf gepackt. Die älteren Jahrgänge hatten das Heft in der Hand und waren liebevoll genug, ihnen eine gute Schulung für das Leben nicht vorzuenthalten. Und was das Empfindlichste war, der Gedanke an die Zukunft vermochte ihnen für die Entbehrungen der Gegenwart keinen Ersatz zu bieten. Sene Hoffnungen und Pläne, die die Herzen der Jugend zu schwellen und zu befeigen pflegte; der glückliche Gedanke an ein eigenes Heim, einen eigenen Besitz, ein eigenes Geschäft, womit so mancher über seine Noth sich

hinwegzusetzen mußte — der socialistische Staat hatte gründlich damit aufgeräumt. Es gab für den Ehrgeiz nichts zu erstreben, von der Zukunft nichts zu erhoffen, als was klar und unverschleiert vor ihnen lag: das Leben eines Thieres, das für die Tage des Lebens nach der Arbeit die Krippe findet. Oder zeigte sich darin nicht eine schändliche Undankbarkeit? Gab ihnen der socialistische Staat nicht Amusement in Fülle? Nicht Spiel und Scherz, Musik und Theater, Mummenschanz und Tanz? Und hatte Bebel's menschenfreundliche Fürsorge ihren Begierden nicht jede Schranke genommen? Doch was kann das einem jungen Herzen für Entschädigung bieten, dessen schönste Triebe in Fesseln gelegt sind, und das darum eine Lücke empfindet, welche Sinnengenüsse nicht auszufüllen vermögen!

Eine zweite Kategorie, bei der anscheinend der Tausch ein guter gewesen sein mußte, waren alle die älteren Arbeiter, deren Einkommen durch die Gleichvertheilung erhöht worden war. Ich hätte gedacht, ich würde sie zufrieden finden. Aber auch hierin sah ich mich getauscht. Was sie gewonnen hatten, war weit hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben. Die Menschen hatten einmal wieder nach dem Augenscheine gerechnet und den Rechenstift in der Tasche behalten. Sie hatten vergessen, daß das Glänzende blendet, und der Schein unser Auge täuscht; daß große Summen, durch große Summen getheilt, nur kleine Quotienten ergeben. Hätten sie statt nach dem Augenmaße mit positiven Zahlen gerechnet — und solche Zahlen waren ihnen nicht unzugänglich gewesen — sie würden gewahr geworden sein, daß das, was sie gewinnen würden, so wenig war, daß jede Krisis, jede Schwankung, jeder Rückgang der Production es wieder verloren machen würde. Die Gleichmachung hatte zwar einen höheren Betrag als vor hundert Jahren ergeben, weil Reichthum und Kapital seitdem gewachsen waren, aber dieser wachsende Reichthum hatte zu einer steigenden Nachfrage nach Arbeit geführt, und diese steigende Nachfrage hatte den Arbeitslohn erhöht. Wäre die Socialisirung vor hundert Jahren geschehen, jeder Arbeiter hätte ein viel geringeres Einkommen erlangt, als er vor der Socialisirung als Tagelohn empfing. Und würde man nun in der alten Weltordnung noch verblieben sein, der Tagelohn würde nach wenigen Jahrzehnten über die Höhe des heutigen Durchschnittseinkommens hinaus gestiegen sein. Nicht allein jede Verbesserung ihrer Lage haben die Arbeiter sich unmöglich gemacht, sondern sie haben ihre Lage verschlechtert in dem Maße, als durch die Mängel der socialistischen Production,

durch die Gebrechlichkeiten des Staates, durch die Verminderung des Arbeitstriebes, durch Verschlechterung der Waaren — ganz abgesehen von allen Gefahren für die Gesellschaft — die Menge ihrer Genüsse geringer geworden war.

Und das Alles war erkauft um den Preis der persönlichen Freiheit. Der Mensch ist im socialistischen Staate zum Sklaven geworden. Mag Niemand anders als die Gesellschaft seine Herrin sein, ein Sklave ist er, weil ihm der freie Wille, die freie Entschliebung, die freie Bewegung fehlt. Jeder Wurm, der auf der Erde kriecht, ist ein höheres Wesen als er, denn ob derselbe nach rechts oder links seine Schritte lenkt, es ist der eigene Wille, der seine Bewegungen leitet: Ob alle Arbeiter über ihren Tausch sich klar geworden sind, vermag ich nicht zu sagen und bezweifle es. Bei vielen aber konnte ich wahrnehmen, daß das schlechte Geschäft, daß sie gemacht, ihnen zum Bewußtsein gelangt ist, und der großen Mehrzahl wird eine dunkle Ahnung aufgegangen sein. Es war also ganz natürlich, daß ich auch in diesen Kreisen keine ungemischte Freude fand.

Außer diesen bisher am schlechtesten gelohnten Arbeitern und der neu in die Werkthätigkeit eintretenden Jugend war aber keine Seele in diesem so glänzend geschilderten Schlaraffenlande, die nicht neben Freiheit und Selbstständigkeit viele schöne Genüsse verloren hatte. Es war ohne Zweifel die Minderzahl, diese Wenigeren indessen hätten vielleicht die Glückseligsten sein können, wäre ihnen der Trost gewesen, der Menschheit mit ihren Opfern den Frieden und die Glückseligkeit erkauft zu haben. Aber wo war Glückseligkeit, wo war Friede in der Welt? Die Empfindung des Glückes kann eine Seele nicht durchdringen, die nicht erfüllt ist von dem Bewußtsein, daß sie mit eigenen Händen ihr Schicksal leitet, und der Friede kann nicht wohnen in einer Brust, deren mächtigste Triebe, die Bethätigung des Willens, das Sinnen nach Erwerb, das Ringen nach Eigenthum, in Fesseln gelegt sind.

Wie anders fand ich doch die Menschheit, als Bellamy sie geschildert! Der Neid sollte mit dem Eigenthum verloren gegangen sein! Aber die mit ihrem Einkommen nicht wirthschaftlich verfahren, beneideten die Anderen, die in sparsamem Haushalten auszukommen wußten. Die das Thyrige im Jubel verthaten, beneideten die Soliden und Vorsorglichen, die sich ein behagliches Heim einzurichten verstanden. Das politische und religiöse Gezänk sollte aufgehört haben! Aber alle Welt zankte mit einer Verwaltung, die eine unausführbare Aufgabe hatte,

und mit dem Wegfall alles Strebens, mit der Befreiung von Sorgen, mit dem Erlöschen aller eigenen Interessen war der Gang nach religiösem Grübeln in so vielen Gemüthern erwacht, und bei dem unbezwinglichen Verlangen, für die tiefe Lücke im Innern einen Füllstoff zu suchen, hatte die alte Neigung zur Sectirerei wieder sich auszubreiten begonnen. Für Glaubenshaft und Unduldsamkeit war gerade dieses Utopien ein Pflanzgarten von wucherischer Leppigkeit geworden.

Es gab also nichts zu verwundern, wenn ich keine Spur von Zufriedenheit und Glückseligkeit fand. Und so wenig die im Herzen entstandene Lücke diese Empfindungen aufkommen ließ, so wenig bot die Confusion um sie her den Menschen Anlaß dazu. Auch in dieser Beziehung war keine Täuschung mehr möglich, seitdem ich so viele Beweise hatte, daß Bellamy nichts weniger als ein Wahrheitsfreund ist. Daß man bei dieser immensen Verschiedenheit, mit der alle die nutzbaren Schätze der Welt nach den Abweichungen des Klimas und der Bodenaflagerung auf dem Erdball vertheilt sind; bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, deren Genuß die Existenz zu einem Kulturleben, macht; bei dieser geradezu ins Unglaubliche gehenden Zahl von Berrichtungen, die zur rechtzeitigen Herbeischaffung aller dieser Dinge erforderlich sind, — daß man bei dem allen diese fast über die Vorstellung hinausgehende gesammte Summe von Thätigkeit mit menschlicher Voraussicht und menschlichem Können von einer einzigen Stelle aus zu leiten gedachte, es war zu närrisch, als daß ich nicht über mich selbst erstaunen mußte, auch nur einen Augenblick über die Unmöglichkeit im Zweifel gewesen zu sein. Der wirthschaftliche Verkehr der Gesellschaft, wie er war, bevor die Socialdemokratie ihn hinaus complimentirte, war denn doch eine Schöpfung von zu riesenhafter Großartigkeit, um nicht die ordnende Hand einer höheren Macht in ihm erkennen zu müssen, und wenn menschlicher Witz sich verständig genug glaubte, dieses geheimnißvolle Getriebe wie eine Uhr oder eine Maschine zu leiten, so offenbarte er nur jene uns angeborne dünkelfhafte Unwissenheit, die kein Engel und kein Gott erleuchten kann.

Daß eigentliche Wunder in dem Mechanismus der früheren Gesellschaft beruhte darin, daß eine über den gesammten Erdball zerstreute, ungeheure Menge von Arbeitsleistungen, von denen keine einzige einen anderen bewußten Zweck verfolgte, als dem, der sie verrichtete, die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gewähren, in einem gewissen Sinne zu einem Ganzen sich gestaltete;

daß in allen Theilen der Erde den Menschen ein Tisch gedeckt war, von denen sie nach ihren Neigungen zu entnehmen vermochten, soweit sie die Mittel hatten, den Kaufpreis zu zahlen. Jede Arbeit war das Werk eigener Willensthätigkeit, keine Willensthätigkeit aber nahm Bedacht, einen anderen Zweck, als den persönlichen zu verfolgen. Aus dieser Unzahl scheinbar unabhängiger Arbeitsleistungen aber ging als Gesamtleistung hervor, daß man im Süden kaufen konnte, was der Norden erzeugte, und im Norden, was die Sonne des Südens erschuf; daß auch da, wo die Menschen in viel größerer Zahl sich zusammenbrängten, als die bewohnte Fläche zu ernähren vermochte, ein genügender Vorrath von Nahrungsmitteln war; daß aus allen diesen von einander unabhängigen Arbeitsleistungen von allen Gegenständen des Genusses eine so große Menge hervorgebracht wurde, als die Menschen nach ihrem Erwerb zu kaufen im Stande waren; daß in diesem unablässigen Umlauf, diesem Erzeugen und Verbrauchen, diesem Verkaufen und Kaufen in der Gestalt von Kapital neue Kräfte sich erzeugten, durch die in gleicher Weise die Erzeugnisse der Arbeit und die Kaufkraft der Menschheit zu unaufhörlicher Vermehrung gelangten.

Diese Einzelleistungen der Menschen zu einer Gesamtleistung der Menschheit zu machen, hatte sich die Natur ihrer besonderen Mittel bedient. Sie hatte den Menschen die Liebe zum Eigenthum und den Trieb zum Erwerb ins Herz gepflanzt. Sie hatte in einem Jeden den Hang erweckt, beim Verkaufe der eigenen Arbeitsleistung nach hohem Preis, beim Einkaufe der fremden Arbeitsleistung nach niedrigem Preis zu streben, und indem sie zwischen Käufern und Verkäufern einen Widerstreit hervorrief, hatte sie bewirkt, daß das Verhältniß von Angebot und Nachfrage den Werth der Arbeitsleistung bestimmte, daß die Arbeitskraft sich hinlenkte, wo sie hoch im Werthe war, daß, gewissermaßen dem Gesetze der Schwere folgend, die Erzeugnisse hindrängten, wo Mangel und hinwegdrängten, wo Ueberfluß war. Und zugleich hatte sie die Menschen gewöhnt, sich beim Kaufen und Verkaufen im Gelde eines Werkzeuges zu bedienen, daß jeden Austausch ihrer Leistungen ihnen möglich machte.

Aber die Gesellschaft war noch im Werden begriffen gewesen. Sie war aus kleinen Keimen herausgewachsen, und ihr Wachsthum hatte mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit Krieg und Zerstörung, mit Beschränkung des Eigenthumsrechtes, mit Fesselung des Erwerbtriebes, mit Hemmungen des Güteraustausches hatten die Menschen der Mutter Natur ins Handwerk

gepflücht, und ihr Unverstand hatte es ihr unmöglich gemacht, in Jahrtausenden schon Alle mit einer genügenden Kaufkraft zu versehen. Erst Wenige waren reich, doch trotz aller Störungen durch den Unverstand war die Zahl der Wohlhabenden unablässig gewachsen, und die schnelle Zunahme derselben ließ erkennen, daß in steigendem Maße die Zukunft der Gesellschaft sich erfreulicher gestalten würde. Neid und Mißgunst aber umflorten der Menschen Blick. Sie ließen sie nicht erkennen, daß der erworbene Reichtthum der Einzelnen die Bedingung enthält, auch über die anderen Theile den Wohlstand zu verbreiten, daß aber auch der Reichtthum nach dem Vooze alles Irdischen dem Proceß eines allmählichen Wachsens unterworfen war. Daß es der Minderzahl besser als der Mehrzahl erging, erweckte ihren Verdruß, und sie beschloßen, aus dieser werdenden Gesellschaft mit einem Schläge eine geworden zu machen.

Und wie haben die Menschen dies zu erreichen gesucht? Durch ein sehr summarisches Verfahren. Sie haben die Mutter Natur von ihrem Throne gestoßen und auf ihren erhabenen Sitz die Socialdemokratie gesetzt. Das Gesetz des Werthes, hieß es, ist in den Papierkorb geworfen, das arbeitssame Werkzeug des Verkehrs in Gewolbe gemauert, und die Eigenthums- und der Erwerbsfönn sind den Menschen untersagt. Von Stunde an decretirt allein der menschliche Wö, der solche armseligen Schnurrpfeifereien nicht nothig hat.

Wird der verehrte Leser mir wohl glauben, daß ich die socialisirte Gesellschaft in einem Zustande der Vollendung nicht fand? Daß auch auf dem Throne der Natur der menschliche Wö nicht frei von Gebrechen war? Es ging in der That sehr Vieles einen recht schiefen Gang. Was die Menschen zu kaufen wünschten, das fanden sie häufig nicht, und was sie fanden, entsprach ihren Neigungen nicht immer. Dinge, deren Herstellung Accurateffe verlangt, waren häufig recht gut, nur daß der Arbeit daran die Accurateffe fehlte. An Gegenständen, die schneller Vergänglichlichkeit ausgesetzt sind, ließ sich oft mit großer Sicherheit erkennen, daß sie ursprünglich von vortrefflicher Beschaffenheit gewesen und heute noch ganz ohne Tadel sein würden, hätte man sie einer zweckentsprechenden Behandlung unterworfen. Wo man Fleisch suchte, war es häufig nicht, und wo man es nicht suchte, war es im Ueberflusse vorhanden.

Ich brauchte mich aber auch nur in den Arbeitsstätten umzusehen, um mich zu überzeugen, daß es der tüchtigsten Verwaltung selbst bei der Gabe der Allwissenheit nicht möglich

gewesen wäre, alle Dinge in dem richtigen Maße, in der richtigen Beschaffenheit und für die richtige Stelle herzustellen. Die Organisation der Arbeit mochte eine völlig tabellose sein. Für den Verkehr der einzelnen Verwaltungsorgane mit einander waren die bündigsten Vorschriften erlassen, und es wurde strenge darauf gesehen, daß ein Jeder die ihm zugewiesenen Vollmachten innehielt, Niemand aus dem ihm vorgeschriebenen Rahmen der Thätigkeit hinaustreten konnte. Aber eben daß eine solche Organisation zu schaffen nöthig war, daß jedes einzelne Organ nicht den Eingebungen des Augenblicks, sondern den ihm gemachten Vorschriften zu folgen hatte, daß für alle Vorkommnisse ein bestimmter Instanzenzug angeordnet war, das rief häufig Störungen hervor, die mit der Natur der Production nicht vereinbarlich sind.

Am besten von allen Betriebsarten fand ich noch die Fabrikthätigkeit geordnet. Wenn überhaupt für ein Gebiet der Productionsthätigkeit, so ist für diese die Staatsverwaltung am ersten geeignet. Hier ist die Maschine mit ihrer Regelmäßigkeit die leitende Kraft, und der ganze Betrieb hat die geringsten Unterbrechungen zu erleiden. Aber auch hier machte sich die Gleichheit der Lohnung in der Beschaffenheit und Größe der Leistung als ein nicht zu überwindender Uebelstand geltend. So leicht verhältnißmäßig eine in Betrieb gesetzte Fabrik im Gange erhalten werden kann, ihre Ergebnisse sind in erster Hand von den geistigen Kräften abhängig, die in der Auswahl des herzustellenden Fabrikates, in der Anschaffung der Hülfsstoffe, in der Anstellung der Arbeitskräfte eine nicht leicht ausführbare und hochverantwortliche Aufgabe haben. Diese Kräfte in befriedigender Weise zur Verfügung zu haben, war auch während der früheren Productionsweise nicht immer leicht gewesen. Man suchte sie zu gewinnen, indem man ihr persönliches Interesse mit dem Fortgang des Betriebes verknüpfte. Aber persönliche Interessen waren dem socialistischen Staate fremd geworden, und daß die Dirigenten und Unterbeamten, die trotz ihrer größeren Leistung jedem Arbeiter völlig gleichgestellt waren, die Verantwortlichkeit nicht auf das Peinlichste nahmen und ihren Kräften nicht die höchste Anstrengung zumutheten, muß durchaus natürlich erscheinen. Am meisten machte sich dieser Uebelstand in Maschinenfabriken fühlbar, in denen den anordnenden geistigen Kräften an der Brauchbarkeit des Fabrikates ein so überwiegender Antheil zufällt. Hier traten die Nachtheile am augenscheinlichsten hervor, und ich hatte häufige Gelegenheit, zu sehen und zu hören, daß

die Maschinen aller Art in der Leichtigkeit des Ganges und der Entfaltung der Kraft in beträchtlichem Maße zurückgegangen waren.

Die Fabrikthätigkeit aber ist nur ein kleiner Theil des gesammten Thätigkeitsgebietes. Jede andere Art der Erwerbsthätigkeit entbehrt dieser Regelmäßigkeit, mit der die Maschine in Fabriken den Gang der Arbeit ordnet, ist darum auch viel weniger geeignet, von einer bestimmten Stelle aus nach allgemein gültigen Vorschriften geleitet zu werden. Alle persönliche Dienstleistung, die gesammte Ortsveränderung, die mit Stoffen und Erzeugnissen vorzunehmen ist, alle besonderen Arbeitsverrichtungen, die durch die Ortsveränderung der Dinge bedingt werden, wie Be- und Entladen, zur letzten Stelle bringen, Aufbewahren und Conserviren, — das Alles sind Verrichtungen, die nicht nach bestimmten Decreten, die erlassen werden, sondern nur nach dem sich einstellenden Bedürfnisse zu geschehen haben. Sie alle in die Schablone eines Normalarbeitstages einzuzwängen, konnte nur ins Auge gefaßt werden, wenn man ihre Natur und ihren Zweck verkannte. Es konnte mir daher durchaus nicht auffallend sein, daß ich auf jedem Gebiete solcher Thätigkeit den unglaublichsten Wirrwar vorfand. Jede Oekonomie in der Nuzbarmachung der Kräfte fehlte hier durchaus. Mit Zeit und Kraft wurde eine Verschwendung getrieben, die mir die Ueberzeugung des Herrn Reichskanzlers nur zu erklärlich machte, daß aus der gesammten Arbeitsleistung der Menschheit nicht mehr das frühere Maß von Genüssen hervorginge.

Nun vollends aber die Landwirthschaft! Sie war das Thätigkeitsgebiet, das hauptsächlich meiner Prüfung anvertraut war. Warum war Bellamy über diesen außerordentlich wichtigen Zweig der Production mit so unglaublicher Leichtigkeit hinweggeschlüpft? Offenbar, weil er von der Landwirthschaft nichts verstand. Weil er keine Ahnung hatte, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hat, wie sehr hier die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und die Häufigkeit der Störungen jene Regelmäßigkeit ausschließen, ohne welche sich einheitliche Vorschriften nicht durchführen lassen.

Ich leugne nicht, daß ich nicht auf meinen Fahrten viel Gutes gesehen. Man war überall im Begriff, die kleinen Betriebe in große zusammenzulegen und in den großen die Regeln der Theorie und der Wissenschaft zur Geltung zu bringen. Warum sollte das nicht gehen? Auch in früheren Zeiten waren größere Flächen stellenweise von einer Centralstelle aus bewirth-

schaftet worden. Auch in früheren Zeiten war die Verwaltung von Gütern und Gütercomplexen mitunter einer einzigen Hand anvertraut gewesen, die weder Besitzer noch Pächter war, sondern allein in dem Gefühle der Pflicht die Triebfeder der Thätigkeit fand. Und solche Verwaltungen waren häufig sehr musterhaft gewesen und hatten den unthätigen Besitzern große Einnahmen verschafft. Aber von der landwirthschaftlich benutzten Fläche unseres Vaterlandes war nur ein sehr kleiner Theil auf größere Betriebe entfallen, von diesem kleinen Theil waren nur wenige in Administration bewirthschaftet, und von diesen Wenigen wieder hatten nur wenige es auf einen entsprechenden Reinertrag gebracht. In der unendlichen Mehrzahl hatte in den Wirthschaften das Auge des Herrn selbst gewacht, und das Selbstinteresse hatte in Disposition und Anordnung, im Verbessern und Sparen die Richtschnur gegeben. Das Selbstinteresse war für die Einzelnen die Triebfeder gewesen, ihre Fähigkeiten und Eigenschaften den Eigenschaften des Grundstückes anzupassen. Was war natürlicher, als daß ich in der socialistischen Landwirthschaft in der Verwendung der Kräfte und in dem Verbräuche von Hilfsmitteln jene Peinlichkeit der Berechnung nicht fand, die früher das nothgedrungene Gebot des Selbstinteresses war.

Wie gesagt, ich habe in der Landwirthschaft viel Gutes gefunden. Unter den Verwaltern der Betriebe waren viele tüchtige Leute, und die meisten von ihnen hatten das Bestreben, sich durch gute Leistungen hervorzuthun. Von ihren Leistungen hing ja auch am Ende ihre Stellung ab, und keinem wäre eine Degradirung zum Arbeiter willkommen gewesen. Die größten Mengen Getreide zu produciren, viel Milch oder Butter an die Markthallen zu liefern, die schönsten Mastthiere der Schlachtbank zu stellen, war der Ehrgeiz, den ich überall fand, und alle meine Einblicke in die Rechnungsbücher überzeugten mich, daß aus der Bodenfläche hervorgebracht wurde, was nach der Beschaffenheit der Krume, nach Klima und Witterung nur erwartet werden durfte. Es war aber auch den Verwaltern der Betriebe sehr leicht gemacht, denn keiner von ihnen hatte in der Beschaffung der Hilfsmittel mit irgend welchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Niemand hatte nöthig, für Arbeitslöhne, für Düngestoffe, für Kraftfuttermittel, für Maschinen, Ackerwerkzeuge, Geräthe u. s. w. auch nur einen Schilling zu zahlen. Die Stelle, die für Alles zu sorgen hatte, gab auch ihnen, was sie brauchten. Ob der Ertrag den Aufwendungen entsprach, war keine Sorge für sie. Es gab nur einen Rohertrag, aber keinen Reinertrag, und Nie-

mand war ihnen nachzurechnen im Stande, ob bei einer Buchung nach Einnahmen und Ausgaben ein Einnahmebetrag übrig geblieben wäre, der als Bodenrente oder Unternehmernergewinn hätte gelten können.

Auch mir war es nicht möglich, mir über die Rentabilität der Wirthschaft ein Rechenerempel zu machen. Ich konnte aus den Büchern wohl ersehen, wie viele Tonnen Korn, wie viele Kilogramme Milch und Butter, welches Gewicht von Schlachtvieh zur Ablieferung gelangt war; ich konnte mir ausziehen, wie viele Arbeitstage geleistet, und welche Mengen von Hülfsstoffen, von Maschinen u. s. w. verbraucht worden waren, für eine Werthberechnung aber fehlte es mir an Anhaltspunkten. Ich konnte mir wohl aus den Creditkarten ausrechnen, wie viel ein Arbeitstag galt, aber den Werth aller Hülfsmittel zu bestimmen, die die Landwirthschaft zu requiriren hatte, wäre wohl schwerlich möglich gewesen. In den Handel kamen die Dinge nicht, und hätte man den Preis nach der darauf verwandten Arbeit ermitteln wollen, die Landwirthschaft wäre entweder zu gut oder zu schlecht dabei gefahren. Zu gut, insofern die Hülfsleistung des Kapitals bei ihrer Herstellung nicht in Ansatz zu bringen war, zu schlecht, insofern die Arbeitsleistung in der socialistischen Productionsweise nicht allzu energisch geschah.

„Das Wirthschaften ist heute so eine besondere Sache,“ sagte mir einmal ein Verwalter, der nicht allzusehr zugeknöpft war. „Wir haben es schwer oder leicht, je nachdem man es nehmen will. Schwer, weil wir einer beständigen Controle unterworfen sind, leicht, weil wir nicht nach den Kosten zu fragen brauchen. Der Dirigent wäre ein Dummkopf, in dessen Betrieb die controlirenden Commissionen jemals etwas zu finden vermöchten, was wie eine Unordnung aussähe und für den Befundbericht Anlaß zu einer tadelnden Bemerkung gebe. Darauf sind die Herren freilich sehr schlimm, denn wenn sie nichts Ungünstiges zu berichten finden, glauben die da oben, sie hätten die Augen nicht aufgesperrt. Aber Gott sei Dank, wir vermögen uns ja so einzurichten, daß wir in jedem Moment das nöthige Menschenmaterial haben und uns den Kopf nicht darüber zu zerbrechen brauchen, wie wir für das weniger Wichtige die gelegene Zeit uns schaffen. Wir versorgen uns für jede Zeit mit so viel Arbeitskräften, daß es uns zu keiner Stunde daran fehlt.“

„Aber dann werden Sie oft in Verlegenheit sein, wie Sie für alle Hände Beschäftigung finden,“ fiel ich ein.

„Diese Verlegenheit halten die Arbeiter von uns ab. Wir

sind nicht böse, wenn sie in weniger pressirten Zeiten ihre Kräfte schonen, und sie sehen uns bald an den Augen ab, daß wir froh sind, wenn sie sich nicht allzusehr abstrapaziren. Es wird uns auch nicht schwer, unser Ackerwerk in gutem Gange zu halten. Ein Auaßern in der Anspannung würde eine große Thorheit sein, und einem zu großen Verbrauch von Futtermitteln — ein solcher würde nicht gescheit sein, weil er uns in der unseren Ruhm begründenden Getreideablieferung beschränken würde — entgehen wir, indem wir uns künstliche Futtermittel kommen lassen. Mit Pferden, Maschinen oder Ackergeräthen, die einen kleinen Fehler bekommen, quälen wir uns nicht. Sie werden einfach kalt gestellt und durch neue ersetzt. Wir können es uns ja leisten. Zu Zuchtthieren verwenden wir nur das werthvollste Material — die Regierung muß dafür sorgen, es herbeizuschaffen — und an künstlichem Dünger schmeißen wir hinein, was nur fest zu kriegen ist. Interessant ist so eine Wirthschaft, doch muß man sich gewaltig den Kopf zerbrechen. Die Regel ist: lasse dich in deinen Erträgen nicht von deinem Nachbarn überholen.“

Ja freilich, interessant mag eine solche Wirthschaft wohl sein. Ich hatte es nicht so gut, als ich in meiner Jugend ein Gut administrierte, und noch weniger leicht ward mir's, als ich mit eigenem Gelde die eigene Wirthschaft führte. Ich mußte mich sehr nach der Decke strecken und würde schlecht bestanden haben, hatte ich nicht meine Kunst und meine Sorge darauf gerichtet gehalten, daß Erträge und Kosten im Gleichgewichte blieben. Daß solche Art des Betriebes dem Herrn Reichskanzler Sorge machen mußte, war klar, und ich brauchte mir nicht lange den Kopf darüber zu zerbrechen, woher es kam, daß die Landwirtschaft zu viele Kräfte absorbirte. Mangel an Dekonomie, Verschwendung von Zeit, Verschwendung von Kraft, Verschwendung von Stoff waren die Ursache, daß Production und Ertrag in einem ungesunden Verhältnisse standen. Nur das Heilmittel zu finden, war nicht ebenso leicht.

Auch in Betreff meiner zweiten Aufgabe war ich binnen wenigen Wochen mit mir im Reinen, und ich konnte mich hinterher nur wundern, daß mir die Lösung des Rathfels nicht auf der Stelle gelungen war. „Mancher giebt sich viele Mühe mit dem lieben Federvieh,“ hieß es in einem alten Liede. Wo waren aber die Manchen, die sich dieser Mühe unterziehen konnten? Mehr als fünf Millionen von landwirthschaftlichen Betrieben waren eingegangen. Die Mehrzahl derselben hatte ihre eigene Hühnerzucht gehabt, und außerdem hatte es unzählige

nichtlandwirthschaftliche Betriebe gegeben, in denen man sich mit dem lieben Federvieh Mühe gegeben hatte. Aus den kleinen Wirthschaftsbetrieben waren zwar große entstanden, und ein jeder hatte seinen Geflügelhof. Aber die Anzahl dieses gefiederten Nutzviehes war überall den Räumlichkeiten des Wirthschaftshofes angepaßt, und diesen Räumlichkeiten entsprechend konnte auch nicht annähernd die Zahl von Hühnern, Enten, Gänsen u. s. w. gehalten werden, deren Pflege man früher in dieser Anzahl von kleinen Wirthschaften betrieb. Ohne Hofräume die Federviehzucht pouffiren, war aber nicht angänglich, denn die Thiere wollen Bewegung haben und gedeihen in dauernder Gefangenschaft nicht. Man hatte wohl die Frage erörtert, ob es nicht zweckmäßig sei, große Anlagen herzustellen, in denen man die Zucht in bedeutender Ausdehnung betreiben könne, aber die Natur des Huhnes und der Productionswerth des Bodens standen dem entgegen. So sehr dem Menschen die Zähmung des Hühnerviehes gelungen ist, eine gewisse Eigenwilligkeit hat er ihm nicht abgewöhnen können. Es will sich nicht nur frei ergehen, sondern auch Gras picken, krasen und Würmer suchen, und zu diesen ihm nöthigen Berrichtungen beansprucht es einen Flächenraum, der, mit irgend einer Kornart bestellt, einen viel höheren Werth ergeben würde als die sämmtlichen Eier, die ein Huhn in Jahresfrist zu legen im Stande ist. Und außerdem verlangt das Vekttere noch Aufwartung, Abfälle und ein nicht geringes Quantum Gerste dazu.

Es war also eine ganz natürliche Folge der Bodenenteignung, daß ein nicht unwesentlicher Productionszweig bis auf ein Unbedeutendes verloren gegangen war. Für das Fleisch des Geflügels mochte Ersatz geschaffen werden, für das Ei aber nicht, und das Ei spielt in der Volksernährung eine Rolle von höchster Bedeutung. Es hatte früher immer an einer Statistik der Eierproduction gefehlt, aber man geht kaum irre, wenn man ihren Werth auf Hunderte von Millionen schätzt. Und diese bedeutenden Summen wurden nebenher, gewissermaßen ohne Arbeit gewonnen, denn die Mühe, die die Pflege des Federviehes erforderte, wurde nicht besonders in Rechnung gestellt. Es gab keinen Normalarbeitstag dafür, und wer sich ihr unterzog, that es in Liebe zum Erwerb und ohne Scheu vor der Arbeit. In derselben Weise war durch die Verstaatlichung der Production auch der Verlust des Honigs hervorgerufen. Auch dieser repräsentirte einen bedeutenden Werth, war zu vielen Zwecken nützlich und konnte in großen Massen gewonnen werden, weil es an Menschen

nicht fehlte, denen ein nützlicher Zeitvertreib nicht unerwünscht war, und die gewiß nicht mit Freuden einer Thätigkeit entsagten, die ihnen neben ihrer Berufsarbeit zu einem Gewinn verhalf.

Wieviel Arbeitskraft hatte doch die Bodenenteignung der Menschheit geraubt! In allen diesen vielen Millionen von kleinen Landwirthschaftsbetrieben war viel Arbeit verrichtet worden, die gewissermaßen nebenher geschah. Jene große Zahl von Menschen, die vom Fuhrwerksbetrieb lebten, hatten ihr Ackerland zu dem Zweck, sich Futter und Getreide für ihre Wirthschaft zu schaffen. Die Mühe, die die Bestellung desselben ihnen verursachte, rechneten sie nicht. Die Arbeit geschah gewissermaßen in beschäftigungsloser Zeit, oder zur Aushülfe wurde die Nacht einmal zum Tage gemacht. Diese Leute hatten eben mehr Interesse an ihrer Wirthschaft als an den viel gerühmten Segnungen des Normalarbeitstages. Ihre Wirthschaft war ihnen eine Quelle des Erwerbese, und die Arbeit, die den Erwerb ihnen schuf, eine Quelle des Genusses. Und wie viele kleine Leute, die gegen Tagelohn auf Arbeit gingen, hatten ihre kleine Landwirthschaft, die ihnen manche Mittel zum Unterhalt gewährte und in Mußestunden oder von der Frau und den Kindern betrieben wurde! Sie fanden Glück und Befriedigung darin, und die Einfachheit ihres Lebenshaltes, die Gesundheit der Beschäftigung wurden ihnen zur Erfrischung an Körper und Geist. Mit all dieser Glückseligkeit hat die Socialisirung der Gesellschaft ausgeräumt, und indem sie vielen Millionen von Existenzen die nützlichsten Triebe, das Vollgefühl der Freiheit und einen schönen Lebensgenuß nahm, hat sie die Landwirthschaft ihrer tüchtigsten Kräfte beraubt, für welche die Schläfrigkeit des Normalarbeitstages keinen Ersatz gewährte.

So hatte ich denn meine Aufgabe insoweit gelöst, als ich die Ursachen der Uebelstände aufgefunden hatte, welche dem Herrn Reichskanzler so große Sorge machten. Aber es war noch ein Weiteres von mir verlangt, um das ich mir vergebens den Kopf zerbrach. Ich sollte auch Rathschläge zur Abhülfe geben, und ich fand keine Stelle in meinem Gehirn, die mir nur die geringsten Fingerzeige dazu bot. Sollte ich etwa mit dem Vorschlage herauskommen, hohe Regierung wolle geruhen, den ganzen Socialismus auf ein Schiff zu laden und mit Woll dampf ins Narrenland zu spediren? Der Rathschlag wäre vielleicht nicht ungefährlich gewesen, denn Staatenrichtungen soll man nicht lächerlich machen, und ich konnte mir nicht denken, daß man im socialistischen Staate freier von Empfindlichkeit wäre. Es hätte

aber auch nicht einmal von großer Weisheit gezeugt, denn man hätte damit nur ein schlimmeres Uebel herauf beschworen. Hätte man das Eigenthum wieder den Privathänden übergeben wollen, die Menschen hätten sich weder über Grund und Boden, noch um Häuser und Werkstätten, noch um Schiffe und Eisenbahnen vertragen. Oder sollte ich hoher Regierung empfehlen, den Grund und Boden auszuloosen und jedem Menschen den Anbau seiner Nahrungsmittel selbst zu überlassen? Das wäre noch verkehrter gewesen, denn nicht für die Hälfte der Menschen war Boden genug, und für die Mehrzahl derselben wäre auch die Entfernung vom Arbeitsorte zu groß gewesen. Oder den Landbau in Privatwirthschaft und nur alles Uebrige socialistisch zu betreiben? Das hätte zu einem Krieg zwischen Städtern und Ländlern geführt. Es wäre eine halbe Geld- und eine halbe Creditkartenwirthschaft geworden, und wäre des Zankes und des Streites kein Ende gewesen.

Jemehr ich mein armes Gehirn abquälte, einen Verbesserungs-vorschlag fand ich nicht. Es schien mir der Fluch des Socialismus zu sein, daß seine Fehler ganz unverbesserlich sind. Er ist mit Uebelständen wie alles Irdische behaftet, aber aus keinem Uebelstande bietet sich ein Ausweg dar, es sei denn, daß die ganze Gesellschaft verkracht.

Ich hatte mich bisher damit begnügt, von Zeit zu Zeit Berichte einzusenden und in denselben nur mitgetheilt, welche Ortschaften ich bereist, und was mir besonders bei meinen Beobachtungen aufgefallen war. Meine Ansichten und Verbesserungsvorschläge sollte der Schlußbericht enthalten, und mein einziger Trost war, daß derselbe noch in ziemlicher Ferne stand. Aber je mehr mit jedem Tage die Ferne sich minderte, desto ungemüthlicher wurde mir zu Sinn.

Neuntes Kapitel.

Ein frohes Ereigniß und eine schlimme Nachricht.

In der letzten Hälfte des Januar fand meine Reise eine kleine Unterbrechung. Eine Einladung von Schwester Martha, ihre — Hochzeit mitzufeiern, ließ mich einen mehrtägigen Urlaub erbitten und meinen Wohnsitz Berlin wieder einmal aufsuchen.

Ganz unerwartet war mir die Sache nicht mehr gekommen, da ich mit Schwester Martha in stetem Briefwechsel gewesen war. Schon im Anfange des December, unmittelbar nach meiner Abreise, hatte sie ein Schreiben von Albert Croner erhalten, welches diesen Ausgang vermuthen ließ.

Unter schweren Mühen und Kämpfen hatte Albert sich endlich durchgerungen. Das ganze Asien hatte er durchquert, um sich eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung zu gewinnen. Bald war hier, bald da ein Schimmer von Hoffnung ihm aufgegangen, aber Rassenwiderwille der Eingeborenen und Intriguen von eingewanderten Abenteurern hatten ihm immer wieder seine Aussichten zu nichte gemacht. Kaum im Besitze einer Stelle, in der er seine Fähigkeiten zu verwerthen vermochte, sah er sich allemal binnen Kurzem wieder herausgedrängt, und unter hartem Tagewerk sein Leben fristend, hatte er sich von einem Lande zum anderen geschleppt. Unter allen Drangsalen und Entbehrungen hatte eine brennende Leidenschaft ihn aufrecht erhalten. Mit so süßer Wonne es seine Seele erfüllt, als er noch im fernen Vaterlande mit schönen Hoffnungen das theuerste Wesen umschlang, seit er ihren heroischen Sinn, ihre Riesenkraft der Entfaltung erprobt, war die belebende Gluth zu einer verzehrenden Flamme entfacht, die in ruhelosem Kampfe ihn weitertrieb. Er war sich vorgekommen wie ein verzauberter Prinz, der durch einen Wald von Dornen zu einer schlummernden Maid und einer Königskrone sich Bahn zu brechen hatte.

Nach jahrelangem Umherirren hatte er endlich die Freundschaft eines Engländers gewonnen, der, in Japan angefessen, nach westlichen Gestirnen eine Reise machte, um für ein großes Fabrikunternehmen, dessen Theilhaber er war, Verbindungen zu suchen. Der praktische Mann hatte die vortrefflichen Eigenschaften des muthigen Ingenieurs bald erkannt, und in der richtigen Erwägung, wie sehr sein energischer Sinn, sein reiches Wissen und seine redliche Denkart dem Unternehmen zu nützen vermöchten, hatte er ihn überredet, seine Schritte nach Japan zu lenken und mit einem Empfehlungsschreiben von ihm in diesem großen Maschinenetablissement eine Unterkunft zu suchen. Albert war den Ueberredungen nicht ungern gefolgt, und nach mehrjähriger Thätigkeit in dem Betrieb hatte er das Glück gehabt, daß ihm die Oberleitung desselben und ein Antheil an dem Geschäft übertragen wurde. Damit stand er denn am Ziele seiner Wünsche und setzte nun zum ersten Male zu einem Schreiben an die Geliebte die Feder an. Er schilderte ihr, was

er erduldet und ertragen, wie er endlich zu einer gesicherten Existenz gelangt, und knüpfte die Frage daran, ob sie, die Theure, auch in so weiter Ferne vom Vaterlande ein Leben mit ihm theilen möge, das ihm mit ihr eine Quelle der Lust, ohne sie nur ein Meer von Dual und Seelenschmerz sein würde.

Schwester Martha hatte ihn auf die Antwort nicht lange warten lassen. Unmittelbar nach Empfang seines Briefes hatte sie ihm mit der Blitzeseile des Telegraphen die kurzen Worte erwiedert: „Wo in der Welt ich dein Weib sein kann, dahin folge ich dir.“ Schon nach wenigen Stunden hatte sie auf demselben Wege die Nachricht erhalten, daß er aufgebrochen sei, sich seinen Juwel zu holen.

Nun war Albert Croner eingetroffen. Seine Zeit war knapp, und so rasch es sich machen ließ, mußte die Hochzeit stattfinden. Außer mir und einem paar Jugendfreunden des Paares waren nur Hornmanns, Hornmanns' Schwester und der alte Büchner geladen. Ich hatte es ja kommen sehen, und es war mir ein wonnevoller Gedanke gewesen, daß auf dieser traurigen Welt zwei so edlen Seelen der Lohn für ihre Tugenden ward. Als ich aber den Zug bestieg, um zu der fröhlichen Feier zu reisen, mischte sich in die Freude meines Herzens doch ein Gefühl von tiefer Traurigkeit. Dieses glückliche Ereigniß raubte mir die theuerste Seele und das einzige Wesen, dem ich in dieser mir neuen Welt mich angehörig fühlte. Jenes glückliche Gefühl, das mich beschlich, als ich mich nach langer Trennung vom Leben zum ersten Male in diesem neuen Zeitalter wiederfand, es hatte gegentheiligen Empfindungen Platz gemacht. Ich sah mich unter Menschen versetzt, die wie Menschen arbeiteten, sich nährten und kleideten, scherzten und tanzten, aber aller wichtigeren Triebe, die den Menschen im Grunde erst zum Menschen machen, durch die Art der Gesellschaft beraubt waren. Die Existenz war beschränkt, und das Leben inhaltslos. Wie sollte ich in dieser Gesellschaft das Dasein ertragen, nachdem ich die einzige befreundete Seele verloren? Und doch, wie glücklich mußte ich die Fügung preisen, die so vortreffliche Menschen einer Sphäre entzog, die ihren schönsten Tugenden die Bethätigung versagte.

Nachdem Büchner und ich das Paar zum Standesamt geleitet, verfügten wir uns nach einem Casino, wo in einem Zimmer ein hübscher Trautisch aufgeschmückt, in einem anderen eine kleine Tafel gedeckt war. Es war ein anziehender Act, der die Beiden seelisch fürs Leben verband. Albert mit dem Ausdruck des Stolzes an der Seite der Braut, die er in rauhen Kämpfen sich wieder-

gewonnen, sie neben ihm mit glücklichem Lächeln, und doch so manche Thräne über die Wange perlend, womit sie von den theuersten Stätten und den liebsten Menschen Abschied nahm. Er der lebendige Typus deutscher Kraft, dem das socialisirte Vaterland zu enge geworden, sie das süße Bild deutscher Innigkeit, deren sittigendes Wesen der Socialismus nicht zu würdigen verstand. Keiner der Anwesenden mochte sich entsinnen, von so tiefen Eindrücken bei einer solchen Feier durchwogt zu sein. Jedermann war selig und traurig zugleich. Als wir in vorgerückter Nachmittagsstunde die Neuvermählten zum Bahnhof geleiteten — sie trachteten nach Hamburg, um am andern Morgen das Schiff zu besteigen — hatten auch wir Männer große Mühe, die hervorbrechenden Thränen zurückzudrängen. „Geleite Euch Gottes Segen von deutschen Landen hinweg,“ rief ich ihnen nach, „welche deutscher Kraft und deutschem Gemüth ihre Grenzen verschließen! Lehrt fremde Völker die Tugenden ehren, die einst der Stolz aller Deutschen waren!“

Ich blickte dem forteilenden Zuge noch nach, als er längst meinen Augen entschwunden war. Was um mich her vorging, gewahrte ich nicht. Hormanns hatten sich in aller Stille entfernt, wohl weil die Formlichkeit eines Abschiedes ihnen zu schwer geworden wäre. Der alte Büchner trat auf mich zu und faßte mich am Arm.

„Ich glaube, aus dem Arbeiten wird heute nichts mehr,“ sagte er in seiner biedereren, zutraulichen Weise. „Sitzt man da wieder in seiner Bude allein, so rumort Einem das Alles im Herzen herum, und der Kopf findet seine Sammlung nicht. Wir thun besser, wir bleiben heute Abend beisammen.“

„Das denke ich auch,“ war meine Antwort. „Ich würde die wunderlichsten Grillen fangen, bliebe ich am heutigen Abend mir selbst überlassen.“

„Nun denn, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir haben um acht Uhr philomathischen Verein, und da werden wir die beste Ablenkung finden. Gehen wir zunächst auf einem Umwege nach meiner Wohnung, wo ich einige wichtige Eingänge vermuthe; dann finden wir noch eine Stunde Zeit, um in irgend einem Local eine Tasse Kaffee zu trinken.“

Er faßte mich unter den Arm, und wir gingen davon. Auf dem Wege erzählte er mir von diesem philomathischen Verein. Derselbe war vor etwa drei Jahren gegründet worden und vereinigte seine Mitglieder an einem bestimmten Abend jeder Woche. Er bestand hauptsächlich aus Männern der Wissenschaft, Professoren, Lehrern, Aerzten, höheren Beamten u. s. w. Zweck

des Vereines war, der Jede, der das geistige Leben im socialistischen Staate verfallen war, durch Besprechung allgemein wissenschaftlicher Fragen entgegen zu treten. Es war weniger die Absicht, durch vorbereitete Vorträge den Unterhaltungsstoff zu gewinnen, sondern man liebte mehr die zwanglose Discussion von Gegenständen, die der Zufall und die Gelegenheit zum Vorscheine brachten. Kam aber einmal die Unterhaltung auf einen Stoff, der in ein weniger allgemein bekanntes Fachgebiet schlug, so war der Präsident ermächtigt, in Folge eines bestimmten Wunsches aus der Versammlung, einen dafür geeigneten Referenten zu ernennen. Der alte Büchner sprach mit großem Interesse von diesem Verein, der ihm manche angenehme Erholung geboten. Er versicherte, die Gesellschaft würde mich mit großer Freude als ihren Gast begrüßen.

Was konnte mir für diesen Abend willkommener sein. Mit großem Danke nahm ich das Anerbieten, mich in die Gesellschaft einzuführen, an, und wir schlenderten in gemüthlichem Gespräch durch die Straßen dahin. Nach längeren Umwegen erreichten wir das statistische Amt, wo der Generaldirector ja einige kleine Geschäfte abthun wollte. Ich nahm auf einem Lehnstuhle Platz, während Büchner mehrere Actenstücke durchslog. Er war kaum damit fertig, als sein Auge auf ein kleines Handbillet fiel, das sich unter anderen Schriftstücken verborgen hatte. Mit staunender Miene erbrach er es, und ich gewahrte, wie beim Lesen desselben seine Züge die höchste Bestürzung annahmen. Er sprach kein Wort, sondern reichte mir mit aufgeregter Miene das Schreiben hin. Es war von des Reichskanzlers Hand, und auch mich erfaßte ein großer Schrecken, als ich nicht ohne Mühe die mir unbekanntem, kritzigen Züge entzifferte. Die eiligen Worte lauteten:

„Mein lieber Büchner! Ich möchte Sie gerne morgen früh neun Uhr einige Augenblicke bei mir sehen. Es sind schlimme Nachrichten gekommen. Der allgemeine Völkerring in Mittelasien ist ausgebrochen und scheint alle Reiche und Stämme in Bewegung zu setzen. Unser Botschafter bittet dringend, keine Waarensendungen mehr abgehen zu lassen und abgesendete zurückzubeordern.“

So war also eingetreten, was der Herr Reichskanzler schon vor Wochen befürchtet hatte, und was ihm als ein vernichtender Schlag erschien. Wir beharrten in rathlosem Schweigen. Der alte Herr ging unruhig im Zimmer umher, und es dauerte eine ganze Weile, bis er seiner Bestürzung und seinem Kummer Luft zu machen vermochte.

„Da werden die Herrn Socialdemokraten ja nun bald erleben, was sie angerichtet haben,“ platzte er heraus. „Eine schöne Wirthschaft! Man hätte ein solche Dummheit nicht für möglich halten sollen! Führen da in einem zahlreichen Volke, das weder zu beißen noch zu brechen findet, wenn es nicht eine colossale Einfuhr von Nahrungsmitteln hat, eine Gesellschaftsordnung ein, die es ohne Hülfsmittel läßt, sobald ihm die Ausfuhr unmöglich gemacht wird! Aus blindem Haß gegen das unschuldige Kapital wüthten sie gegen das, was ihren einzigen Reichthum ausmacht! Ist nicht gescheidter, als wenn ein Millionär sein Vermögen zum Fenster hinauswirft, während es im Hause an Brod und Fleisch und Allem fehlt.“

„Mir war ja seit meiner Unterredung mit dem Herrn Reichskanzler völlig klar geworden, um wie ernste Dinge es sich bei einem Abbruche der Handelsverbindungen mit Asien handeln würde. Nach der Natur meines Temperaments mochte ich aber doch dem Gedanken an eine völlige Hoffnungslosigkeit der Dinge nicht sogleich Raum geben. Menschen und Völker haben zu häufig aus der schlimmsten Klemme einen Ausweg gefunden, und in der Erinnerung an so manche derartige Vorfälle, in meinem Leben wie in der Geschichte, vermochte ich mir nicht vorzustellen, daß diesmal eine Krisis gewissermaßen den Himmel zum Einsturze bringen sollte. Es kam hinzu, daß nach einem eigenthümlichen Zug meines Naturells ich auch in solchen Fällen, in denen ich selbst nicht minder schmerzlich als Andere betroffen war, einen unbezwinglichen Antrieb empfand, den Anderen Trost einzusprechen. So bemühte ich mich auch jetzt einige beruhigende Worte zu sagen. Ich wies auf die ungeheure Verarmung hin, die im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in der Franzosenzeit über unser Vaterland hereigebrochen, und der doch nach kurzen Decennien ein ungewöhnlicher Aufschwung gefolgt sei.

„Aber haben sie denn in der Franzosenzeit einen socialdemokratischen Staat gehabt?“ fiel er mir ins Wort.

„Das freilich nicht,“ war meine Antwort, „aber der Krieg hatte den Menschen viel geraubt. Es fehlte den Landleuten zum Theil an Vieh und Saatkorn, und Industrie und Handel lagen lahm!“

„Immerhin aber hatten die Menschen Kapital,“ sagte er, „mochte es auch noch so sehr zusammengeschmolzen sein. Und dieser Rest von Kapital war ihnen behülflich, die Aecker zu bestellen, Viehbestände zu züchten und die Industrie wieder in Thätigkeit zu setzen. Wo nur noch ein Schimmer dieser Kraft vorhanden ist, kann sie sich schnell vermehren und Segen und

Wohlstand verbreiten. Aber aus dem Nichts kommt nichts, und sie werden schwerlich ein Mittel finden, durch Arbeit Schätze zu schaffen, solange ihnen jede Möglichkeit fehlt, die Hungrigen mit Fleisch und Brod zu versorgen.“

„Es würde aber doch dem Volke nur ein Theil seiner Nahrungsmittel verloren gehen, nicht das Ganze. Da wird es sich in einem gewissen Betrage schon durch weise Einschränkung zu helfen vermögen, und was dann etwa noch fehlt, möchten die Agrikulturländer wohl auf Credit hergeben.“

„Hahaha,“ pläzte der Alte heraus. „Die Agrikulturländer haben recht was zu creditiren. Sie sind ja auch Alle so arm wie eine Maus. Ihnen fehlt es an Rücken, Hosens, Hemden, Kleidern u. s. w., wenn sie ihr überflüssiges Getreide nicht los werden können, und wollten sie uns auf Borg ihr Getreide hergeben, so müßten sie entbehren, was zu des Lebens Nothdurft gehört. Uebrigens“ — und dabei machte er, seine unruhige Zimmerpromenade unterbrechend und mich mit weit geöffneten Augen anblickend, vor mir Halt — „womit sollten wir ihnen bezahlen, was sie uns borgen möchten?“

„Nun, wir würden nach und nach mit vermehrten Erzeugnissen unserer Industrie unsere Schulden bezahlen.“

Aber der Generaldirector wurde immer eifriger.

„Mit vermehrten Erzeugnissen unserer Industrie! Wo sollten wir denn, wenn ich fragen darf, diese vermehrten Erzeugnisse hernehmen?“

„Sollte denn ein industriereiches Volk nichts herzustellen im Stande sein, was man in einem ackerbautreibenden Lande gerne und nützlich verwenden könnte?“

„Expliciren Sie sich ein wenig deutlicher, mein Lieber. Etwa Baumwollenwaaren? oder fertige Hemden? oder Wollstoffe für Herren und Damen? fertige Kleidungsstücke? Strümpfe? Fußdecken? Seidenwaaren? oder Bier? Papier? Chemikalien? Säcke oder andere Futestoffe? Zu allen diesen Dingen müssen wir Rohstoff haben. Wir gebrauchen Wolle, Seide, Jute, Gerste, Lumpen und Gott weiß was dazu. Womit sollen wir uns denn das Alles kaufen?“

„Nun, ich verkenne ja keineswegs, daß das Schwierigkeiten haben wird. Aber es wird doch am Ende auf dieselbe Weise sich machen lassen, wie es bisher geschah. Wir tauschen Industrieerzeugnisse gegen diese Rohstoffe aus.“

„Es hat sich recht was auszutauschen, wenn man schon nicht mehr weiß, wie man Gegenstände finden soll, durch deren Ab-

faß man sich vor dem Hungertode schützt. Ahnen Sie denn nicht, daß wir den Ackerbauländern hingeben müssen, was wir irgend bei der Seele haben? wovon sie irgend welchen Gebrauch machen können, und sei es auch ganz zum Ueberfluß? Daß alle anderen Industriestaaten es ebenso machen müssen? Daß alle Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes billig wie Brommbeeren werden? Und wenn wir nun mit viel größeren Waarenmengen uns Nahrungsmittel kaufen müssen, wie viel bleibt uns denn zum Ankauf von Rohstoffen übrig? Und wenn wir uns im Ankauf von Rohstoffen zu beschränken genöthigt sind, wo nehmen wir dann im nächsten Jahre die Industrieerzeugnisse her, um uns Nahrungsmittel und Rohstoffe einzuhandeln? Wir werden verstärkten Mangel an Rohstoffen und in Folge dessen wieder verstärkten Mangel an Industrieerzeugnissen haben. Und so wird es lawinenartig weiter gehen.“

„Allerdings,“ mußte ich zugeben, „dann wird eintreten, was der Herr Reichskanzler mir vorhergesagt hat. Dann werden wir den Zustand haben, daß der Staat die Menschen nicht mehr zu beschäftigen im Stande ist, und Arbeitsmangel sie zum Hungern und Frieren bringt.“

Ich war ja im Grunde von der Hoffnungslosigkeit der Situation nicht weniger überzeugt als er. Nur der Wunsch, ihn in seiner Niederschlagenheit ein wenig aufzurichten, und ein völlig unbestimmtes Gefühl, daß sich doch vielleicht noch ein verborgener Rettungsanker finden lassen möchte, hatten mich zum Widerspruche angetrieben. Auch jetzt noch vermochte ich dem Verlangen nicht zu widerstehen, nach einem Strohalm oder was sonst helfen könnte, als möglichem Hülfsmittel zu suchen.

„Es ist wahrlich schlimm,“ fuhr ich fort; „aber was nützt es, sich das Verderben vor Augen zu führen. Mancher Mensch hat verzweifelt, der wider sein Erwarten noch die glücklichsten Tage verlebte. Auch im Leben der Völker sind die Schicksale wechselnd gewesen, und manches Volk ist zu Kraft und Größe gelangt, das vernichtet und elend am Boden lag. Wie herrlich hat unser Vaterland so oft nach heftigen Stürmen sich wieder aufgerichtet!“

„Mein Vieber,“ entgegnete der Alte, und mit schwermüthigem Ausdruck senkte sich sein sonst so lebhaftes Auge, „das sind ja ganz andere Verhältnisse gewesen. Da haben ja die Menschen gelebt, wie die Natur es ihnen vorgeschrieben. Kein Gesetz, kein Verbot verwehrt es ihnen, sich Eigenthum zu verschaffen, und was ihr Besitzthum war, das trieb ihr Erwerbssinn sie zu ver-

mehren an. Nur Wenigen gelang es im Anfang, aber alles Erworbene wurde in der Eigenschaft als Kapital zu weiterer Kapitalbildung thätig, und gestaltete sich somit für die Gesellschaft zu einer Arbeitskraft, die ihr die dauernde Erweiterung der Production ermöglichte und über immer weitere Kräfte den Wohlstand ausbreitete. Und so sehr auch die Besitzer von Vermögen das Ihrige festzuhalten und zu vermehren strebten, trotz alles ihres Eigennuzes konnten sie nicht verhindern, daß die kapitalfähige Kraft ihres Besitzes und ihr steigendes Bedürfnis nach Arbeitserzeugnissen der ganzen Gesellschaft zum Nutzen gereichten. Aber haben wir denn heute eine Gesellschaft, in welcher die Anjänge eines Reichthums, der in stetigem Wachsen über weitere Theile sich auszubreiten fähig ist, zu keimen im Stande sind? Diese Gleichmacherei und der Neid auf jeden Besitz verhindern ja durchaus, daß der größere Verstand, die größeren Fähigkeiten und die größere Kraft der Einzelnen sich durch hervorragende Leistungen der Menschheit nützlich machen können.“

Unsere Zeit war über dieser Unterhaltung dahin geschwunden, und als Büchner seinen Satz beendet hatte, kündeten acht Schläge der Stubenuhr, daß die Stunde des Vereines herangerückt war.

„Aber wir vergessen ja die Zeit,“ sagte er. „Wir wollen uns nicht weiter unsere Laune verderben. Daß es so kommen mußte, war ja lange kein Geheimniß mehr, und mit all unserem Reden bessern wir Nichts.“

Und indem sein Antlitz wieder seinen alten freundlichen Ausdruck annahm, faßte er mich beim Arm, und wir gingen geflügelten Schrittes in den philomathischen Verein.

Behntes Kapitel.

Wie die Gelehrten des socialistischen Staates über die Zollsysteme der Vergangenheit denken.

Wir fanden bei unserem Eintreten schon eine zahlreiche Gesellschaft vor, und ich hatte Gelegenheit, manche hochinteressante Persönlichkeit kennen zu lernen. Alle wissenschaftlichen Berufskreise waren ansehnlich vertreten; auch manche ältere Herren, die früher anderen Ständen angehört, wohnten als Mitglieder des Vereines der Zusammenkunft bei.

Sene Mittheilung, die Büchner durch den Reichskanzler er-

halten, war auch bereits in diesen Kreis gedrungen und hatte von Mund zu Munde sich fortgepflanzt. Die Mehrzahl der Herren war sich ihrer Bedeutung bewußt, und über die Zukunft des Staates, wie über Maßnahmen, die zu ergreifen seien, wurde eifrig discutirt.

„Sollte man nicht in solcher Lage“ — sagte ein älterer Philologe, der in der griechischen Syntax besser als in der Volkswirthschaftslehre beschlagen sein mochte — „mit gutem Nutzen zu demselben Auskühlfsmittel greifen können, mit dem man sich früher in kritischen Zeiten zu helfen suchte, ich meine zur Schutzzollpolitik?“

„Hahaha,“ lachte der alte Büchner, der inzwischen seinen fröhlichen Humor wieder erlangt hatte, „möchten Sie uns etwa Rettung bringen, indem Sie uns durch Brodvertheuerung das Essen verleiden?“

„Oder möchten Sie etwa die Agriculturnländer anreizen, uns durch Industriezölle noch unseren Absatz zu erschweren?“ fiel der Herr Regierungsrath Weinbauer ein.

Es entstand eine allgemeine Heiterkeit. Die Mehrzahl der Anwesenden besaß Sachkenntniß genug, um zu wissen, daß Schutzzölle, wie überhaupt alle Zölle, im socialistischen Staate ein überwundener Standpunkt sind.

„In der socialistischen Welt,“ sagte der Professor der Geschichte, Herr Dr. Hergenroth, „wäre freilich eine Schutzzollpolitik nicht anzubringen. Aber ich möchte doch dafürhalten, daß an und für sich für eine Krisis, wie sie heute hereinbricht, ein weißes Schutzzollsystem ein nicht zu verachtendes Heilmittel wäre.“

„Das wäre ein Heilmittel für die Krisis wie Glaubersalz für Verdauungsschwäche oder Chinin für Ohrensausen,“ rief der etwas derbe Herr Stillfried, ein früherer Bankier.

„Schutzzölle haben weder in guten, noch in schlechten Zeiten genügt,“ ließ sich die dünne Stimme des Herrn Archivrath Heinholtz vernehmen.

„Schutzzölle haben doch so manchen niederliegenden Erwerbszweig auf die Beine gebracht,“ fiel die Baßstimme des Herrn Dr. med. Monzel ein.

Das waren aber auch die letzten zusammenhängenden Worte, die ich zu vernehmen vermochte. Die Unterhaltung war inzwischen so allgemein und lebhaft geworden, daß alle Stimmen durcheinander wogten. Erst nach längerer Zeit gelang es der Hartnäckigkeit des Herrn Professor Hergenroth sich wieder Gehör zu verschaffen.

„Die Thatfachen der Geschichte lassen keineswegs erkennen,“ rief er, „daß Schutzzölle nicht von nützlicher Wirkung sein können. 1878 hat Bismarck eine Krisis damit zum Lande hinaus gejagt.“

„1878 war die Krisis bereits im Verlaufen, und nur eine neue wurde durch die Schutzzollpolitik heraufgeholt, hahaha,“ schmetterte der alte Büchner dazwischen.

Nun aber wurde der unregelmäßigen Debatte ein Ende gesetzt. Herr Gymnastallehrer Dr. Schlempe klingte an sein Bierglas und erhob sich von seinem Sitz.

„Meine Herren,“ sagte er, „es ist hier eine Frage aufgetaucht, die bereits der Vergangenheit angehört und nur noch ein wissenschaftliches Interesse beansprucht. Wenn je eine Frage, so verlangt diese eine Besprechung von fachkundiger Seite. Unter Berufung auf § 7 unseres Statutes beantrage ich eine solche und ersuche den Herrn Präsidenten, den Referenten zu ernennen.“

Präsident: „Wenn die geehrte Versammlung mit diesem Vorschlage einverstanden ist (allgemeine Zustimmung), so liegt mir ob, zur Erörterung der Schutzzollfrage die geeignete Kraft zu suchen. Wir haben die Freude, heute Abend unseren allverehrten Herrn Professor Bergfall unter uns zu sehen, dessen eingehende Untersuchungen über die Zollsysteme der Vergangenheit so großen Beifall gefunden. Ich ersuche den Herrn Professor, über die Frage das Referat zu übernehmen.“

Die Wahl wurde mit allgemeiner Freude begrüßt, und der Ernannte nahm mit Dank die ihm erwiesene Ehre an. Es entstand eine kurze Pause, die man benutzte, um noch rechtzeitig die Gläser füllen zu lassen und Cigaren in Brand zu setzen. Dann erhob sich Herr Professor Bergfall.

Vortrag des Professor Bergfall. „Meine Herren! Eine lange Einleitung über Wesen und Zweck der Schutzzölle wird in Ihren Wünschen nicht liegen; für eine kurze aber darf ich mir wohl Ihr geneigte Aufmerksamkeit erbitten. Nur wenn wir die Dinge in ihrem Werden verfolgen, vermögen wir sie uns zu vollem Verständniß zu bringen.“

Ohne Zweifel hatten die Schutzzölle ursprünglich einen erzieherischen Zweck. Um Arbeitsgelegenheit für die niederen Volksklassen zu finden, waren die Regierungen bemüht, durch hohe Zölle auf einzelne Fabrikate das ausländische Erzeugniß den Grenzen ferne zu halten, um dem inländischen Gewerbfleiß ohne Störungen durch Concurrnz zu technischer Vervollkommnung Gelegenheit zu geben.

Dieser ursprüngliche einfache Zweck hat im Laufe der Zeit eine wesentliche Erweiterung erfahren, als die merkantilistische Idee sich Geltung verschaffte, daß der Reichthum des Volkes in der Menge des Geldes beruhe. Um Geld in das Land zu ziehen, strebte man die Ausfuhr von Waaren zu befördern, die Einfuhr zu verhindern. Das Eine suchte man durch Prämien oder andere Mittel zur Unterstützung des Gewerbfleißes, das Andere durch Einfuhrverbote und Schutzzölle zu erreichen.

In dieser Idee des Merkantilismus haben wir so recht ein Kind des Mittelalters zu erblicken. Der Vater war jener beschränkte Geist, der in jeder Thätigkeit des Anderen eine feindliche Regung, in jedem fremden Wohlstand eine Schädigung der eigenen Interessen fand. Die Mutter jene kleinliche Eiferjüchtelei, die neidisch und mißgünstig über jeden Erfolg vermeintlicher Widersacher wacht. Klein war ja in jeder Beziehung der mittelalterliche Mensch. Er kannte keinen Patriotismus als den für seinen Kirchturm, und der Flug seiner Interessen wagte sich kaum über das Weichbild seines Ortes hinaus. In engherzigem Unverstand schieden Länder, Provinzen, Kreise, Städte und Städte und Land sich von einander ab, und entsprechend dieser Beschränktheit, die ein Verständniß von dem Zusammenhange der Interessen nicht aufkommen ließ, war auch dieses Merkantilssystem nur ein Abbild der Kurzsichtigkeit, durch die das Leben jenes Zeitalters gekennzeichnet war. Ich werde im Verlaufe meiner Ausführungen noch Gelegenheit finden, Ihnen die Widersprüche zu zeigen, in denen die Idee dieses Systems zu dem wahren Wesen der Verkehrsthätigkeit steht.

Auch die Nacht des Mittelalters wurde von dem goldenen Morgen der Erkenntniß verscheucht. Auf jedem Gebiete brach das Licht des Wissens sich Bahn, und auch in den geheimnißvollen Organismus des socialen Körpers ist seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die Leuchte der Forschung gedrungen. Wir haben gelernt, diese wirtschaftliche Thätigkeit der Menschen als ein großes Ganzes zu erfassen, das bei der Vielheit der Interessen doch dem einheitlichen Ziele zustrebt, dem Nutzen der gesammten Menschheit dienlich zu sein. Was durch die unendliche Menge von Berrichtungen hervorgebracht wird, die wir in dem Gesamtbegriff „Production“ zusammenfassen, erfüllt nicht seine Bestimmung, indem es das Bedürfniß der einzelnen Käufer befriedigt, sondern es vermag sich dem höheren Zwecke nicht zu entziehen, dem Interesse der consumirenden Welt, dem ganzen Volke, der ganzen Menschheit zu dienen.

Und indem die Production für die Consumption ihre Kräfte verbraucht, giebt ihr die Consumption den Nahrungsstoff zurück, der ihr zu weiterer Bethätigung die Fähigkeit verleiht. Produciren und Consumiren, Erzeugen und Verbrauchen, sind die beiden von einander abhängigen Functionen der Gesellschaft, die ihren wunderbaren Organismus am Leben, am Wachsen, am Gedeihen erhalten. Ihre Wechselwirkung bedingt, daß, was die Eine schädigt, auch der Anderen zu nothwendigem Schaden gereicht; daß Störungen der Einen nothwendig zu Störungen der Anderen führen, die rückwirkend wieder die erstere lähmen und den ganzen Bau in seiner Entwicklung hemmen. Diese allmählich durchdringende Erkenntniß ließ alle schutzöllnerischen Bestrebungen als einen Irrthum erscheinen, und in hartnäckigem Kampfe mit kleinlichen Interessen, mit jener Beschränktheit, die das unvermeidliche Attribut aller Vorurtheile ist, brach die Idee des Freihandels sich siegreich Bahn, die zu wachsendem Heile der Menschheit und zum Völkerfrieden zu führen versprach. Nur wenige Völker waren bis zu völligem Freihandel gelangt, aber bis auf die Vereinigten Staaten und Rußland waren alle bestrebt, dem Schutzollsystem den Rücken zu kehren.

Das wäre, was ich einleitend über den Kampf zu bemerken hätte, aus welchem durch die lichtspendende Arbeit der Wissenschaft aus dem Schutzollsystem der Freihandel wie aus dem Mittelalter die Neuzeit sich emporgerungen. Aber meine Herren, für die moderne Forschung und auch wohl für die geehrten Mitglieder dieses Vereins kann nur noch jener Rückfall von Interesse sein, der seit dem Jahre 1878 mit alleiniger Ausnahme Englands alle Kulturvölker der Erde ergriff. Gerade in einer Zeit des außerordentlichsten Fortschrittes, in der großartige Entdeckungen und riesige Arbeitsleistung dem Verkehr der Völker eine nie geahnte Lebhaftigkeit verliehen, eine größere Gütermenge denn je nach Absatz strebte, und das Wachsthum der Production den Lebenshalt der Menschen bis in die niederen Schichten hinein zu erleichtern begann, kam jene Ausgeburt des Mittelalters wieder zu plöglichem Siege, und wie einst in den Tagen des Merkantilsystems wurden Zollschranken an allen Grenzen als ein Hülfsmittel des Verkehrs, als ein Schutz für die arbeitende Volkskraft betrachtet. In unserem Deutschland wurde ja der Anfang gemacht. Waren sie wirklich ein Hülfsmittel? Haben sie die Production befördert? den Reichthum gehoben? das Leben der Menschen glücklicher gestaltet?

Die wissenschaftliche Forschung hat wohl auf keinem Gebiete

mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie auf dem Gebiete der Volkswirthschaft. Sie kann sich ihr Untersuchungsobject nicht wie auf einem Secirtische vor Augen führen, kann nicht messen, nicht wägen, nicht Vergleichen ziehen. Strömungen aller Art, die der Regelmäßigkeit der Bewegung hinderlich sind, und ein Wirrsal von nebensächlichen Erscheinungen, deren Einwirkung auf das Ganze nicht bestimmbar ist, verwehrt dem Forscher, dem Einflüsse der Factoren in allen ihren Wandlungen nachzuspüren. Er ist im Wesentlichen auf den Weg der Deduction verwiesen, aber mit so vieler Schärfe er auch diesen Weg verfolgt, dem Zweifler, dem Widersacher gegenüber hat er in seltenen Fällen den Beweis in der Hand. Solchen Schwierigkeiten gegenüber dürfen wir es als ein Glück begrüßen, daß uns heute ein Prüfungsgebiet gegeben ist, dessen Einfachheit der Bewegung uns in zweifelloser Klarheit zur Anschauung bringen läßt, welche Wirkungen hervortreten, wenn die Staaten mit Schutzzöllen oder Prämien in die freie Bewegung des Verkehrs einen Eingriff machen.

Um dem Faden der Forschung, unbeirrt durch unbestimmbare Einflüsse, in allen seinen Windungen folgen zu können, hat sich ja der berühmte Thünen einst seinen Isolirten Staat construirrt. Wir für unsere Prüfung bedürfen eines solchen Gebildes der Phantaste nicht mehr. Wir haben in der Wirklichkeit das Gebilde, an dem der Forscher wie der Laie in einfachster Weise sein Untersuchungsobject sich vor Augen führen kann. Dieses Gebilde ist unser socialistischer Staat.

Dieser socialistische Staat ist in seinen organischen Berichtigungen ein Musterbild von Einfachheit. Da ist keine Mannigfaltigkeit von Theilen, deren Interessen scheinbar im Widerstreite liegen, kein Zwischenhandel, der zwischen Producenten und Consumenten tritt, kein Verkehrswerkzeug Geld, dessen Strömungen uns die Waarenbewegung verschleiern. Er selbst, der Staat, hat die gesammte Production in seiner alleinigen Hand. Seine Pflicht ist, von allen Gegenständen des Genusses so viel zu erzeugen, daß dem gesammten Bedürfniß, der Kaufkraft der Bewohner Genüge geschieht, und in der Menge von Bedürfnißen, die er zu befriedigen vermag, haben wir ein sicheres Kriterium seiner Leistungsfähigkeit.

Dieser socialistische Staat bringt die Frage zur Lösung, worin der Reichthum der Nationen beruht. Er giebt uns den sicheren Maßstab, an welchem wir den Wohlstand der Völker zu messen vermögen. Wir fragen nicht nach der Menge des Geldes, das im Umlauf oder in den Banken sich befindet, nicht nach der

Menge zinstragender Werthpapiere, nicht nach der Fruchtbarkeit des Bodens oder nach seinen metallischen Schätzen. Unser Maßstab ist die Höhe der Genüsse, welche die Gesamtproduction der Bevölkerung verschafft, und wollen wir entscheiden, welcher von zwei socialistischen Staaten der reichste ist, so wägen wir die Genüsse an einander ab, welche aus der Production des Staates seine Bewohner empfangen.

Denken wir uns nun einmal den Fall, meine Herren, der Regierung unseres Staates sei von dem internationalen Syndikat eine Strafe von 500 Millionen Mark auferlegt. Sie kann den Betrag nicht anders entrichten als durch Erzeugnisse ihrer Production, die sie für den Genuß ihrer Bewohner hat herstellen lassen. Die Zahlung kann nicht anders geschehen, als daß sämtliche Bewohner ihre Genüsse beschränken, und um in dieser Beschränkung der Genüsse den Neigungen der Einzelnen keinen Zwang aufzuerlegen, entscheidet sie sich, die gedachte Summe durch Steuern zu erheben. Zwei Wege bieten sich ihr dar, die directe und die indirecte Besteuerung, und für die indirecte Besteuerung hat sie wieder zwei Wege: sie kann Finanzzölle oder Schutzzölle erheben.

Untersuchen wir nun, welche Folgen für die Bewohner als Consumenten und für den Staat als Producenten entstehen, je nachdem der eine oder der andere der drei Wege eingeschlagen wird.

Die directe Besteuerung ist einfach und leicht. Der Staat läßt jedem seiner rund 50 Millionen Kreditkartenempfänger 10 Mark von seiner Kreditkarte entnehmen. Die Folge also ist, daß jeder Einzelne den Betrag seiner Bedürfnisse von 1500 Mark auf 1490 Mark beschränkt, und dem Staate eine Menge von hergestellten Erzeugnissen im Betrage von 50 Millionen mal 10 Mark gleich 500 Millionen verbleiben, womit er die ihm auferlegte Strafe zu bezahlen vermag. Der Eine hat in diesen, der Andere in jenen Gegenständen sich eine Beschränkung auferlegt, aber eine andere Wirkung auf den Consum der Bevölkerung wie auf die Production der Gesellschaft hat in keiner Weise stattgefunden.

Schon etwas weniger einfach und weniger leicht wäre die Erhebung des Betrages durch Finanzzölle, d. h. durch solche Zölle, die beim Eintritt der Waare in den Verkehr erhoben werden, aber dem Consumenten keine weiteren Opfer auferlegen, als den verlangten Zoll. Sie können nur gelegt werden auf Waaren, die aus dem Auslande kommen und im Inlande nicht hergestellt werden,

oder aber auch auf im Inlande erzeugte Waaren, wenn deren gesammte hergestellte Menge beim Austritt aus der Production in den Consum davon betroffen wird. Letzteres geschieht beispielsweise durch eine Zucker-Consumsteuer, wenn der sämmtliche producirte Zucker mit einem Zoll belegt wird, sobald er aus den Fabriken in die Hände der Consumenten gelangt. Setzen wir nun den Fall, der Staat wolle die 500 Millionen Mark vom Kaffee, Thee, Reis und Zucker erheben, so würde er den ursprünglichen Preis dieser Waaren um einen so hohen Betrag erhöhen, daß er nach Verkauf derjenigen Mengen, die vom Publicum verbraucht zu werden pflegen, die 500 Millionen aufgebracht hätte. Die Folge würde nun sein, daß ein Jeder genöthigt wäre, den Verbrauch von sonstigen Erzeugnissen in demjenigen Betrage einzuschränken, in welchem er Kaffee, Thee, Reis und Zucker theurer gekauft hätte als sonst. Der Staat würde also ebenso wie bei der directen Besteuerung in übrig behaltenen Waaren die von ihm zu zahlenden 500 Millionen zur Verfügung erlangen. Das Publicum in seiner Gesammtheit würde genau in dem Betrage getroffen sein, wie bei der directen Steuer, und ein Unterschied würde nur in soweit sich bemerkbar gemacht haben, als diejenigen, welche von den besteuerten Artikeln mehr als Andere verbrauchten, in höherem Maße als letztere belastet wären.

Wir kommen nun zum dritten Falle, zur Erhebung der 500 Millionen durch Schutzzölle, also durch Zölle auf solche Waaren, die aus dem Auslande kommen und zugleich im Inlande hergestellt, aber nur den ausländischen Waaren auferlegt werden. Der Staat also beschließt, auf alle diese Gegenstände, auf Getreide, Vieh, Fleisch, Butter, Kleidungsstücke, genug, auf all das Wichtigste, was zur Erhaltung der Existenz gehört, soweit es über die Landesgrenze eingeht, einen Zoll zu legen, durch welchen nach der Gesammtmenge der importirten Waaren die begehrte Summe aufgebracht sein wird. Er wird auch durch diese Zölle in den Besitz der 500 Millionen gelangen, aber zugleich ein Anderes wird die Folge sein. Er ist nicht in der Lage, beim Verkauf seiner Erzeugnisse für das ausländische Product, dessen Werth nun gleich kommt dem Einkaufspreis plus dem Zoll, einen höheren Preis als für die inländische Waare zu erheben. Er kann nicht denjenigen Bewohnern, die beim Einkaufe ohne ihren Willen eine Semmel aus russischem Weizen, ein Stück Fleisch von einem ungarischen Ochsen oder einen Anzug von englischem Buckskin bekommen, einen höheren Preis abnehmen,

als welche diese Waaren aus deutschen Stoffen empfangen. Er wird also genöthigt sein, auch für die inländischen Erzeugnisse den erhöhten Preis zu fordern, will er überhaupt nicht darauf verzichten, die 500 Millionen Mark durch einen Preisaufschlag aufzubringen. Welche Wirkung wird nun hervorgebracht sein? Die sämmtlichen Bewohner werden Alles, was sie gebrauchen, zu erhöhten Preisen kaufen und mit dem Betrag ihrer Creditkarte am Ende sein, lange bevor die Erzeugnisse der Production erschöpft worden sind. Der Consum des Volkes also wäre in viel höherem Maße als der Steuerbetrag bedingt, zurückgegangen, und für einen großen Theil seiner Arbeitsleistung wäre in Folge dessen kein Absatz vorhanden. Nach dem Maßstabe also, den wir vorher gefunden, wäre der Reichthum der Nation zurückgegangen oder, mit anderen Worten, das Volk wäre ärmer geworden.

Nun, meine Herren, würde bei solchen Maßnahmen unseres socialistischen Staates, wie wir uns vorgestellt, etwas Anderes geschehen sein, als was bei der früheren Gesellschaft durch die verschiedenen Steuersysteme geschah? In einem Punkte ohne Zweifel muß uns eine Abweichung in die Augen fallen. Die früheren Staaten haben die Summen immer wieder ausgegeben, die als Steuern erhoben worden sind, und dieselben sind ins Volk, in den Consum desselben zurück geflossen. Wir haben also eine kleine Correctur vorzunehmen, um auch in diesem Punkte die Vergleichsobjecte übereinstimmend zu machen. Wir können es leicht, indem wir den weiteren Fall setzen, das internationale Syndikat habe inzwischen die auferlegte Strafe für nicht gerechtfertigt erkannt und die im Betrage von 500 Millionen Mark ihm gelieferten Waaren wieder zurückgegeben. Dann wäre auch in diesem Punkte die Uebereinstimmung vorhanden. Der Staat würde die als Steuer erhobenen Waaren wieder in den Consum gelangen lassen. Wie würde sich nun in den drei Fällen die Wirkung gestalten? In allen drei Fällen würde der Staat den Creditkartenbetrag um die erhobenen 10 Mark wieder erhöhen, aber in jedem derselben würde die Erhebung eine verschiedene Wirkung zurückgelassen haben. Bei der directen Steuer hätte ein Jeder wieder empfangen, was er gezahlt. Bei den Finanzzöllen wären diejenigen in einen Nachtheil versetzt worden, welche mehr als die Anderen von den verzollten Waaren verbraucht, während die schwächeren Consumenten zu einem Gewinn gelangt wären. Bei den Schutzzöllen aber wäre nicht allein dieser Nachtheil eingetreten, sondern soweit die Zölle auch die inländischen Waaren vertheuert, würde dem Volke der Uebelstand geblieben

sein, daß es in der Menge seiner Genüsse, also in seinem Wohlstande, zurückgegangen ware.

Sie werden mir entgegen, in der früheren Gesellschaftsordnung würde auch der letztere Nachtheil nicht eingetreten sein, weil durch die Bertheuerung der Preise den Producenten der Waaren, den Unternehmern, ein Gewinn zugeflossen wäre, der von diesen wieder verausgabte, dem Verkehr also wieder zurückgegeben würde. Allein dieser Einwand würde nur zum Theil, nicht völlig begründet sein. Denn — ganz abgesehen von der hervorgerufenen Ungleichheit der Bertheilung, die bei der Unregelmäßigkeit des Consums nicht zu vermeiden war, insofern man den wenigen Unternehmern gegeben, was man einer großen Mehrheit genommen — was die Masse der Consumenten verloren hat und einigen wenigen Unternehmern zugeflossen ist, das ist zum großen Theil für längere Zeit oder dauernd dem Verkehr des Volkes entzogen geblieben. Es ist theilweise in die Hände sehr vermögender Leute gelangt, die es nicht für Verbrauchsgegenstände zu verausgaben, sondern in inländischen oder ausländischen Papieren anzulegen pflegten. Es verwandelte sich also zunächst in Kapital, das mit der Zeit wohl dem Volkswohlstande dienlich werden mußte, dem Verkehr aber einstweilen entzogen blieb, und wenn es seinen Weg in das Ausland nahm, in seiner Kapitaleigenschaft nicht einmal dem Inlande nützte. Man charakterisirt den Hergang wohl am besten, indem man sagt: es wurde eine künstliche Kapitalbildung an Stelle der natürlichen gesetzt. Man verminderte den Umlauf, um mehr Kapital zu schaffen und rief eine Disharmonie in der Bewegung des Verkehrs hervor. Statt dem Verkehr zu überlassen, die Kapitalmengen zu bilden, die seinem Wachstume angemessen sind, schuf man Kapital in Mengen, die mit dem dadurch verminderten Wohlstande der Bevölkerung nicht im Einklange standen. Dieses künstlich vermehrte Kapital konnte in dem Maße nach Erwerb nur sich selbst Concurrnz machen und zeugte dadurch eine Production, der die Kaufkraft des Volkes nicht zu folgen vermochte. Es rief somit eine ungesunde Preisbewegung hervor, die Niemandem schädlicher war, als gerade dem Kapital und der Production. Wir können uns auch diesen Effect unseres Schutzollsystems an unserem Beispiele sehr klar zur Anschauung bringen. Der durch die erzeugte Verminderung des Consums hervorgerufene Ueberfluß an Verbrauchsgegenständen wurde in den Händen des Staates, des Producenten, ein neues Kapital, das ihn zwang, vermehrte Gütermengen in

den Handel zu werfen, für die er doch einen Absatz nur zu finden im Stande war, wenn er sie trotz der intendirten Preiserhöhung durch die Schutzzölle zu Preisen weggab, die mit den Herstellungskosten nicht im Einklange waren.

Abgesehen aber von diesen Einwänden, die ich ja richtig gestellt habe, zeigen unsere Beispiele nur dieselben Wirkungen, die unter der natürlichen Verkehrsweise der früheren Gesellschaft in Folge der verschiedenen Steuersysteme sich geltend machen mußten. Daß damals das Geld den Austausch der Güter bewerkstelligte, änderte nichts am Erfolg, denn der Zweck der Production war kein anderer als in unserem socialistischen Staate, nämlich der Menschheit dienliche Genüsse zu erzeugen. Auch daß die Production sich in den Händen Vieler statt in der Hand eines Einzigen befand, war auf die Endwirkung ohne Einfluß. Auch damals wollte die Production nichts Anderes, als der Kaufkraft der gesammten Bevölkerung genügen, und die schädigende Einwirkung auf den Consum konnte die vielköpfige Production der Vergangenheit nicht in anderer Weise treffen als die einköpfige unseres socialistischen Staates.

Sie sehen also, meine Herrn, unter den Steuersystemen der Vergangenheit war das schutzzöllnerische das verkehrteste. Es rief einen Mißklang zwischen Production und Consum hervor. Es wird Ihnen aber auch verständlich werden, warum jenes leidige Merkantilsystem, das in der Menge des Geldes den Reichthum des Volkes wähnte, ein Ausfluß des mittelalterlichen Unverständes war. Man verkannte die Zwecke der menschlichen Thätigkeit, man verkannte die Wechselwirkung, in welcher Production und Consumption naturgemäß zu einander stehen. Man verkannte, daß der Mensch in seiner Arbeit der ganzen Menschheit angehört, nicht nur seinem Kirchthurm, seiner Provinz und seinem Vaterlande; daß jedem einzelnen Menschen die Bedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung seiner Arbeitskraft um so besser gegeben sind, je mehr der ganzen Menschheit die Quellen des Wohlstandes fließen; daß jede Zollschranke, durch die man in kleinlicher Eiferlüchtelei die Mitvölker zu schädigen suchte, nothwendig dem Wohlstande des eigenen Volkes eine Schranke werden mußte.

Warum hat denn im Jahre 1878 die deutsche Regierung dem alten verbrauchten mittelalterlichen System wieder die Bahnen geöffnet? Etwa weil die Vereinigten Staaten und Rußland in diesem System befangen gewesen waren? Aber in Amerika hatte ein freies Volk, weil es, in Unkenntniß von dem Wesen des

Berkehr, die eigenen Interessen nicht verstand, sich freiwillig, wie man zu sagen pflegt, von den Geldproben das Fell über die Ohren ziehen lassen, und in Rußland hatte man es ihm gewaltsam übergezogen, ohne daß es ausdrücklich seinen Consens dazu gegeben. Unmöglich konnten unsere damaligen Staatsmänner der Ansicht sein, daß die freiwillig geduldete Volksausbeutung durch amerikanische Millionäre und die unfreiwillig getragene Mißachtung des Rechts im russischen Reich sich als mustergiltige Staatseinrichtungen zu empfehlen vermöchten.

Oder glaubte man die Arbeit des Volkes durch Schutzzölle erziehen und beleben zu müssen? O, meine Herrn, wo fände man einen Zeitpunkt in der Geschichte, wo dies weniger am Platze gewesen wäre! Die großartigsten Hebel der Thätigkeit waren, wie überall, so auch in Deutschland in Bewegung gesetzt. Die gesammte Production war in einer fieberhaften Bewegung begriffen. Eine Unmenge von Kapital befand sich werbend am Markt; Erfindungen aller Art, Verbesserungen der Maschinen, Vervollkommnung aller Arbeitsgeräthe, ein riesiger Schiffsverkehrsverkehr, Eisenbahnen und Telegraphen in allen Ländern, was überhaupt nur der Arbeit zu nützen vermag, es war in riesenhafter Geschäftigkeit. Die Production lief Gefahr, dem Bedürfniß der Menschheit voranzueilen und hätte eher des Zügels als des Sporns bedurft. Es war eine Menge aller Güter, wie der Erdball sie noch nicht gesehen, und ein naturgemäßes, zur Gefundung strebendes Sinken aller Preise hatte begonnen, ein reiches Maß von Genüssen über die Menschheit auszuschütten.

Was kann denn sonst der Beweggrund dieses Rückfalls gewesen sein, der nach dem wissenschaftlichen Verstandniß jener Zeit so eigenthümlich erscheint? Die Geschichte hat keine genügende Erklärung dafür. Ihr sind die inneren Beweggründe des großen Staatsmannes, der damals mit so ungewöhnlichem Geschick und mit so eiserner Kraft die Regierung des eben erstandenen Deutschen Reiches führte, nicht erkenntlich geworden. Man sagte, der nothleidenden Landwirthschaft und der nothleidenden Industrie solle geholfen werden. Aber worin bestand denn die Noth, welches waren die Leiden? Unter einem allzuheftigen Aufschwung der Production waren die Preise aller Dinge zurückgegangen, und der Rückgang der Preise hatte den Gewinn der Unternehmer geschwächt. Man schien zu glauben, daß die Erträge des Bodens sich mindern, die Industrie die Production beschränken würde, wenn den Unternehmern nicht ein hoher Kapitalgewinn verbliebe, und um ihnen diesen zu verschaffen,

suchte man den Preis ihrer Erzeugnisse durch Zölle zu erhöhen. Man suchte das Publicum zu zwingen, für Brod und Fleisch, für seine Kleidung und sein Arbeitsgeräth mehr Geld auszugeben, um dieses Geld in die Tasche der Unternehmer zu führen.

Hat man diesen Zweck erreicht? Hat man den Unternehmern geholfen? Mitunter, nicht immer. Einigen, nicht Allen. Wir haben an unserem Beispiele gesehen, daß die Schutzzollpolitik einen Ueberfluß an Waaren hervorruft, und es liegt auch wohl auf der flachen Hand, daß der Verbrauch nicht gehoben werden kann, wenn man die Gegenstände des Verbrauchs dem Volke theurer macht. Es war also ganz naturgemäß, daß die Schutzzölle zunächst auch den als Unternehmer thätigen Producenten nur schaden, nicht nützen konnten. Die Preise sanken nur noch mehr, und es war durchaus in der Sachlage begründet, daß gerade das Jahrzehnt nach Wiedereinführung der Schutzzollpolitik ein Jahrzehnt der lautesten Klagen war. Erst als nach schlechteren Ernten die Mengen von Brod und Fleisch sich zu mindern begannen, und nach dem auf manchen Productionsgebieten eine verhältnißmäßige Beschränkung der Thätigkeit eingetreten war, hob eine Preissteigerung an, die den Unternehmerfreisen wieder günstig wurde. Die allgemeinen Nachenschläge, die die Production des Volkes durch die Schutzzollpolitik empfing, schlossen natürlich nicht aus, daß nicht einzelne Erwerbszweige und einzelne Kapitalisten sich aus den ihnen gewährten Schutzzöllen erhebliche Vortheile zu machen verstanden. Der unbefangene Blick aber, mit dem wir von dem höheren Standpunkte einer späteren Zeit auf jene Strömungen der Vergangenheit niedersehen, läßt uns die Wirthschaftspolitik jener Zeit nicht glücklicher erscheinen, als jenes mittelalterliche Merkantilsystem, nur daß sie viel weniger verzeihlich war, weil sie eine blühende Kultur viel empfindlicher traf, als den viel weniger entwickelten Verkehr einer Zeit, die noch mit den Anfängen des Kulturlebens rang.

Ihre schlimmsten Wirkungen aber liegen auf dem sittlichen Gebiete. Es steht immer schlimm um die Völker, wenn die Regierungen selbst den Feuerbrand der Interessen in die Massen werfen. Da werden Leidenschaften wach, die alle höheren Triebe zu vernichten drohen und die Volksklassen in die widerwärtigsten Gegensätze scheiden. Wen überkäme nicht, wenn er sich in die Geschichte jener Jahre versenkt, ein tief trauriges Gefühl! Soeben war den Deutschen ein Vaterland entstanden. Was sie lange ersehnt und erkämpft, und was bei dem unbezwingliche

Particularismus der Fürsten als unmöglich erschien, ein einiges Deutsches Reich, es war endlich zur Wahrheit geworden, und in Begeisterung und Vertrauen blickten alle Stämme zum Hohenzollernthume auf, dessen Krone ihnen als ein Sinnbild der Macht und der Gerechtigkeit erschien. Da ward durch die Schutzollpolitik die edle Flamme zerstört. Zugleich mit dem glücklich erzeugten Klassenhaß wucherten auch der Rassenhaß und der Glaubenshaß empor, und das soeben geeinte Vaterland wurde der Tummelplatz der niedrigsten Parteileidenschaften. Die Besitzenden scharten sich um den Staat, durch dessen Schutzzölle sie mühelos Schätze zu gewinnen wähnten, und die Besitzlosen fühlten sich zurückgestoßen durch eine Politik, die ihnen nicht anders als ein Eingriff in ihr Eigenthum erschien. Ob die Schutzzölle die Interessen der Unternehmer auf Kosten der Consumenten in der beabsichtigten Weise zu fördern vermochten, ob sie nicht vielmehr einen andern Nebelstand hervorrufen mußten, unter welchem beider Interessen geschädigt wurden, diese Frage konnte bei dem Zwiespalt der Interessen nicht zu sachlicher Erwägung kommen. Wo die Geldinteressen hineingezerrt werden, da lagert sich im Gehirn der Menschen ein finsternes Vorurtheil ab, das der ruhigen Vernunft und den sittlichen Regungen den Eingang versperrt. Hätten die kapitalkräftigen Unternehmer jener Zeit, die großen Grundbesitzer und die Großindustriellen, sich klar machen können, wie sehr ihr Interesse mit dem ihrer Consumenten verschmolzen war, und wie wenig die Schutzollpolitik den Interessen Beider gerecht zu werden vermochte, sie würden schwerlich so thöricht gewesen sein, in gleichmüthiger Ruhe einen Haß aufwuchern zu lassen, der nicht allein an ihnen, sondern auch an der Autorität der Gesellschaft, an der Autorität des Staates, an der Autorität des Thrones nagte.

Nun, meine Herren, wir sind's, die die Früchte jenes Hasses zu kosten haben. Wir alle stehen ja am Vorabend einer Katastrophe, die Gesittung und Wohlstand und uns mit ihnen zu vernichten droht. Die Schutzollpolitik ist die Amme gewesen, die der jungen Socialdemokratie die Nährbrüste gab und ihre Glieder zu kräftigem Wachsthum trieb. Glaubte der Staat sich berechtigt, den Besitzlosen zu Gunsten der Besitzenden zu nehmen, so wälzten in richtiger Folge die Besitzlosen das Recht ihm zu, den Reichen zu nehmen, um ihnen selbst ein behagliches Dasein zu geben. Was der Vernunft widerspricht, kann nicht Vernünftigem zur Nahrung dienen, und gewiß finde ich heute keinen Widerspruch mehr bei Ihnen, wenn ich den Socialismus

ein Monstrum von Narrheit nenne. Es war närrisch, den Staat zum Träger der Production zu machen, närrisch, dem Einzelnen zum eigenem Erwerb die Kräfte zu rauben, aber am närrischsten war's, den Menschen den Besitz von Kapital zu untersagen, denn dieser Mangel an Kapitalbesitz wird das Hinderniß sein, bei der heute hereinbrechenden Handelskrisis unserem Volke die nöthigen Nahrungsmittel zu schaffen.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen gehabt. Man achtete es gering, die Begehrlichkeit der Reichen zu erwecken, aber dieses geringfügige Uebel, das einem politischen Interesse nützlich erscheinen mochte, es hat die häßliche Leidenschaft weiter wachsen lassen, bis das Uebel nicht mehr überwindlich war, und es ist noch immer das Unglück der Völker gewesen, wenn die Regierungen zu spät die Wahrheit erkannten.“

Nachdem Professor Bergfall seinen Vortrag beendet hatte, der mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört wurde, erhob sich der Präsident, um ihm im Namen der Versammlung seinen Dank zu sagen. Zugleich forderte derselbe auf, in eine Discussion über das Gehörte einzutreten. Es schien Anfangs Niemand zu Einwendungen Neigung zu haben, doch nach längerer Pause erbat sich Herr Professor Hergenroth, der als eifriger Forscher der politischen Geschichte die volkswirthschaftlichen Ausführungen seines Collegen nicht als ausschlaggebend betrachten mochte, zu einer kurzen Bemerkung das Wort.

Professor Hergenroth: „Ich glaube, meine Herren, daß wir dem Referenten in dem letzten Theil seines Vortrages wohl alle zustimmen müssen. Ich meinerseits habe den Socialismus niemals für einen Segen gehalten. Auch gegen das, was mein werther Colleague über die Wirkungen der verschiedenen Zollsysteme ausführte, möchte ich theoretische Bedenken nicht geltend machen. Aber ich meine, in der Politik muß man zwischen Theorie und Praxis einen Unterschied machen. Es kann etwas theoretisch falsch, aber in der Praxis von höchstem Nutzen sein. Ich meine, nach damaliger Lage der Dinge kann die eingeführte Schutzpolitik unserem Lande nur förderlich gewesen sein. Sie hielt die auswärtigen Waaren von unsern Grenzen zurück, nahm also unserer Production eine gefährliche Concurrrenz, während die inländischen Waaren ungehindert in das Ausland gehen konnten. Es mag dem Volke insofern empfindlich gewesen sein, als ihm die Nahrungsmittel vertheuert worden sind, aber indem es ihm die Concurrrenz des Auslandes vom Halse schaffte, gab es ihm die Fähigkeit wieder, für seine industriellen Erzeug-

nisse Absatz zu finden, und hierdurch erlangte die Gesamtheit des Volkes einen größeren Gewinn, als die Vertheuerung der Nahrungsmittel ihm Nachtheil bringen konnte.

Raum hatte Herr Professor Hergenroth sich niedergelassen, als der alte Buchner sich mit jugendlicher Elasticität von seinem Sitze erhob und mit einiger Erregung in den Mienen das Wort erbat.

Generaldirector Buchner: „Der Herr Vorredner scheint sich in seinen Studien zu sehr auf die Geschichte unseres Vaterlandes beschränkt zu haben. Da ist ihm denn der wichtigste Punkt in den wirthschaftlichen Verhältnissen jener Zeit verborgen geblieben. Was Deutschland den anderen Völkern vorgemacht hat, haben diese ihm redlich nachgemacht, und die deutschen Waaren, die ins Ausland strebten, fanden hier dieselben Zollschranken vor, die Deutschland so liebenswürdig gewesen war dem Auslande zu errichten. Wenn übrigens der Vorredner die Güte haben will, sich über die damalige Handelsbewegung in der Statistik zu unterrichten, so wird er die ganz entgegengesetzte Wahrnehmung machen, daß der von ihm gerühmte leichte Absatz der Erzeugnisse durchaus nicht eingetreten ist. Die Statistik ergiebt vielmehr einen Stillstand in der Ausfuhr von Industrieerzeugnissen, der bei den vermehrten Hülfsmitteln an Kapital und Technik nicht hatte stattfinden können, wenn nicht die Schutzollpolitik der Mutter Natur unmöglich gemacht hätte, ihre schnell wirkenden Heilmittel hülfreich werden zu lassen.“*)

Herr Bankdirector a. D. Stillfried: „Ich möchte nur mit einer kurzen Bemerkung bestätigen, was Herr Generaldirector Buchner soeben ausgeführt hat. Das Mißverhältniß zwischen Erzeugung und Verbrauch in jener Zeit war in der That so groß, daß die Producentenkreise sich vielfach genöthigt gesehen haben, Verbände zu errichten, durch welche sie sich entweder zu

*) Um die vom Generaldirector Buchner behauptete Stagnation in dem Absatz unserer Industrieerzeugnisse nach Einfuhrung des Schutzollsystems zu erkennen, brauchte man nicht erst im Jahre 2002 zu leben. Sie war schon in der letzten Hälfte des achten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts klar ersichtlich. Vergleicht man die in der letzten Hälfte dieses Jahrzehnts aus Deutschland ausgeführte Gesamtmenge von Industrieerzeugnissen mit der in der ersten Hälfte desselben ausgeführten, so ergiebt sich nur eine Zunahme, die bei weitem nicht der in dieser Zeit stattgehabten Zunahme der Bevölkerung entspricht. Darin liegt offenbar ein vernichtendes Argument gegen die vielgerühmte Nützlichkeit des Schutzollsystems. D. H.

einer bestimmten Beschränkung ihrer Production oder zur Innehaltung eines bestimmten Preises beim Verkauf ihrer Erzeugnisse verpflichteten, und letzteres ist mit einer Produktionsbeschränkung fast gleichbedeutend. Einer der sonderbarsten Ausflüsse dieser Kartelle war das Bestreben, die Waaren beim Verkauf im Inlande so hoch im Preise zu halten, daß sie auf ihre Kosten kommen konnten auch dann, wenn sie in Folge dessen vermehrte Mengen im Inlande nicht abgesetzter Waaren zu Schleuderpreisen in das Ausland abführten. Dieses unpatriotische Verfahren ist nur unter dem Schutze der hohen Zölle möglich gewesen und zeigt den Unverstand der Schutzzollpolitik in seiner höchsten Potenz. Auch in dieser Beziehung wird es uns sehr nützlich sein, wenn wir uns nach dem Beispiele des Referenten am socialistischen Staate die Bedeutung des Verfahrens klar zu machen suchen. Hätte unsere Regierung beispielsweise für das Eisen einen besonders hohen Preis angesetzt, so würden alle diejenigen, welche Gegenstände zu gebrauchen genöthigt sind, zu deren Bestandtheilen Eisen gehört, in der Höhe des Mehrbetrages der Kosten derselben in anderen Bedürfnissen sich einzuschränken gezwungen sein. Die Regierung würde also eine Menge bereits hergestellter Erzeugnisse unverkauft behalten haben, und die darauf verwandte Arbeitskraft wäre verschwendet gewesen. Hätte sie nun weiter noch das für die Ausfuhr producirte Eisen unter den Herstellungskosten verschleudert, so wäre auch dadurch ein Theil der Arbeitskraft unangegenutzt geblieben, der, zu anderen Zwecken verwandt, der Gesellschaft hätte nützlich sein können. Wir haben hier also ein Geschäftsverfahren, das in doppelter Beziehung zur Verschwendung von Arbeitskraft führt, und ein Zollsystem, das solchen Praktiken den Anlaß giebt, kann unmöglich zu einer Verreicherung des Volkes führen.“

Herr Regierungsrath Weinbauer. „Der Herr Referent hat den Socialismus eine Narrheit genannt, und wir stimmen wohl Alle darin überein, daß diese Bezeichnung eine sehr glückliche ist. Man könnte versucht sein, sie auch auf das Schutzzollsystem anzuwenden, aber ich fürchte, die Herren Schutzzöllner kämen zu gut dabei weg. Ein Narr kann ehrlich und gutmüthig sein, das Beste wollen und von jeder Schädigung seiner Mitmenschen frei sich halten. Die Socialdemokraten sind zwar gegen die Reichen nicht allzu wohlwollend gewesen, aber sie haben doch nicht ihr Elend gewollt, sondern nur so weit ihren Ueberfluß ihnen abgenommen, daß ihnen gleich allen Anderen ein erträgliches Dasein verblieb. Was die Schutzzöllner aber von der Habe

ihrer Nächsten begehrten, mußte zum größten Theil gerade denen genommen werden, die sich gar keines Ueberflusses zu erfreuen hatten, sondern dadurch verlieren mußten, was zu ihrem nothdürftigsten Lebensunterhalt gehörte. Mir scheint, die sittlichen Eigenschaften der Schutzzöllnerei springen bei einem solchen Vergleich besonders in die Augen.“

Herr Amtsrath Bromfeld, früherer Domänenpächter. „Mir scheint, der Herr Referent hat sehr viel von der Industrie, aber sehr wenig von der nothleidenden Landwirthschaft gesagt. Den nothleidenden Landwirthen jener Zeit ist es doch sehr zu Nutzen gekommen, daß sie für ihr Getreide einen Preis empfangen haben, der um den Zollbetrag höher als der Auslandspreis war.“

Herr Generaldirector Büchner. „Ich möchte dagegen behaupten, daß den nothleidenden Herren Landwirthen die Schutzzölle kaum mehr eingebracht haben, als den Waisenkindern das Sammeln und Verwerthen von Cigarrenabschnitten. Das Gedeihen der Landwirthschaft hängt lediglich vom Gedeihen des Gewerbes ab, welcher der brodessenden Menschheit Beschäftigung und Kaufmittel giebt, und ihr konnte ein Zollsystem nur nachtheilig werden, welches, wie heute so unzweifelhaft nachgewiesen ist, den Aufschwung der Industrie verhindern mußte.“

Präsident. „Es meldet sich Niemand mehr zum Wort. Da verbleibt mir nur, in der Kürze zusammenzufassen, was wir als Ergebnis unserer heutigen Verhandlung gewonnen haben. Die im Jahre 1878 wieder eingeführte Schutzollpolitik war ein veraltetes System, das mit den Lehren der Wissenschaft im Widerspruch stand und einem Zeitalter, das unter dem Zeichen des Verkehrs gestanden, in keiner Weise sich anzupassen vermochte. Ihre Wirkung ist gewesen, daß sie dem Umlaufe von Production und Consumtion die ihm nöthige Energie entzog, in ungesunder Weise die Kapitalbildung förderte, wodurch auf dem Gebiete der Production eine ungesunde Unternehmungslust entstand, und daß sie darum den wünschenswerthen Aufschwung der Industrie nicht hat aufkommen lassen. Sie konnte darum auch der Landwirthschaft nicht förderlich sein und verhinderte, daß der Reichthum des Volkes sich in einer für die niederen Volksklassen ersprießlichen Weise zu heben vermochte. — Ich schließe die Versammlung und bitte für die nächste Sitzung um ebenso zahlreichen Besuch.“

Elftes Kapitel.

Das Ende der Gesellschaft.

Während wir uns nach dem Schluß der Versammlung zum Aufbruche rüsteten, stellten sich mehrere jüngere Beamte mir vor, und der Zufall fügte es, daß bei den ersten kleinen Verbindlichkeiten, die wir uns sagten, die Aufforderung an mich laut wurde, noch eine kleine Reise durch verschiedene Vergnügungsorte mit ihnen zu machen. Ich war solchen gelegentlichen kleinen „Reisen“ niemals abgeneigt gewesen, weil ich stets meine Freude darin gefunden, die Menge vergnügt und heiter bei ihrer Erholung zu sehen. Heute hätte ich am wenigsten Grund zu einer Ablehnung gehabt, weil ich eine wahre Angst vor der Einsamkeit meiner Stube empfand, und so nahm ich das Anerbieten mit vielem Danke an.

Wir haben eine ansehnliche Zahl von Belustigungsorten durchstreift. Bierlocale, Cafés, Tanzsäle und Ringeltangel, aber zu dem gewohnten Genuß eines wohlthuenden Stillvergnügteins kam ich diesmal dabei nicht. Die Freude und der Schmerz um die entschwendene Freundin, die furchtbare Hiobsbotschaft des Abends und die fesselnde Verhandlung im philomathischen Verein, das Alles lag mir schwer in Herz und Gehirn.

Nicht am Wenigsten aber hatte Bergfall's Vortrag mir das Herz eingeengt. Weckte er doch die Erinnerung an die schmerzlichsche Zeit meines Lebens in mir auf! Wie hatte ich mich so wunderbar gehoben gefühlt, als auf den Schlachtfeldern Frankreichs das Deutsche Reich erstanden war und auf einer freien Gesetzgebung schön und herrlich sich aufzubauen begann! Wie schien das Kleinliche und Häßliche auf einmal unserem Volke entschwinden zu sein, und ein höherer Zug auch des kleinsten Mannes Brust zu beleben! Und als dann so plötzlich der Umschwung erfolgte, wie tief hatte es mich geschmerzt! Es waren die traurigsten Jahre meines Lebens gewesen.

War die Germania wirklich noch das Sinnbild des Hohen und Schönen geblieben? War man nicht von nun an bestrebt gewesen, sie in den Dienst der materiellen Interessen zu ziehen? Das war die bittere Frage, die mich damals zu Boden drückte, und die mich nun auf's Neue ergriff! Wie wurden damals die Interessenkämpfe entflammt, der Klassenhaß erweckt, die Parteiliebe hervorerufen! Es wachte Alles wieder lebendig in mir auf. Und nun sah ich mich mitten unter sorglosem Froh-

sinn, aber meine Seele war gedrückt, und es durchschnitt mir das Herz, allem Frohsinn das Ende so nahe zu wissen.

Ja, sie tanzten und scherzten, zechten und jubilirten, fangen und lachten. Warum sollten sie nicht? Ihnen hatte ja der Staat alle Sorgen genommen, und wenn Andere für sie zu denken und zu grübeln, zu mühen und zu rechnen hatten, warum sollten sie nicht sorglos dem kommenden Morgen entgegen blicken? Die Menschen betrachteten es als ihr Recht, unter Leiden und Trübsal den fröhlichen Sinn sich nicht verkümmern zu lassen. Unter allem Furchtbaren, was von der französischen Revolution uns berichtet worden ist, hat Nichts einen so unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, als daß in den Tagen des Schreckens, als das Haupt des unglücklichen Königs fiel, und Ströme Menschenbluts von der Guillotine rannen, das lustige Paris allabendlich in 23 Theatern sich amüfirt und in 60 öffentlichen Localen am Tanze sich vergnügt hat. Warum sollten sie heute nicht lachen und tanzen und scherzen, wo keine Guillotine köpft und kein blutiges Tribunal nach unschuldigen Opfern suchte?

Aber auch im socialistischen Staate schritt das Verhängniß schnell, und mit düsteren Mienen trat auch an die Sorglosen die Sorge heran. Ich hatte häufige Gelegenheit, den alten Bücherer zu sprechen, und da dieser durch seine Beziehungen zur Regierung gut unterrichtet war, befand ich mich immer auf dem Laufenden. Die Regierung hatte den Kopf nicht verloren, sondern in der Stunde der Noth die äußerste Energie entwickelt. In unaufhörlicher Hastlosigkeit spielte der Telegraph nach allen Richtungen, und in wenigen Tagen war sie genau orientirt, welche Mengen von Nahrungsmitteln sie vorrätzig hatte. Auch mit dem Auslande wurde eifrig verhandelt. Was an vorhandenen Erzeugnissen nur irgend wie absezbar war, das suchte man unterzubringen und Getreide und Vieh dafür einzutauschen. Aber wie viel man sich auch mühte, ein zu großer Theil der Arbeitskraft war für die Herstellung von Gegenständen verwendet gewesen, für die bis dahin in Mittelasten eine lebhafte Nachfrage war, und für diese fand man an keiner anderen Stelle Bedarf. Die Zeit bis zur Ernte war noch lang, und wie fleißig man auch den Rechenstift in Anwendung brachte, für den Consum mehrerer Monate blieb ein zahlenleerer Raum.

Es war nun Zweierlei zur Frage gekommen. Ob man durch Beschränkung der Post auf halbe Rationen bis zur Ernte sich durchhelfen und das Weitere der Zukunft anheim geben solle, oder ob man verzehren solle, was man habe, um dann

eines schönen Tags das Gewehr in den Graben zu werfen. Das Letztere wurde als kleinlich und feige betrachtet. War die Hoffnung auch noch so gering, und zwar um so mehr, als alle dichtbevölkerten Länder sich in der gleichen precären Lage befanden, so glaubte man doch bis zum letzten Moment am Steuerruder verbleiben zu müssen, weil, je länger man sich am Plage zu behaupten vermöge, desto mehr Chancen für die Möglichkeit der Rettung sich böten. Man fürchtete nur, daß es sehr schwierig sein würde, die Menschen mit einer halben Brodration zufrieden zu stellen, wenn zugleich auch der Fleischconsum auf die Hälfte herabgesetzt würde, und eine zweite auftauchende Befürchtung war, daß die Verminderung des Brod- und Fleischverbrauches zu verstärktem Consum von Kartoffeln führen würde. Der ersteren Befürchtung glaubte man am besten zu begegnen, wenn nur Brod von mindestens achttägigem Alter ausgegeben würde, und um auch der zweiten auszuweichen, wurde bestimmt, in allen Speisehäusern sowie auch bei Einzelkäufen pro Person nur bestimmte Kartoffelportionen verabfolgen zu lassen. Daß der Preis für die verkleinerten Rationen nicht niedriger normirt werden könne als bisher für die ganzen, sondern vielmehr eine Erhöhung sich empfehle, konnte nicht zur Frage kommen, denn darüber war kein Zweifel möglich, daß bei der gesteigerten Concurrnz der Industriekländer der Ankauf von Nahrungsmitteln wie von Rohstoffen nur durch Weggabe von größeren Mengen von Industrieerzeugnissen zu beschaffen sein werde, also auch in dieser Beziehung eine gewisse Enthalttsamkeit der Bevölkerung erstrebt werden müsse. Schon nach wenigen Tagen wurde die Bevölkerung durch folgenden Regierungserlaß überrascht:

An die Bürger des socialistischen Deutschland.

Mitbürger!

Ein trauriges Verhängniß ist über unser Volk hereingebrochen. Durch die in unserem wichtigsten Absatzgebiet eingetretenen kriegerischen Unruhen ist die überwiegende Menge der Erzeugnisse, die Euer Fleiß und Eure Arbeit zum Erwerb unserer Nahrungsmittel hergestellt haben, unverkäuflich geworden. Es entsteht die Gefahr, daß die Nahrungsvorräthe bis zum Beginn der kommenden Ernte nicht ausreichen werden, wenn nicht durch rechtzeitige weise Beschränkung dem gefährlichsten Uebel Einhalt geschieht. Wir verordnen daher, was folgt:

1. Backwaaren aller Art sind nur auszugeben, nachdem sie ein Alter von acht Tagen erreicht.

2. An jede einzelne Person beiderlei Geschlechts werden an Brod und Fleisch für jeden besonderen Tag bestimmte Rationen verabfolgt, welche dem Gewichte nach gleichkommen der Hälfte des Quantum, welches bisher von der Durchschnittsperson verzehrt worden ist. Der Preis der Rationen wird in den Verkauflocalen durch Anschlag bekannt gemacht.

3. Kartoffeln und sonstige Nahrungsmittel werden in den Speisehallen wie bei Bezügen zu häuslichem Gebrauch nur in bestimmten Portionen verabreicht.

4. Diese Verordnung tritt mit dem 24. Januar d. J. in Kraft.

Wir beklagen mit Euch die schwere Heimsuchung, die der Rathschluß der Vorsehung über unser Volk verhängt hat, und erwarten von Euch, daß Ihr in Geduld und Hingebung die harte Prüfung ertragt. Bleibt eingedenk des alten Wortes: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Die Reichsregierung.

Es gab keine Seele, der diese Ueberraschung eine angenehme gewesen, und die widrigen Gefühle, die der Erlaß hervorgerufen hatte, sie erfuhren eine Abminderung nicht, als am dritten Tage die verkleinerten Portionen und das altgewordene Brod zum Vorschein gelangten. Die Stimmung wurde nicht schöner, das Leben nicht friedlicher, und über die Regierung wurden die härtesten Urtheile gefällt. Die Presse indessen that in dieser Nothlage ihre Schuldigkeit. Man könne der Regierung das Unglück nicht zum Vorwurfe machen, sagte sie, die Socialisirung der Gesellschaft trage allein die Schuld. Wäre das Kapital der Gesellschaft in Privathänden verblieben, so würde man ein einfaches Mittel der Errettung haben. Die Kapitalisten würden ihre Werthpapiere und Antheilscheine in Gold umsetzen und in der Hoffnung auf einen Gewinn gegen baare Mittel aus dem Auslande kommen lassen, was der Magen heute entbehren müsse. Aber eine Gesellschaft, die das Eigenthum verstaatlicht habe, müsse auch das Unangenehme in den Kauf nehmen, daß all ihr reicher Besitz durch die Verstaatlichung den Werth verloren, und daß sie inmitten unendlicher Schätze doch zu arm sei, um aus einer Nothlage sich heraus zu helfen.

Die Richtigkeit dieser Deduction wurde nicht sogleich, doch mit der Zeit begriffen. Man meinte anfangs, der Staate solle nur Grundbesitz oder Eisenbahnen verkaufen, er solle, wie einst in der französischen Revolution, durch Ausgabe von Assignaten

sich ungezählte Millionen verschaffen. Aber die Unmöglichkeit dieser Vorschläge war leicht erweislich. Es fehlte an Käufern, die Grundbesitz und Eisenbahnen zu bezahlen vermochten, und ohne die Bezahlung hätte die Veräußerung keinen Nutzen gehabt. Es war eine eigenthümliche Fügung: was seit Jahrtausenden angezweifelt worden ist; was hervorragende Geister mit einem Aufgebot glänzender Dialektik bestritten haben; was den Massen so schwer begreiflich erschienen — der knurrende Magen hat es zur endgültigen Lösung gebracht! Der Eigenthumsbesitz ist keine schädliche Einrichtung, keine Erfindung des menschlichen Geistes, kein Nachtheil für die Gesellschaft — er ist ein Gebot der Mutter Natur, ein Segen für die Menschheit, eine Grundbedingung der Kultur, eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Existenz der Menschheit! Das Eigenthum verdrängen heißt ein Werk der Natur verdrängen, und wer diese gütige Mutter in ihrer wohlthätigen Arbeit stört, den straft sie unerbittlich mit schwerer Hand. Das war die Wahrheit, die der leere Magen verständlich gemacht hatte, und die von der socialistischen Welt nun nicht mehr angezweifelt wurde.

Wäre die Lage nicht so ungemein kläglich gewesen, ich hätte geglaubt, mich in dem wichtigsten historischen Moment zu befinden. Seit Eva's Kinder zu denken gelernt, ist noch kein schwieriges Problem zu unbefrittener Lösung gebracht; dies war in Jahrtausenden der erste Augenblick, wo eine wichtige Wahrheit keine Zweifler mehr fand. Es schien auch fragelos festgestellt zu sein, daß Bebel kein wahrer Prophet gewesen, und Marx und Lassalle ihren glänzenden Kopf mit einer närrischen Frage zerbrochen. Die Menschen glaubten an ihre Theorien nicht mehr; ihr hungeriger Magen war ihnen eine bessere Autorität.

Und während die Menschen ihre Lage beklagten und die sociale Frage theoretisch zur Lösung brachten, war die Regierung mit allen ihren Kräften bedacht, das schwerste Unheil noch abzuwenden. Sie rathschlugte viel und sah nach allen nur denkbaren Hilfsmitteln aus. Aber ihre Aufgabe war unmöglich, denn wo sie auch suchte, und was sie erfannt, durch die Socialisirung der Gesellschaft war der sociale Körper an seinen wichtigsten Gliedern geschwächt, und es wollte ihr nicht gelingen, den geschwächten Organismus zu wirksamer Bethätigung der Kraft zu bringen. Die Nivelirung der Bedürfnisse hatte einen völlig unhaltbaren Zustand geschaffen. Zahlreich zusammengedrängte Völker, wenn sie einen angemessenen Wohlstand besitzen, finden in ihrer Dichtigkeit wohl einen kräftigen Hebel, ihren Wohl-

stand zu erhalten und höher zu bringen, und auch das Nebeneinanderbestehen dicht bevölkerter Länder kann allen in gleicher Weise zur Stärkung der Lebenskraft dienen. Aber eine unumgängliche Bedingung dazu ist, daß sie zu einer reichhaltigen Beschäftigung Gelegenheit finden und unter sich wie auch mit andern Völkern ihre Erzeugnisse austauschen können. Dazu ist erforderlich, daß Geschmack und Neigungen die weitesten Grenzen finden und Fähigkeiten und Geschick einen unbegrenzten Spielraum gewähren. Diese Bedingung war in der früheren Gesellschaft vorhanden gewesen, und weil Geschmack und Neigungen den Fähigkeiten und Geschicklichkeiten sich anzupassen vermochten, war ohne Gefährdung ihrer Existenz ihr fortdauerndes Wachstum möglich gewesen. Nun hatte die Gleichgestaltung der Einkommen den Geschmack und den Neigungen viel engere Grenzen gesteckt, und damit war nicht allein vielen erworbenen Fähigkeiten und natürlichen Anlagen die Bethätigung beschränkt, sondern es war überhaupt manche Arbeitskraft außer Dienst gesetzt. Wie konnte das eine andere Folge haben, als daß es diesen zahlreichen Völkern erschwert worden war, durch Verkauf ihrer Arbeitsleistungen die Mittel zum Ankauf der Nahrungsmittel zu finden? Solange sich ihnen in einer neu erwachenden Kultur eines fremden Welttheiles ein neues Absatzgebiet erschloß, war die Gefahr nicht groß, aber sobald durch kriegerische Unruhen diese Kulturregung zum Stillstand gebracht war, trat sie in doppelter Stärke hervor. Wenn eine größere Zahl von dicht bevölkerten Ländern in einer sehr beschränkten Zahl von Erzeugnissen und einer verminderten Nachfrage gegenüber zum Gewinn der Lebensmittel einen nothgedrungenen Absatz sucht, so müssen ihre Erzeugnisse eine Verminderung des Werthes erleiden, und die Folge kann nur sein, daß nur durch verstärkten Absatz der Lebensunterhalt der Menschen gewonnen werden kann. Und das war nun eben das Schlimme bei der Sache: die industriellen Erzeugnisse sanken im Preis, und man konnte für eine gleiche Menge derselben nur eine geringere Menge von Nahrungsmitteln kaufen.

Ganz derselbe Uebelstand zeigte sich aber auch noch nach einer andern Richtung hin. Was die Industrie zu ihrer Thätigkeit an Rohstoffen gebrauchte, das war etwa ebensoviel werth, als die anzukaufenden Nahrungsmittel und mußte ebenfalls durch ihre Erzeugnisse eingekauft werden. Hier trat also nochmals die Erscheinung hervor, daß für die absehbare Menge von Industrieartikeln nur eine geringere Menge von Waaren einzuhandeln war.

Es war also, wie es noch bei allen Geschäftskrisen der Fall

gewesen, eine Reihe von Strömungen zusammengetreten, um der Fluth ihre vernichtende Gewalt zu geben. Ein neu gewonnenes Absatzgebiet, welches nothwendig geworden war, weil die Agriculturnländer einen großen Theil der durch die Nivelirung der Bedürfnisse zur Production gelangten weniger kunstreich herzustellenden Erzeugnisse selbst anzufertigen im Stande waren, war plötzlich verloren gegangen. Der Verlust desselben hatte zu beschleunigtem Verkauf aller irgend absehbaren Gegenstände gedrängt, und die Beschleunigung des Absatzes hatte deren Preis vermindert. Für billiger gewordene Absatzartikel waren nur geringere Mengen von Nahrungsmitteln einzuhandeln gewesen, und so war nach der hergebrachten Natur von Krankheitserscheinungen das schwere Uebel eines Absatzverlustes durch weitere Absatzstokungen verstarbt. Es war also eine Krisis derselben Art, wie sie häufig im Volkerverkehr vorgekommen sind, und ihre Dauer war abhängig von dem Wiedergewinn des verlorenen Güterabsatzes.

Die Regierung also mochte sich quälen und sorgen; das Nöthige zu beschaffen vermochte sie nicht, und ihre einzige traurige Aufgabe verblieb, zu labiren und hinzuhalten, zu knappen und zu sparen, bis in Asien vielleicht der Friede und mit dem Frieden der wirtschaftliche Aufschwung erfolgte. Wie lange konnte man durch Kargen das Dasein erhalten? Der Winter entschwand, und der Frühling brach lachend wie immer herein. Auch die Sommer Sonne senkte ihre belebenden Strahlen, und in langsamem Wachsen, viel zu langsam für eine hungrige Menschheit, reifte die neue Ernte heran. Die Sense wurde geschwungen, die Dreschmaschine heulte, die Mühle klapperte, und die Menschheit hatte wieder das tägliche Brod. War nun die Noth entschwunden, die Sorge dahin, der Hafen erreicht? Die sorglose Menge mochte sich ruhig des Daseins erfreuen. Sie hatte keine Sorge um den kommenden Tag, es war Sache des Staates, dem kommenden Morgen das Seine zu schaffen.

Aber der Staat sah seine Nothe nicht gehoben, sondern erschwert. In fünfzehn Monaten hatte seine weise Sparsamkeit wohl vermocht, den Menschen das Dasein zu erhalten, aber die Menge der Nahrungsmittel, die er verabreicht hatte, war nur ausreichend gewesen für den einen Zweck, dem Organismus die Functionen der Lebensthätigkeit, nicht aber die Functionen der Kraftentfaltung zu erhalten, und so war die Bevölkerung nicht im Stande gewesen, in den fünfzehn Monaten ihre productive Kraft in nahrungschaffende Thätigkeit zu setzen. Was

der Erntefegen brachte, konnte nur für vier Monate, also bis in den November hinein ausreichend sein, und wenn die Regierung Alles zusammenraffte, was bei vollster Enthaltbarkeit der Bevölkerung im Auslande absehbar war, es reichte nicht weiter, als um für zwei bis drei Monate Nahrungsmittel zu kaufen. Und wenn dann im fernen Asien der Friede kam, und der Handel wieder die Bahnen geöffnet fand? Dann kam alle Hülfe zu spät. Dann hätte sie wohl in den aufgespeicherten Waaren, die durch den Krieg unverkäuflich geworden waren, die Hülfsmittel gehabt, um für weitere drei Monate die nöthigen Nahrungsmittel oder die für die Beschäftigung der Arbeitskraft erforderlichen Rohstoffe zu beschaffen, aber doch nicht genug, um Beides zugleich zu kaufen. Kaufte sie Rohstoffe, so hatte sie den Menschen kein Brod zu geben, um sich für die Verarbeitung derselben die Muskelkraft zu erhalten. Kaufte sie Nahrungsmittel, so fehlte das Wichtigste, um nach Erschöpfung derselben für den ferneren Lebensunterhalt arbeiten zu können. Unter allen Umständen stand bevor, was der Herr Reichskanzler ahnungsvoll vorhergesagt hatte: die sociale Welt ging ihrem Untergang entgegen, nicht durch das Uebel, an dem sie ohnehin krankte, daß es für ihre Arbeit an Menschenhänden fehlte — was nur die Ursache eines allmählichen Siechthums sein konnte — sondern weil sie viel schneller tödtlich das Unheil traf, für die Menschenhände keine Arbeit zu haben.

Eigenthümliche, überraschende, unfaßbare Idee! Auf der höchsten Höhe eines märchenhaften Reichthums, im Besitz unendlicher Schätze, deren mächtiger Glanz alle Vorstellung übertrifft, ausgerüstet mit Werkzeugen von staunenswerther Kraft, Herrin der Entfernung, Herrin der Bodenkraft, ausgestattet mit einem Wissen, das siegreich in alle Geheimnisse dringt, mit einer Kraft des Geistes, der keine Aufgabe unlosbar erscheint, befand sich die Menschheit, wie mit einem Schlage vom Gipfel der Macht in den Abgrund gestürzt, in einem viel ärmeren Zustande wie nur je in den hilflosesten Tagen der Urzeit. Red und vermessen hatte sie irdische Unvollkommenheit mit überirdischer Vollkommenheit zu vertauschen gewagt, aber zur Strafe für ihren Wahwitz war sie in die ersten Anfänge des Erdenlebens zurückgeschleudert. In der That, die Narrheit war riesengroß gewesen! Auf einem Erdball von wechselnder Fruchtbarkeit, von wechselndem Stoffgehalt, von wechselnden Bodenschätzen und unter einem wechselnden Mond, einer wechselnden Sonne, unter wechselnden Regenschauern und wechselnden Winden, hatten sie, in blindwüthigem

Haß gegen das Eigenthum, des einzigen Hülfsmittels entrathen zu können geglaubt, daß die Mutter Natur in gütiger Fürsorge der Menschheit in die Wiege gelegt.

Und Menschen von so armseligem Wiß hatten ihren Wiß für ausreichend gehalten, an Stelle der Natur den Erdball zu lenken.

Die Tage waren langsam und trübe dahin geschlichen. Auch ich hatte an meinem Leibe erfahren, was ein ungesättigter Magen für Qualen schafft, aber das eigene Leid war mir klein geworden, wenn ich so viele hohlhängige Gesichter, so verdrossene Mienen sah. Nun sitze ich am Schvesterabend in meiner einsamen Stube und denke traurigen Herzens an die Leiden der Welt. Was mag das neue Jahr in seinem Schooße bergen? Die Borräthe sind klein, und das Ende ist nahe. Werden sie gleichmüthigen Blickes den Gevatter Tod seine Ernte halten lassen, bis ihre Zahl genügend zusammengeschmolzen ist, um in den Ernten des Landes die Nahrung zu finden? Werden sie mit dem Schwert in der Hand von dannen ziehen, um wie einst in den Tagen der Völkerwanderung unter Morden und Sengen auf fremdem Boden eine neue Heimath zu gewinnen? Werden sie gegen einander den Mordstahl zücken, das Land zertheilen und Herrschaften gründen, in denen der Grundherr über Sklaven die Peitsche schwingt? Werden — — — *)

*) An dieser Stelle bricht das Manuscript plötzlich ab, und dem Anscheine nach ist Herr Friedrich Ost durch irgend eine Störung verhindert worden, seine Arbeit zu Ende zu führen. Vielleicht, daß er in anarchischen Auftritten, die wohl nicht ausbleiben konnten, ein plötzlichendes Ende gefunden. Dagegen entdeckte ich einige zerstreute Blätter, auf denen er, wohl augenblicklichen Impulsen folgend, Gedanken über die sociale Frage niedergeschrieben hat. Keins der Blätter trägt ein Datum, und ich vermag daher nicht einmal zu sagen, ob diese Gedanken vor dem 25. November 1890 oder nach dem 29. October 2001 zu Papier gebracht sind. Um der lieben Vollständigkeit zu genügen, füge ich sie in einem Anhange dem Werke an. D. S.

Anhang.

Aphorismen über die sociale Frage.

Unter allen Jahrhunderten der Geschichte dürfte das neunzehnte zu den für die Civilisation erfolgreichsten zählen. Es hat die politische Gestaltung der Kulturländer zu einer befriedigenden Consistenz geführt, durch eine großartige wissenschaftliche Thätigkeit befruchtend und befreiend das geistige Leben emporgehoben und durch hochbedeutfame Erfindungen, Vervollkommnung der Technik, Vervielfachung der Kraft und kühn aufstrebende Unternehmungslust den materiellen Genüssen die wunderbarste Bereicherung verschafft. Gleichwohl hat es die Ruhmeskrone noch nicht auf seinem Haupt. Ob es sie empfangen wird, ist vielmehr noch abhängig davon, ob es auch die letzte und schwierigste der Herkulesthaten in siegreichem Kampfe zu bestehen vermag.

Wie eine giftige Hydra, der die Köpfe immer wieder wachsen, die ihr abgehauen werden, ist die Socialdemokratie im Ansturm. Sie bedroht nicht nur, was dieses Jahrhundert rastlos geschaffen hat, sie bedroht die gesammte Civilisation, die Arbeit von Jahrtausenden, alle ungeheuren Schätze auf geistigem, sittlichem und materiellem Gebiet. Wird das Jahrhundert auch diese letzte der Thaten, den Kampf mit der Hydra, zu bestehen vermögen? Wird es am Ende seiner Tage durch einen unvergänglichen Sieg die strahlenreichste aller Kronen gewinnen?

Der Sieg wird ihm nicht fehlen, wenn es die verwundbare Stelle des Feindes richtig erkennt und sich in kluger Wahl und mit genügender Kraft der Waffe bedient, die allein diese schwache Stelle zu treffen vermag. Es wird aber eine schimpfliche Niederlage erleiden, wenn es in blindem Uebermuth die verderbliche Macht des Gegners unterschätzt und ohnmächtige Streiche nach den wiedewachsenden Köpfen führt.

Der Socialismus — wenn man sein innerstes Wesen, seinen Widerspruch mit unwandelbaren Satzungen der Natur richtig und gründlich versteht — ist nichts Anderes als eine ungeheure Narrheit, eine Narrheit in höchster Potenz. Aber daß er nichts als eine Narrheit ist, macht die Gefahr, mit der er droht, nicht leichter und kann dem Kampf mit ihm den Ernst nicht nehmen. Narrheit läßt sich weder mit Kanonen noch mit Hinterladern zererschießen, und man überwindet sie auch nicht, indem man die Narren, die sie predigen, in Gefängnisse sperrt, denn eine närrische Idee wird immer neue Narren gewinnen, solange man ihr selbst nicht den Kopf zertreten hat.

Gegen Narrheit ist nur eine wirksame Waffe gegeben. Es ist die mit Sittlichkeit gepaarte gesunde Vernunft. Um aber gesunde Vernunft gegen die Narrheit in den Kampf führen zu können, muß die Gesellschaft sich zu vollem Bewußtsein bringen, wo zwischen Vernunft und Narrheit die Grenzen liegen.

Sie muß vor allem aber auch das Schlachtfeld kennen, das sie zu vertheidigen hat, d. i. die Gesellschaftsordnung, die der Socialismus zu vernichten droht. Sie muß wissen, wie weit sie schadhafte Stellen zu verschanzen vermag, wie weit gefährliche Treffpunkte vor den Geschossen des Feindes hinwegzuräumen sind.

Den gesellschaftlichen Organismus richtig zu verstehen, ist die schwierigste Aufgabe für den Menschengest. Jeder einzelne Mensch ist ein Glied desselben, und sein Blick reicht in den Körper nicht weiter hinein, als der Platz, auf dem er steht, ihm zu sehen gestattet. Und weil er von seinem Platze aus nur Theile, aber nicht das Ganze übersieht, läuft er beständig Gefahr, über die Bedeutung der ihm sichtbaren Theile die Bedeutung der nicht sichtbaren zu verkennen.

Der Arm, den es nach Verstärkung seiner Kraft verlangt, wird wähen, am leichtesten zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen, wenn er nach Verleihung von Sehnen und Muskeln schreit. Verstände er den Körper, dessen Glied er ist, so würde er wissen, daß nicht allein Muskeln und Sehnen von selbst ihm wachsen, wenn der ganze Organismus die ihm nöthige Nahrung hat, sondern daß er auch seine Kraft am besten zu schwingen vermag, wenn ein günstiger Säfteumlauf auch allen anderen Organen den vollen Spielraum für ihre Functionen gewährt.

Die einzelnen Glieder des socialen Körpers, die verschiedenen Berufsstände, werden, wenn sie ihren Blick nicht über den

eng gezogenen Gesichtskreis ihres Geschäftsstandpunktes hinausdringen lassen, immer Gefahr laufen, dasjenige in seiner Bedeutung zu überschätzen, was leicht sichtbar ihrem Interesse förderlich erscheint, dagegen zu unterschätzen, was eine gleichmäßige und harmonische Entwicklung des Ganzen ihnen für Vortheile schafft. Erlangen sie die Macht, die zunächst ihnen ins Auge tretenden Interessen zur Geltung zu bringen, so entsteht nur zu sehr die Gefahr, daß sie durch Störung der Entwicklung dem Ganzen einen Schaden zufügen, dessen Rückwirkung auf sie ihnen größere Nachtheile verursacht, als die Förderung ihres singulären Interesses ihnen Vortheile brachte.

Am meisten scheint, wenn man den kurzfristigen Blick des Massenstandpunktes entscheidend sein läßt, zwischen den Interessen des Kapitals und der Arbeit ein Widerspruch zu liegen. Das Kapital sucht nach Arbeitskräften, ohne deren Hilfe ihm eine lohnende Beschäftigung nicht möglich ist, und findet einen um so höheren Gewinn, je geringeren Lohn es den Arbeitern zu zahlen nöthig hat. Den Arbeitern dient ihre Arbeit zur Beschaffung des Lebensunterhalts, und diesen sehen sie durch den Gewinn des Kapitals beschränkt.

Weil der Arbeiter ohne Beschäftigung und Erwerb nicht leben kann, sieht er sich nur zu oft zur Annahme von Bedingungen genöthigt, die ihm nur eine magere Existenz, dem Kapital dagegen einen reichen Gewinn gewähren, wogegen das Kapital, dem nicht in gleicher Weise die Erwerbsthätigkeit eine Lebensbedingung ist, sich allzu hohen Forderungen der Arbeiter viel leichter entzieht.

Wollte man aber hieraus einen durch die Natur gegebenen Widerstreit der Interessen oder gar das Vorhandensein eines ehernen Lohngesetzes folgern, wonach der Tagelohn des Arbeiters über ein niedriges Maß des Lebensunterhalts nicht hinauszugehen im Stande sei, so würde man einem Irrthum verfallen, der nur durch jenen kurzfristigen Blick in das organische Leben des socialen Körpers entspringen sein könnte.

Das Wachsthum des Kapitals ist im Anfange ein langsameres gewesen als das der Bevölkerung, und es hat dadurch ganz natürlich, insofern einer langsamer wachsenden Nachfrage ein stärker wachsendes Angebot gegenüber stand, auf dem Arbeitsmarkte das Uebergewicht gehabt. Es liegt aber in der Natur des Kapitals, daß mit dem Fortschreiten seines Wachsthums das

Wachsthum sich verstärkt, und daß darum mit der Zunahme des Wohlstandes das Wachsthum des Kapitals das Wachsthum der Bevölkerung überholt. Jemehr dies geschieht, jemehr tritt das Angebot von Arbeitskräften hinter die Nachfrage zurück, mit der Nachfrage steigt der Lohn, und mit der Steigerung des Lohns mehrt sich der Antheil des Arbeiters am Arbeitsproduct.

Dieser Wandel in dem Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit ist vielfach in die Erscheinung getreten und würde sich noch fühlbarer gemacht haben, wenn nicht Störungen des Verkehrs und hemmende Eingriffe in denselben die ruhige Entwicklung zurückgehalten hätten. Er ist aber ohne Zweifel ein besonders hervorragendes Merkmal unserer Zeit. Er offenbart sich in den Ansprüchen, mit denen der vierte Stand den übrigen Ständen als gleichberechtigtes Glied sich anzuschließen strebt.

Dieser Zug unserer Zeit ist nur scheinbar ein Nachtheil, in Wirklichkeit ein Vortheil für das Kapital. Denn dieses sucht nach Bethätigung der ihm innewohnenden productiven Kraft und wird um so sicherer ein Gebiet der Veranlagung finden, jemehr die Kaufkraft der Bevölkerung nach Productionserzeugnissen sucht. Die gesammte Kaufkraft oder vielmehr der Wohlstand der Bevölkerung wird zu einem progressiven Wachsthum, zu wahrer Befruchtung von Kapital und Arbeit aber erst dann gelangen, wenn er da, wo die vielen Millionen sind, wenn er in den niederen Schichten sich auszubreiten beginnt.

Daß ein mündig werdender Arbeiterstand mit ungewohnten und auch wohl ungemessenen Forderungen an die Gesellschaft tritt, ist eine leicht erklärliche Erscheinung. Sie ergiebt sich aus der zurückgesetzten socialen Stellung, die man den Unmündigen angewiesen hatte, aus der Unsicherheit der Existenz, der der Arbeiter nach den Gefahren seines Berufes, den Wechselfällen der Conjunctur und dem niedrigen Stand seines Unterhaltes ausgesetzt gewesen ist. Auch wohl aus dem schäumenden Uebermuth, mit dem die mündig gewordene Jugendkraft in den Kampf des Lebens einzutreten pflegt. Daß die Gesellschaft, soweit sie kann, seinen Forderungen nachzukommen sucht, ist gleich sehr ein Gebot der Klugheit als der Gerechtigkeit. Sie wird keinen socialen Frieden mehr haben, so lange der Arbeiterstand berechnigte Forderungen unerfüllt sieht.

Welche Forderungen aber sind als berechnigte zu erkennen? Ohne Zweifel alle, die erfüllbar sind, erfüllbar, ohne daß die

harmonische Fortentwicklung des socialen Körpers dadurch zurückgehalten wird, denn jede Störung desselben würde den Arbeiterstand nicht minder als den übrigen Ständen zum Schaden gereichen.

Prüft man aber die Berechtigung der Forderungen allein aus dem Gesichtspunkte der Erfüllbarkeit, so wird man mit Sicherheit die Grenzpunkte finden, innerhalb deren die sociale Frage zur Lösung zu führen ist, und es wird Sache der übrigen Stände sein, mit dem Aufgebot ihrer Intelligenz dem Arbeiterstande zur Klarheit zu bringen, daß von seinen Forderungen nur Dasjenige keine Erfüllung findet, was ihm selbst nicht minder als den anderen Klassen zum Schaden gereichen würde.

Gelingt es der Gesellschaft, die gesunde Vernunft des Erfüllbaren und die Narrheit des Unerfüllbaren dem Arbeiterstande verständlich zu machen, so wird die sociale Frage gelöst, so wird die Hydra Socialdemokratie zu Boden geworfen sein. Die Aufgabe ist nicht leicht, denn die Narrheit besteht mehr als die gesunde Vernunft, und die bevorzugten Klassen mit all ihrer hohen Intelligenz werden nicht im Stande sein, die unserem Jahrhundert auferlegte Herkulesarbeit zum Ende zu führen, wenn sie sich nicht mit dem sittlichen Ernst bewaffnen, der zu solchem Kampfe erforderlich ist, und sich völlig durchdringen mit dem Gedanken, daß, weil berechtigt, erfüllt werden muß, was erfüllbar ist.

Welches sind die erfüllbaren Forderungen des Arbeiterstandes?

Erfüllbar ist, daß den Arbeitern in dem Suchen nach Erwerb die vollste Freiheit gegeben wird, und daß ihnen auf keine Weise und durch keinerlei Maßnahmen des Staates zu Gunsten anderer Klassen Hindernisse bereitet werden, die ihnen erschweren oder unmöglich machen, den höchsten Lohn sich zu suchen, der nach Art des Arbeitsmarktes erworben werden kann.

Erfüllbar ist, daß ihnen nicht allein das Coalitionsrecht erhalten bleibt, sondern daß auch Arbeiterausschüsse oder ähnliche Institute eingerichtet werden, die durch Vergleichsversuche in Lohnstreitigkeiten und durch unparteiische Klarlegung der Geschäftslage den für die Arbeiter oft so schädlichen Umständen vorzubeugen im Stande sind.

Erfüllbar ist, daß, soweit es ohne Gefährdung der dabei beteiligten Industriezweige angänglich ist, dem Arbeiterstande aller mögliche Schutz gewährt wird, daß nicht die Kräfte des

Arbeiters in gesundheitschädlicher, die Körperkraft frühzeitig aufreibender Weise ausgebeutet werden.

Erfüllbar ist, daß die Militärpflicht nicht weiter, als zur militärisch-technischen Ausbildung erforderlich ist, in Anspruch genommen wird.

Erfüllbar ist, daß das öffentliche Interesse und das Kapital auch hinsichtlich der niederen Volksklassen das Wohnungswesen zu fördern sich bestreben.

Erfüllbar ist, daß alle staatlichen Eingriffe in den wirthschaftlichen Verkehr, durch welche die Preis- und Lohnbewegung in künstlicher Weise beeinflusst werden können, durchaus vermieden, also auch keine Zölle erhoben werden, die möglich machen, zu Gunsten der Unternehmer den Consum zu vertheuern.

Erfüllbar ist, daß auch in der indirekten Besteuerung nach Gleichbelastung aller Klassen getrachtet wird, also eine Besteuerung nothwendiger Nahrungsmittel überhaupt nicht stattfindet.

Erfüllbar ist, daß der Arbeiterstand politisch den übrigen Ständen völlig gleichgestellt wird; daß also der Arbeiter in staatlichen und communalen Angelegenheiten sich Personen anderer Stände gegenüber nicht in einem Nachtheil befindlich fühlt.

Erfüllbar endlich ist, daß auch die alten Classenvorurtheile hinweggeschwemmt werden, die in der Begegnung mit anderen Gesellschaftsklassen in dem Arbeiter immer noch die Empfindung erwecken mußten, als ob er ein weniger freies und weniger achtbares Mitglied der Gesellschaft sei.

Unerfüllbar dagegen ist jede Forderung des Arbeiterstandes, die zu seinen Gunsten die volle Freiheit der Lohnbewegung einzuschränken und dem Kapital die freie Benutzung der Chancen der Coniunctur und des Arbeitsmarktes zu verkummern sucht.

Solche Beschränkungen können nur schädigend auf die Entwicklung des ganzen Organismus wirken und würden daher auch für den Arbeiterstand selbst nur von nachtheiligen Folgen sein.

Unerfüllbar sind alle Forderungen eines Arbeitslohnes, der dem Kapital sein Wachsthum unmöglich machen würde.

Unerfüllbar aber vor allem sind alle Forderungen, welche Einrichtungen der natürlichen Gesellschaftsordnung zu beseitigen, das Recht des Eigenthums zu beschränken, die freie Erwerbsthätigkeit der Individuen zu fesseln und namentlich der Thätigkeit des Kapitals gegenüber der Arbeit der Menschenhand eine benachtheiligte Stellung anzuweisen trachten.

Jedes derartige Bestreben führt zu einer Unnatur der Verhältnisse, die dem Arbeiterstand nicht minder als der ganzen Gesellschaft gefährlich wäre.

Aber schwieriger als die allgemeine Erkenntniß, was erfüllbar ist und was nicht, ist, die Hindernisse hinwegzuräumen, die in unrichtigen Vorstellungen der Verwirklichung entgegen treten. Unser Wissen und unsere Erkenntniß machen uns von unserem Vorurtheil noch nicht frei, und unter den Vorurtheilen, die den Blick uns beengen, ist kaum eins von so schwer besiegllicher Gewalt, als das Vorurtheil der Geldinteressen. Kommt der Geldbeutel in Frage, ist's mit der Gemüthlichkeit der Erwägung gewöhnlich nicht weit her. Sehr schwer wird es z. B. sein, dem Zuckerfabrikanten klar zu machen, daß die Prämie, die ihm gegeben wird, nur ein künstlich geschaffener Vortheil seiner Abnehmer ist, und daß, so lange er diese Prämie empfängt, zwischen Production und Consum kein gesundes Verhältniß eintreten kann. Noch schwerer, dem nothleidenden Landwirth zum Verstandniß zu bringen, daß ein seiner Natur nach vorübergehendes Ueberwiegen der Production zu einem dauernden Ungemach werden muß, wenn man durch Zölle zu verhindern strebt, daß ein Wachsthum des Consums die Erzeugung mit dem Verbrauch wieder in das Gleichgewicht bringt.

Wo das Vorurtheil der Interessen der Betheiligten die Functionen des Denkens hemmt, muß die freiere Ueberlegungsgabe der öffentlichen Meinung sich zur Geltung bringen. Sie muß allen Klagen und Präntensionen, allen rechthaberischen Ansprüchen unbeirrt die Fleckenreinheit der Erkenntniß entgegenhalten, daß die Natur es ist, die den socialen Organismus lenkt, und daß sie alle kleinmüthigen Eingriffe straft, indem sie akute Leiden zu chronischen gestaltet.

Sie darf sich von der Thatsache nicht abbringen lassen, daß Schutzzöllnerie und Prämienunwesen nur eine andere Krankheitsform des Socialismus sind und thöricht wie dieser die Harmonie des Verkehrs, das Wachsthum des Wohlstandes und den Frieden der Gesellschaft stören.

Das Vorurtheil der Interessen mag am schwersten besiegllich sein, aber es ist nicht der einzige Splitter in unserem Gehirn, der uns den freien Blick in die socialen Erscheinungen beengt und nur durch einen operativen Eingriff der Geistesfreiheit aus demselben entfernt werden kann. Auch die Vorurtheile der Geburt, die Vorurtheile der Erziehung, die Vorurtheile religiöser

Glaubensmeinungen, vor allem das bei denkenden Wesen so schwer erklärliche Klassenvorurtheil, machen es uns zu einer wahren Titanenarbeit, die Vorgänge des socialen Lebens in ihrem Wechsel und ihren Windungen, in ihrem Licht und ihrem Schatten, in Leid und in Freude mit dem Lichtstrahl der Freiheit uns verständlich zu machen.

Wer den Kampf mit der Narrheit bestehen will, muß in sich auszurotten wissen, was die gesunde Vernunft mit närrischen Tropfen durchtränkt, und nur eine Gesellschaft, die unbefangen durch sociale Vorurtheile dem Arbeiterstande gegenübersteht, wird dem letzteren Vertrauen erwecken, wird ihm die druckende Empfindung nehmen, als ob zwischen ihm und ihr eine Scheidelinie, eine Kluft, ein Gegensatz sei, wird trotz aller Verheßungen ihm verständlich machen können, daß von seinen Forderungen nur das ihm versagt bleiben soll, was ohne seinen eigenen Schaden ihm nicht gewährt werden darf!

Für sociale Schäden die Heilung zu suchen, ist in erster Hand die Sache der Gesellschaft, und diese darf sie nicht träge dem Staat übertragen. Aber auch dem Staate wälzt die sociale Frage eine hochverantwortliche Aufgabe zu. Er darf den Werdekämpfen der Gesellschaft nicht durch Maßnahmen in den Weg sich stellen, die geeignet sind, dem einen Theil der Gesellschaft ein Uebergewicht über den anderen zu verleihen, oder durch Einwirkungen auf die Preisbewegung den natürlichen Entwicklungsgang des Gesellschaftskörpers in künstliche, dem Gleichmaß der Functionen widerstrebende Bahnen zu leiten. Er darf nicht augenblicklichen politischen Interessen zu Liebe Klassegegensätze in Leidenschaft bringen, die der natürlichen Kurzsichtigkeit und den herrschenden Vorurtheilen als vorhanden erscheinen. Die durch die Gesellschaftskämpfe sich ihm aufdrängende Aufgabe ist vielmehr, nach allen Richtungen hin versöhnend zu wirken und der Gesellschaft den Frieden zu erhalten, ohne den die Harmonie der Weltordnung im socialen Organismus nicht zur Wahrheit werden kann.

Ein Vorzug der Deutschen ist ihr monarchischer Staat. Die Monarchie kann leichter als andere Staatsformen die Grundsätze, die die Gesellschaft als die richtigen erkennt, in ungestörter Wirksamkeit erhalten, kann leichter den Strömungen entgegen treten, durch welche Einzelinteressen dem Gesamtinteressen feindselig werden.

Wenn Gesellschaft, wie Krone und Staat in richtigem Ermessen, in ernstem Willen und in vollem Einklange mit den sittlichen Vorzugen unserer Zeit die berechtigten Forderungen des Arbeiterstandes zur Erfüllung bringen, so wird unser Jahrhundert nicht zu Ende gehen, ohne die höchste Aufgabe, die ihm gestellt ist, zur Lösung zu führen, ohne der Gesellschaft auch an der Stelle den Frieden zu geben, wo anscheinend unversohnliche Gegensätze ihn zu verhindern streben.



1180109532

PAd